741.

1390

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

Der übel Größtes ist die Schuld.

Schiller.

Erster Theil.

Leipzig, 1818

In Commission

bey August ...

PT
2445
P8F7
1818
v.1-2

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Frauenwürde.

Vorwort.

Da das Motto auf dem Titel dieses Buchs manchen Leser verleiten dürfte, hier große tragische Begebenheiten oder irgend ein ungeheures Verbrechen zu erwarten, und da diese Erwartung, weil sie durch den einfachen Inhalt des Buchs getäuscht wird, der Aufnahme desselben schaden würde: so sey es mir erlaubt, diesem möglichen Vorwurfe, so wie noch einer Besorgniß, nähmlich der Deutung oder Nachweisung der in dem Romane vorkommenden Charactere, mit einigen Worten zu begegnen.

Die Geschichte, welche diese Blätter enthalten, ist einfach, sie könnte sich in unseren Tagen zugetragen haben, und ist in mancher Einzelheit vielleicht auch wirklich geschehen. Die Menschen, welche darin vorkommen, sind bloße Geburten der Phanta-

sie, deren Charactere freylich aus wahren Beobachtungen und wirklichen Erscheinungen, wie dieß nie anders seyn kann, zusammengesetzt, aber nirgends von irgend einer wirklich existirenden Gestalt getreu nachgezeichnet sind. Sie haben Schwächen, Vorurtheile, Irrthümer, Leidenschaften, mitunter auch bösen, oder doch verkehrten Willen. Diese Eigenschaften verstricken sie in Mißverhältnisse und Leiden, sie haben diese Leiden verschuldet, sie werden durch sie gestraft oder gereinigt, und büssen dafür mitten im Schooß des äußeren Glückes, oder bewahren, wenn sie rein geblieben sind, den inneren Frieden mitten unter den Stürmen des Geschicks. Das ist die Ansicht, die ich bey dem Niederschreiben des Buches hatte, das ist auch diejenige, mit der ich wünschte, daß der Leser es in die Hand nähme, und so übergebe ich es, nicht ohne Schüchternheit, dem Urtheile der Welt.

Erſter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

** bad, den 20ſten Junius 1810.

Mein erſter Brief, den ich vor einigen Tagen in Eile abſandte, wird Ihnen gemeldet haben, daß wir glücklich hier angekommen ſind, und die Tante ſich ziemlich wohl befindet. Jetzt, da Alles ausgepackt, geordnet, der Haushalt eingerichtet und die Umgebung ein wenig betrachtet iſt, ſetze ich mich hin, Ihnen genaueren Bericht von Allem abzuſtatten.

Unſere Reiſe war langweilig, wie alle Fahrten, wobey man ein ſchimmerndes Ziel vor Augen hat und das Weiterkommen nur als ein Mittel angeſehen wird, jenes zu erreichen. Der Tante erſchien an dem Ende ihrer Reiſe die Göttinn Hygiäa mitten in den heilenden Waſſern des Quells, mir das bewegte muntere Leben eines Badeorts, wornach mich ſchon lang

gelüftet hatte. Der Raum bis dahin war uns nur eine Kluft, die uns von dem gewünschten Gegenstand trennte. So wurde jede Station, die wir zurücklegten, gesegnet und mit Freuden von der Summe der noch übrigen abgezogen. Überdieß ist der Weg an sich einförmig; ich glaube aber, daß, wenn ich auch durch die schönsten Gegenden der Welt gefahren wäre, ich dießmahl nicht sehr davon angeregt worden wäre. Sie wissen, liebste Mutter, daß ich, bey aller Achtung für die Hervorbringungen der Natur, keine große Freundinn von Landschaften bin, und ein Gemählde dieser Art mir nur durch die Staffage bedeutend wird.

Mir gefällt es hier überaus wohl. Das Städtchen ist freundlich, zwischen schönen Bergen gelegen. Es sind viele Curgäste da, und die Nähe der großen Stadt vermehrt die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Die schattigen Thäler zwischen den Bergen gewähren liebliche Spaziergänge, elegante Equipagen, geschmackvoll geputzte Menschen beleben, verschönern die einsame Gegend, und verbreiten Freude, Bewegung und Interesse. Es gibt wirklich einen sehr hübschen Anblick, wenn man von einer der Anhöhen des lieblich geschwungenen Thals hinab

und hinan blickt, dort die bunten Gestalten zwischen dem lebhaften Grün wandeln, hier in Gruppen auf den Bänken vertheilt sitzen, dann von fern die glänzenden Kutschen daherrollen, sich auf dem dazu bestimmten Platze sammeln, die Reiter hierhin und dorthin sprengen sieht. Es ist ein bewegliches Gemählde, das ungemein viel Reiz hat.

Wir haben bereits einige angenehme Bekanntschaften gemacht. Da die Verhältnisse und der Geschmack der Tante ihr erlauben, Leute bey sich zu sehen und sich unter dem Schwarm unbedeutender Menschen bemerken zu machen, so sammelt sich, was mehr Gehalt, oder wenigstens Ansprüche hat, um uns, und ich will es versuchen, Ihnen einige Porträte mit flüchtigen Zügen zu entwerfen.

Zuerst führe ich Ihnen einen Baron Fahrnau mit seiner Gemahlinn vor. Er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, reich und voll gebaut, mit dunkeln Augen von langen Wimpern überschattet, die eben so viel Gutmüthigkeit als Entschlossenheit anzeigen. Er hat in früheren Jahren, wie man sagt, mit Auszeichnung gedient, auch trägt er den Orden. Wunden und eine unbillige Zurücksetzung veranlaßten

ihn, nach geschlossenem Frieden seinen Abschied zu nehmen. Nun lebt er mit seiner Frau Jahr aus Jahr ein auf einem mäßigen Gute, das er selbst bewirthschaftet und von dem er nur höchst selten einen Ausflug in die Welt macht. Man sieht dieß den guten Leuten auch an. Es ist das Ehepaar aus der Provinz, zärtlich, unzertrennlich, neu, und in vielen Dingen linkisch. Die Frau besonders, eine klare, feine Brünette, mit nicht üblen Zügen und großen, sanften Augen, hat eine wahre Hausfrauentournüre. Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich damit sagen will; aber es ist so etwas Eigenes um diese Weiber, die gar nichts anders sind, als Frauen und Mütter. Sie kennen außer ihrer Kinder- und Gesindestube nichts und wissen von nichts, als den Krankheiten oder Fähigkeiten der Kleinen, den Untugenden ihrer Mägde und den Marktpreisen zu reden.

Indessen, so unbedeutend mir das Paar erscheint, so erregt doch Er unter den hiesigen Damen viel Aufsehen, und einige von den Herren finden auch Geschmack an unsrer Penelope. Hierher gehört vorzüglich ein alter Geck, Graf Norbeck, der mit ihnen vom Lande gekommen ist, wo er in ihrer Nachbarschaft wohnt. Diese im-

mer lächelnde, flache Gestalt ist in der Jugend schön und bey Hofe gewesen, und hat alle Unbedeutenheit, aber auch alle Zierlichkeit und Förmlichkeit des ehemahligen Elegant in sein mattes Alter hinübergenommen. Ein erbärmliches Wesen, das gar zu gern um junge, hübsche Weiber herumtändeln und Eindruck machen möchte!

Ein zweyter, ziemlich erklärter Verehrer der Baroninn ist bedeutender. Es ist ein Fremder, Lothar genannt, dessen eigentliches Wesen, Herkunft, Bestimmung, Absicht — Niemand kennt. Er gilt für einen schönen, und noch mehr für einen starken Geist. Mir mißbehagt der Mensch. Ich erschrack über seine Gestalt, als ich ihn das erstemahl sah. Ein struppichtes, staubfarbenes Haar, ein Schnurrbart, eine seltsame Kleidung, die bequem und anspruchslos seyn soll, aber nichts weiter, als auffallend ist, unangenehme Züge, doch eine hübsche Figur und Gewandtheit, übrigens ein Verächter des weiblichen Geschlechts und aller hergebrachten Formen, so eine Art von Kraftgenie, die, damit man sie ja nicht für Menschen wie die Andern halte, das Schild der Originalität in Kleidung, Sprache und Sitten aushängen!

Dann folgt eine Demoiselle Haller, ein Gesellschaftsfräulein, und hiermit charakterisirt, denn vielleicht drückt keine Art von Lebenslauf ihr Siegel so unverkennbar auf, als diese; ein untergeordnetes, immer gefälliges, immer bejahendes Wesen, verblüht, schweigsam und unbemerkt. Doch unterhält sich die Fahrnau gern mit ihr und spricht mit Achtung von ihrem Verstand. Nun, für die Landedelfrau mag diese Mlle. Haller allerdings ein Orakel seyn!

Aber nun kommt die Hauptfigur, die unter der ganzen Badegesellschaft die meiste Aufmerksamkeit erregt und bisher auch wohl verdient hat. Es ist die berühmte Schriftstellerinn, von der wir schon Manches gelesen haben, Frau von Sarewsky, und die lange, blasse Haller ist ihre Gesellschafterinn. Ein schönes Weib ohne Zweifel, vom besten Ton, die vortrefflich Französisch spricht, kränklich, voll Affectationen, voll Ziereyen ist, und dieß bey den Männern trefflich geltend zu machen versteht! Übrigens führt sie, so wenig ihr scheinbar einfacher Anzug, ihre anspruchslose Equipage, Livree u. s. w. auf den ersten Anblick in die Augen fallen, einen sehr glänzenden Haushalt. Alle Tage erscheint sie mit einem andern Shawl auf der Promenade,

sie hat die schönsten Meklenburger vor einem echt Englischen Wagen gespannt, ihre Leute sind in das feinste Tuch gekleidet, Alles bey ihr und an ihr athmet Geschmack und Eleganz. Sie hat sich sogleich zur Tante gesellt und scheint sich bey ihrer höheren Bildung in unserm Kreise besser, als in den übrigen zu gefallen.

Das sind ungefähr die vorzüglichsten Gestalten, oder wenigstens die, welche am öftesten erscheinen, und ich freue mich, daß der Zufall so viel ausgezeichnete Individualitäten um mich her versammelt hat, deren deutlich ausgesprochene Eigenheiten mir Unterhaltung versprechen. Doch, es ist die Stunde, um in den Park zu gehen, und die Tante hat schon zweymahl geschickt. Ich füge also nur noch bey, daß die Gesundheit dieser verehrten Frau sich merklich gebessert hat, und der Anfang der Badecur uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Das genauere Detail behalt sie sich vor, Ihnen selbst zu schreiben. Ich küsse Ihnen mit kindlicher Ehrfurcht die Hand.

Zweyter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

**bad, den 24sten Junius 1810.

Wir sind in **bad. Du wirst Dich wundern. Ich habe mich selbst darüber gewundert, als mein Ludwig vor ungefähr zehn Tagen dem ewigen Zureden unsers Nachbars nachgab und sich entschloß, diese Zauberwelt, wie es Graf Norbeck, dieses Babel, wie ich es nennen möchte, auf vierzehn Tage zu besuchen. Lange widerstand mein Mann dem Zureden des Grafen, noch länger suchte ich seinen wankenden Entschluß aufzuhalten; denn Du weißt, mein Sinn steht nicht nach diesem Gewirre, und ich war in meiner ländlichen Einsamkeit, wo der Ernten ruhiger Kreislauf meine Wünsche begränzte, so glücklich, daß mir vor jeder Veränderung in unserem schön geschlossenen Leben graute. Aber der Graf drang durch, indem er allen raschen Lebensmuth und Frohsinn

meines Mannes, und alle Erinnerungen an sein ehemahliges bewegtes Leben erweckte. Er besorgte uns eine Wohnung, Ludwig sandte Relais voraus, ich packte unsere Kinder, Wäsche und Kleider ein, und so langten wir nach einer angenehmen Fahrt durch unsere Berge, wobey die Kinder ganz besonders glücklich waren, hier an.

Gleich im Anfange war mir das Lärmen, die Unruhe, das Gewühl auf den Straßen, das Gedränge auf den Spaziergängen höchst lästig. An die Stille unsrer Berge gewohnt, konnte ich keine Nacht schlafen, und fühlte mich jeden Abend betäubt und erschöpft von den vielen wechselnden Gegenständen und Unterhaltungen des Tags. Ludwig fand sich schon besser darein. In seiner früheren Jugend an das Geräusch des Feldlagers, an das leutselige Leben unter den Kameraden gewohnt, hier und dort von einem alten Bekannten angesprochen, der ihn durch Gespräch und Erinnerung in jene Welt zurück zauberte, gesucht und geschätzt um seines Kriegsruhms sowohl, als um seiner Persönlichkeit willen, fühlt er sich angenehm angezogen, geehrt, befriedigt.

Nach und nach finde ich mich denn auch mehr zurecht. Ich habe einige interessante Bekanntschaf-

ten gemacht, unter andern die Gräfinn Wingheim mit ihrer sehr schönen und talentvollen Nichte. Bey ihr ist der Vereinigungspunct alles Besseren, Gebildeten, das nicht mit dem allgemeinen Strom forttreibt, und die alte Gräfinn, die trotz ihrer Jahre und Kränklichkeit Lebhaftigkeit des Geistes mit ungemeiner Sanftmuth verbindet, scheint eine sehr würdige Frau. So wie auf einem Gartenbeet mannigfach gefärbte Blumen lieblich durcheinander spielen, gerade die Verschiedenheit den höheren Reiz ausmacht, und man in der bunten Menge auch nicht Eine missen möchte, so wirken in diesem Kreise verschiedenartige aber meist ausgezeichnete Geister durcheinander. Frau von Wingheim besitzt das Talent, die angenehme Frau vom Hause zu machen, in vorzüglichem Grade. Sie weiß Jedermann auf seine Art zu behandeln, jedes Verdienst in sein Licht zu stellen, Jeder fühlt sich bemerkt, geltend gemacht. So ist auch Jeder vergnügt und zollt gern seinen Theil zur allgemeinen Unterhaltung. Zum Theil durch Norbecks Geschwätzigkeit wurden auch meine Liebe zur Mahlerey und meine Versuche hervorgezogen, und Frau von Wingheim machte mich mit einem fremden Herrn, Lothar genannt, bekannt, der,

ohne selbst ein ausübender Künstler zu seyn, bey großer Fertigkeit gründliche Ansichten der Kunst besitzt, die er auf seinen vielen Reisen mit Scharfsinn und Glück gesammelt hat. In seinem Umgang ist mir manche genußreiche Stunde verflossen. Er hat mir Ideen über die Kunst, besonders über die alte Deutsche Schule eröffnet, wovon ich in meiner Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Kunstschätzen keinen Begriff hatte; ja er hat mich diese Überbleibsel einer bessern Zeit im eigentlichen Sinne sehen gelehrt, obwohl er selbst bey Weitem nicht so dafür eingenommen ist, als sie mich ansprechen, und ihm die Italienischen Schulen und die Antiken über Alles gehen.

Indessen so sehr mein Verstand und meine Liebe zur Kunst ihre Rechnung in seinem Umgang finden, so wenig fühlt mein Gemüth sich ihm geneigt; ja oft wandelt mich eine Art von Grauen vor ihm an, wenn ich ihn schneidend und kalt über althergebrachte Einrichtungen, über Volksglauben, über den Unterschied der Stände, über die Schwachheiten des menschlichen, und besonders des weiblichen Geschlechts urtheilen höre, als ob dieß Herz sich von Allem losgemacht hätte, was uns andern Erdbewohnern hei-

lig oder lieb ist, und in seiner kalten, abgeschlossenen Höhe ganz einsam wohnte. Norbeck, der die Lästerchronik der ganzen Welt weiß, hat mich versichert, daß dieser Lothar, so wenig hübsch sein Gesicht ist, dennoch durch seine Kühnheit und Genialität sehr wohl bey den Frauen gelitten seyn, manche heiße Leidenschaft eingeflößt, und manches Herz gebrochen haben soll. Vielleicht ist es eine geheime Ahnung dieser Furchtbarkeit, die mich von ihm zurückscheucht; doch meine ich, der Mensch könnte mir, auch wenn ich noch jünger und mein Herz frey wäre, nie gefährlich werden.

Nicht vollendet schön, wie Gräfinn Ida, die Nichte der Wingheim, aber unendlich bedeutender ist mir die berühmte Dichterinn Sarewsky, deren persönliche Bekanntschaft, nachdem ich ihren Geist schon oft in ihren Werken bewundert hatte, mir sehr viel Vergnügen machte, und die ihrer zerrütteten Gesundheit wegen das Bad besucht. Ein feiner Wuchs, ungemein viel Anmuth des Betragens, ein Zug von stillem Kummer, der ihr großes, braunes Auge oft mit unwiderstehlichem Ausdruck zum Himmel richtet, und die schönen Formen des blassen Gesichts noch mehr erhebt, machen sie höchst anziehend. Den-

ke Dir dazu, daß sie einen sehr gebildeten Geist besitzt, und wirklich sehr schöne Gedichte macht, wovon sie uns zum großen Vergnügen der Gesellschaft schon einige vorgelesen hat, so wirst Du begreifen, daß sie ohne Widerspruch die merkwürdigste Person des ganzen Kreises ist. Sie scheint das nicht glauben, oder nicht merken zu wollen; indessen meine ich doch, sie weiß es, und es liegt Etwas in ihrem Benehmen, das mir nicht ganz einfach scheint. Ungezwungener ist Gräfinn Ida, die Alles um sich her mit einer Art von Stolz und übersehendem Wesen behandelt, welches sie freylich der Mühe überhebt, sich um die Gunst eines Cirkels zu bewerben, den sie auf jede Weise unter sich hält. Dennoch gelangen beyde Damen auf ganz entgegengesetzten Wegen an dasselbe Ziel, sich bemerken und bewundern zu machen.

Schilt mich nicht tadelsüchtig, liebe Schwester! Ich maße mir nicht an, über irgend Jemands inneren Gehalt abzusprechen, sondern schildere Dir nur den ersten Eindruck der äußern Erscheinung. Vielleicht finde ich es einst ganz anders, und nehme dann mein Urtheil mit williger Anerkennung meines Irrthums zurück. Leb wohl!

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

** bad, den 30sten Junius 1810.

Mit mir wird es nicht besser, meine geliebte Freundinn, und ich kann die Frage der besorgten Liebe in Deinem vorigen Briefe nur mit der ewig alten Klage beantworten, daß meine Gesundheit mit jedem Monathe schlechter, mein Gemüth mit jedem Tage leidender, düstrer wird.

Voll froher Hoffnungen kam ich hierher. Hier, dachte ich, soll ein Hafen der Ruhe für mich seyn, wo die von Stürmen gejagte Seele ausruhen und durch die Stille des Aufenthalts, durch die Kraft der warmen Quelle Stärke zu neuen Kämpfen sammeln könnte, die ihr gewiß nicht ausbleiben würden. Es ist nichts mit dieser freundlichen Täuschung, und ich fürchte, der Sturm hebt sich schon wieder von Neuem

auf, der mich auch von hier treiben und in trüber, verworrener Unsicherheit durch die fremde Welt jagen wird.

Wie ich vor einigen Wochen, recht leidend und müde gequält, von Weitem mich diesem ländlichen Aufenthalt näherte, wie diese Berge mich freundlich ansprachen, die die ungeheure, sich nach Ost und Nord ausdehnende, Fläche beruhigend begränzen, und gleichsam den ermüdenden Lauf des in's Unendliche hinstrebenden Gedankens mit ihren grünen Wäldern und den alterthümlichen Schlössern auf ihren Stirnen so wohlthätig aufhalten! Hier, hier sollte ich Ruhe finden, hier oder nirgends! — Ach, es war ein Traum!

Tief im Innersten des zerrissenen zwiespaltigen Herzens liegt der ewig wuchernde Keim der Unzufriedenheit. Nicht, wie die Welt dieß Wort meint, die Welt, die mich nicht versteht und in blöder Verwunderung als ein Wesen aus andern Sphären anstaunt, nicht, meine Bertha, als trüge sich aus mir der Geist der Unbestimmtheit und Verworrenheit auf Alles über, was mich umgibt — ach, ich weiß nur zu wohl, was ich will, und warum ich's will — aber daß das, was ich als das höchste und einzige Glück erkenne,

die Welt mir nicht zu geben vermag, daß ich mit meinen Gefühlen und Forderungen ein ewig verstossener Fremdling in diesem rauhen Leben bin, das mit täppischer Hand kalt und gemein in mein zartestes Heiligthum greift, das ist mein Unglück!

Und kann ich es ändern? Kann ich auch nur wünschen, daß es anders seyn sollte, wenn ich, um dieß zu erreichen, das zartbesaitete Äolsharfenspiel eines leichtbewegten Gemüths, und die Regenbogenflügel meiner Phantasie gegen die metallene oder hölzerne Glocke einer solchen Gewohnheitsseele vertauschen müßte, wie sie mich zu Tausenden umgeben, an die der Schwengel der alltäglichen Begebenheiten recht derb anschlagen muß, um nur Einen und ewig denselben Ton in ermüdender Einförmigkeit hervorzulocken?

Nein! Wie viel ich auch leiden mag, wie verletzbar und häufig verletzt auch dieß so oft zerrissene und nie ganz geheilte Herz dadurch wird, nein, ich tausche nicht mit diesen Menschen um mich her.

Sonst, im Körperlichen, geben vernarbte Wunden eine dichtere Stelle, die nicht mehr so leicht zu beleidigen ist; aber im Geistigen herrscht, ich fühle es, ein anderes Gesetz. Oder

herrscht es nur bey mir? Bin nur ich dazu ersehen, in jeder neuen Wunde alle alten wieder mitzufühlen, und jemehr Narben ich aufzuweisen habe, destomehr verletzbare Stellen dem Schicksal darzubiethen?

Und wieder andere Menschen! — O der Himmel scheint sie recht zur Schatzkammer aller seiner Güter, zum seligen Tempe erkoren zu haben, auf das er in unerschöpflichem Reichthum und Segen das Füllhorn seiner Freuden ausleert! Da ist eine Frau von Fahrnau, ein hübsches, junges, in ländlicher Gesundheitsfulle blühendes Weib, wohlhabend genug, um vor jeder Sorge gedeckt, und nicht reich genug, um dem Überdruß des Überflusses ausgesetzt zu seyn. Ziemliche Geistesbildung und ein entschiedenes Talent für Mahlerey verschönern ihr Leben, ein ewig heiterer Gleichmuth thront auf ihrer freyen Stirn, jeder Umgang, jede Umgebung gilt ihr gleich, sie ist im Stande, mit dem unbedeutendsten Weibe einen recht angelegentlichen Zwey-sprach zu führen, sich in alle Nichtigkeiten und Alltäglichkeiten des häuslichen Lebens zu vertiefen, wie die gemeinste Weiberseele, die in ihrem versponnenen, verkochten, verwaschenen, vernähten Leben, wie Jean

Paul sagt, nie etwas Höheres kannte. Diese Frau umhüpfen zwey bildschöne Kinder, wie Amorino's gestaltet, die sie auch mit allem Zauber mütterlich verklärender Liebe in einer Fülle von bunten Blumen eben so phantasiereich als gemüthlich für ihren Mann gemahlt hat. — Und dieser Mann! Bertha! Dieser Mann! Wie kommt die Frau zu diesem Mann? Wie hat sie in ihrer stillen Gleichmüthigkeit, in ihrem heitern Alltagswesen dieß Herz entzünden können? Baron Fahrnau ist der schönste — doch das ist wenig gesagt — er ist der unwiderstehlichste Mann, den ich je gesehen. Daß sie mit ganzer Seele an ihm hängt, begreife ich wohl, und begreife es auch nicht; denn wie kann sie ihn ganz verstehen? Doch ihr beschränktes Wesen wird durch einen Splitter seiner reichen tiefen Natur befriedigt und vollkommen beglückt. So ist er ihr Alles. Aber sie ihm? — Ich weiß es nicht. Er scheint sie zu lieben, ihn ziehen Gewohnheit, ihre Herzensgüte, ihre Unterordnung, endlich die himmlischen Kinder an sie.

Kurz, sie ist glücklich, sie ist das neidenswertheste Weib auf Erden, sie genießt der höchsten Seligkeit und ihr stilles, stumpfes Gemüth wird nur befriedigt, nicht hingerissen, nicht aufgezo-

gen in die Höhen des Himmels, und fürchtet also auch keinen Sturz. Die Überselige!

Ob es wohl wahr ist, was Werner in seinen Schriften an mehr als einer Stelle deutlich ausspricht, daß die Liebe ein Blitz ist, der in zwey verwandte Herzen auf einmahl einschlägt, sie entzündet und läuternd verzehrt — Wahrheit, oder nur ein poetisches Bild, eine Abstraction von Einem außerordentlichen Falle? Beyde Herzen auf einmahl!

Mein Kopf ist wüst. Ich habe viel geschrieben und Vielerley — wie verworren, wie unzusammenhängend, mag ich nicht untersuchen, denn ich mag nicht überlesen. Es ist mir nichts mehr in der Seele zuwider, als ein bedächtliches Wiederkäuen von Gedanken und Gefühlen, die in einer bewegten Stunde, der meisternden Vernunft unbewußt, aus Geist und Gemüth hervorquellen. Sie sind es eigentlich, die den Menschen in seiner innersten Eigenthümlichkeit darstellen, wie er ist. Wollte ich überlesen, würde ich zu überlegen, zu tadeln, zu ändern finden. Dann bekämst Du wohl einen besseren Brief, aber kein so treues Gemählde meines armen, zerrissenen Ichs, das doch, ich hoffe es, Dir auch lieb, und wenn schon mitleidens- doch auch achtenswerth ist. Leb wohl!

Vierter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

**bad den 2ten Julius 1810.

Norbeck hat mich beredet, endlich nach acht Jahren zum ersten Mahl mein stilles Rosenstein zu verlassen, und hier in **bad zu sehen, ob und wieviel sich die Welt seitdem verändert hat. Ich hatte lange nicht Lust dazu. Mir war wohl in meinen Bergen, im Kreise meiner Lieben, den ich nur verließ, wenn nothwendige Geschäfte mich in die nahe Provinzialstadt führten. Der Gedanke, meiner geliebten Leonore Freude zu machen, bestimmte mich mehr, als Norbecks Zureden. Du kennst das holde, treffliche Weib, das so gern über Andere sich selbst vergißt. Sie schien es nicht zu wünschen, sie fand Hindernisse. Ich konnte nicht glauben, daß die fröhlich blühende, junge Frau kein Wohlgefallen an einem Schauplatz finden sollte, auf dem ihre Gestalt, ihre Talente ihr Auszeichnung und Vergnügen zu-

sicherten; aber es war mir sehr wahrscheinlich, daß ihre Häuslichkeit, und die Besorgniß, mich zu einer beträchtlichen Ausgabe zu vermögen, ihr jenes Betragen eingaben, und ich hatte nicht unrecht gesehn. Meine gute Leonore fühlte sich wirklich, nachdem die ersten Tage der Ungewohntheit vorüber waren, recht vergnügt. Sie wird ehrenvoll ausgezeichnet, ihre liebliche Gestalt, ihr feines und anspruchloses Betragen erregen Wohlgefallen, und ihr schönes Talent zur Mahlerey, das nur ihre holde Demuth für nichts als eine gewöhnliche Fertigkeit ansieht, hat Aufsehen gemacht. Ein gewisser Lothar, ein Fremder, der eben aus Italien zurückgekommen ist, und hier für ein Mittelding von Künstler oder Kunstkenner, im Ganzen aber für ein räthselhaftes Wesen gilt, huldigt ihr vor Allen. Es ist so eine Art von Kraftgenie, ein Mann des Volks, der nichts über sich dulden mag, weil er überall herrschen möchte. Wir stossen einander ab, wie zwey gleichnahmige Pole, nicht um Lorchens willen — hier ist er mir nicht furchtbar, und ihre stille Würde hält ihn ohne Sprödigkeit in den gehörigen Schranken — aber seine Denkart und seine Reden sind mir unerträglich. Er ist, um Alles mit Einem Worte zu bezeichnen, ein Franzosen-

knecht, ein Mensch, der sein Deutsches Vaterland verachtet, verläugnet und verräth, um den Weltbezwingern zu huldigen und gelegentlich durch sie sein Glück zu machen, und der darum den Philosophen und Cosmopoliten spielt. Ich verachte diese Menschenart, obwohl ich in zu blinder Achtung für alte Vorrechte nicht übersehe, was die neue Zeit Gutes hervorgebracht hat. Das Mittelalter, das Ritterthum ist verschwunden, die fortschreitende Menschheit bedarf veränderter Formen. Aber jenen Revolutionärs ist es nicht um die Menschheit zu thun. Sie wollen herrschen, und darum nichts anerkennen, was einst gut und ehrwürdig war, und seine Brauchbarkeit, ja seine Nothwendigkeit durch Jahrhunderte bewährt hat, nähmlich jene festgestellten Pfeiler des gesellschaftlichen Vereins, den Unterschied der Stände, die Religiosität der Gesinnungen und die Heiligkeit des Throns, auf welche das Glück der Menschheit wie auf unerschütterliche Felsen gebaut war, weil sie in ihrer ehrwürdigen Unerreichbarkeit, unzugänglich für das Treiben der Leidenschaften, wie für das Graben und Stöbern der Neuerungssucht, dastanden. Was daraus geworden ist, daß eine unter dem Deckmantel der Freyheitsliebe versteckte Herrsch-

sucht, so wie eine unter dem Schein der höchsten Aufklärung verborgene Intoleranz der Vernunft Alles, was den geselligen Verein zusammenhielt, untergraben, alle alten Vorrechte gestürzt, und alle Ordnung chaotisch vermengt haben, das hat die Welt zu ihrem Unglück erfahren. Selbst Napoleon, er müßte der kluge Kopf nicht seyn, der er sicher ist, hat das eingesehen. Er hat der Religion ihre alte Würde, der herrschenden Dynastie ihren neuen Glanz zu geben gesucht, ja er hat sogar eine Blendlingsart von Adel eingeführt. Das, was einst war, konnte er nicht herstellen, und das ist das Unglück der Zeit. Nicht der Titel des Freyherrn oder Grafen, den er verleiht, macht den Adeligen; es ist der Sinn, das Blut, wie ich ohne lächerlichen Stolz oder Übertreibung zu behaupten wage. Auf unsern Schlössern, in den Häusern unserer Väter, in welchen diese von Glied zu Glied gewandelt, wo ihr Wirken und Walten ringsum sichtbar ist, wo ihre Bilder auf uns herabblicken, Alles uns der angestammten Würde und ritterlichen Wesens mahnt, da bildet sich der echte adlige Sinn, wenn nur ein Funken Anlage dazu vorhanden ist.

Das ist es aber auch, um was uns diese

Emporkömmlinge ewig beneiden, was sie nicht erstreben, mit keiner Kraft des Willens, keiner List, keiner Anstrengung erwerben können, was nur die Gunst des Himmels gibt — geboren zu seyn aus edlem Blut, aus einem alten rühmlichen Hause, und einen Nahmen zu tragen, der schon in der Vorwelt leuchtete.

Das hat Tasso, der Dichter und Edelmann, und also zweyfach auf diese Weise beschenkt war, fühlen müssen, und Göthe's Genie hat es erkannt, als er ihn sagen ließ:

Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann — das wird er nie verzeihn.

Doch weg mit diesem widerlichen Menschen, und Allen, die ihm mehr oder weniger ähneln, und ohne seinen Geist zu besitzen, ihm knechtisch nachbethen, auch dabey sich eben so klug und genialisch dünken, als die große Nation selbst, wenn sie den Untergang aller jetzt noch bestehenden Formen, den Umsturz aller Thronen, und eine Universalmonarchie, als die nothwendigste und segensreichste Entwickelung der Menschheit, voraus verkünden!

Laß mich von etwas Anderem, etwas nicht minder Auffallendem aber Lieblichen sprechen! Ich habe eine höchst anziehende Bekanntschaft auf eine höchstanziehende Art gemacht.

Gleich in den ersten Tagen meines Hierseyns streifte ich früh am Morgen auf den Bergen herum, um die Schönheit der Gegenden genauer kennen zu lernen. Als die Sonne höher gestiegen war, wandte ich mich abwärts von den freyen Höhen gegen das waldichte Thal. Ich sah schon die Straße unten hinlaufen, die mich nach dem Städtchen zurückführen sollte. Nur ein Gesträuch hielt mich noch auf. Ich brach durch, und — stelle Dir meine Überraschung vor! — ein Frauenzimmer in eleganter Morgenkleidung, den Kopf auf den Arm, den Arm auf das Knie gestützt, ein Blättchen Papier auf dem Schooße und eine Bleyfeder in der Hand, sitzt so, daß die Hand und die fallenden Locken mir ihr Gesicht verdecken, in dieser einsamen Gegend in mahlerischer Stellung wie hingegossen vor mir, sieht mich nicht, und hört nichts von dem Geräusch, mit dem ich durch's Dickicht gedrungen bin. Ich bleibe stehen, ich betrachte sie, Seufzer heben ihre Brust, eine seltsame Regung scheint sie zu bewegen, einige leise, unartikulirte Töne entschlü-

pfen ihrem Munde. Ich habe Zeit, den feinen Wuchs, das Geringel des braunen Haares, das über die schneeweiße Hand wallt, die edle Haltung zu beobachten, wie der rothe Indische Shawl die weißgekleidete Gestalt halb umschließt, halb zeigt, und in schön geworfenen Falten auf die Erde sinkt, wo neben ihm einer der feinsten Italienischen Strohhüte mit einem Sträußchen von frischen Feldblumen den Geschmack und die Eleganz der Eigenthümerinn beweiset. Endlich erhebt sie sich, das Geringel der Locken sinkt zurück, zwey große, hellbraune Augen sehen mich staunend an, die feinen Lippen öffnen sich, wie zum Sprechen, die edleren Umrisse des Gesichts zeigen sich im Ausdruck lieblicher Verwunderung; aber sie schweigt und sieht mich unverwandt an. Ich fühle das Beengende unserer Lage, sage einige Worte, die meine Gegenwart entschuldigen sollten, und will gehen. Eine lebhafte Röthe bedeckt ihr Gesicht, ihr Auge folgt mir und sie winkt mir zu bleiben. Du kannst denken, daß ich gehorchte. Ich setze mich neben sie, wo sie mir auf dem Felsenstück Platz machte, und erfahre, daß diese wunderliebliche Erscheinung die berühmte Rosalie ist, deren Dichtungen Eleonoren und mir schon so viel Vergnügen gemacht

haben. Ihre Gesundheit, die in dem beklagenswerthesten Zustande ist, eine Folge vieler Kränkungen und eines sehr traurigen Schicksals bey einer so zarten Reizbarkeit, wie man sie an der Schöpferinn jener Meisterwerke leicht voraussetzen kann, hat sie, nachdem sie vergebens in Pyrmont und in Spaa war, vermocht, hier noch die letzte Zuflucht zu suchen. Sie selbst scheint indeß wenig zu hoffen, und dieser wenigen Hoffnung lächelt sie mit sanfter Geduld wie ein schon halb verklärter Geist entgegen, der dieser Erde nicht mehr ganz angehört.

Ich sehe sie seitdem oft; vielleicht öfters als gut ist. Sie hat Zutrauen zu mir, mein Umgang scheint sie zu erheitern, sie sucht ihn merklich auf, und zeigt mir eine Auszeichnung, die mich freut und verwirrt. Ich denke, es wird gut seyn, wenn wir unsern Aufenthalt nicht sehr lange machen; denn mir ist noch keine Frau erschienen, die mit so mancher Sonderbarkeit, so viel ausgezeichnete Eigenschaften, und so viel unendlichen Reiz verbände. Leb wohl!

Fünfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

**bad den 10ten Julius 1810.

Nein, für mich ist keine Ruhe, liebe Bertha! Mein unglückseliges Gefühl, zu warm für diese Alltagswelt, zu reizbar für die Berührungen einer schroffen Wirklichkeit, machte von jeher mein Unglück, trieb mich aus einem unbefriedigenden Verhältniß in's andere, regte mich für das Gute, Schöne, Erhabene, wo ich es fand, zu lebhaft auf, und ließ mich dann einsam, unverstanden, oft verrathen, mit blutendem Schmerze fühlen, daß ich nicht für diese Welt, und die Welt nicht für mich ist.

Wo bin ich, armer, verirrter Fremdling, denn her? Welcher schönere Stern war der frühere Wohnort dieses hier in Ungenügsamkeit schmachtenden Wesens, das man meine Seele nennt, das, in diesen gebrechlichen Körper ge-

bannt, durch dessen krankhafte Reizbarkeit und Schwäche alle Augenblicke schmerzlich an seinen Kerker gemahnt wird? Warum hat mir das Schicksal dieß Gefühl gegeben, und jedesmahl den Gegenstand desselben meiner unwerth, oder meinen Hoffnungen unzugänglich gemacht? Unzugänglich! — Welcher Begriff wird mit diesem allgemeinen und unbestimmten Worte bezeichnet? Kann einer reinen, geistigen Flamme, die nichts Irdisches meint, und jedes Körperliche als ihrer unwerth von sich stößt, wohl irgend etwas unzugänglich seyn? Können Geister in ihren Wirkungen aufeinander aufgehalten werden von der groben Materie? Und ist es etwas anderes, als diese Materie, welche unsern Körper bildet, uns zu Mann oder Frau, zu Fürst oder Bauer, zu reich oder arm macht? Hat denn der Geist, dieser reine, göttliche Funke, einen Theil daran? Ist die Seele, als Seele, Ehemann oder Ehefrau, König, Handwerker u. s. w.? Kann sie von irdischen Fesseln gehalten, und von bürgerlichen Ordnungen gebunden werden, die nur auf diesem Stern, ja auf ihm nur in einem kleinen Theil desselben und nur für eine gewisse Zeitperiode geltend sind, in dem Meere der Ewigkeit aber, in der Unendlichkeit des Raums, wo-

rin die Geister sich eigentlich bewegen, wie ein unbedeutendes Pünctchen verschwinden?

Nein! Nein! ruft mir mein Inneres mit tausend Stimmen zu: Nein, das ist nicht!

Die Geister gehorchen ganz andern, ewigen, allgemeingültigen Gesetzen einer viel erhabneren Welt. Jene heilige Sympathie, die die Bürger dieses Reichs aneinander zieht, und die in höheren Räumen, in einer uns verhüllten Periode unserer früheren Existenz gebildet wurde, kann sich menschlichen und körperlichen Gesetzen nicht fügen. Wenn nun ein günstiges Geschick zwey dieser einst verbundenen Geister hiernieden zusammenführt, sollen armselige Beschränkungen, von der Noth erfunden, und von gewöhnlichen Menschen zu Moralgesetzen gestämpelt, diese Wesen trennen können? Sollte das recht, oder auch nur erlaubt seyn?

Bertha! Mein Kopf schwindelt, und mein Herz ist ängstlich gepreßt. O, wann, wann wird mir endlich einmahl Ruhe werden?

Ich liebe, Bertha, — nicht mit jener Gluth der Leidenschaft, die Du Glückliche, welcher die Götter vergönnt haben, durch's Leben zu tanzen, nicht kennst, und an andern oft bitter getadelt, noch öfter verlacht hast; ich liebe mit der

vollen Erkenntniß, jetzt das Wesen, das Einzige, das lange Geahnete gefunden zu haben, das alle Mängel meines in sich zersplitterten Selbsts ergänzen, mich, mit sich vereint, zu einem vollständigen Wesen, allen Kampf zum Frieden, allen Sturm zu schöner Ruhe machen wird.

Unser erstes Begegnen — ich werde es nie vergessen — war so bedeutend! Es war Morgens früh. Ich fuhr nach dem Bade, wie ich öfters zu thun pflege, wenn noch der rauschende Schwarm gedankenloser Städter die stille Wildniß nicht entweiht, in eines der romantischen Thäler, die sich hier in allen Richtungen höchst mahlerisch durch die Berge schlingen, hieß die Leute mit dem Wagen warten, und versenkte mich in ein Gebüsch, das mich in anmuthigen Windungen immer weiter aufwärts lockte. Ermüdet setzte ich mich endlich auf ein Felsenstück nieder, ließ die Augen auf der Waldgegend umherschweifen, öffnete Herz und Sinne den mächtigen Einwirkungen der Natur, ließ sie mein Innerstes durchdringen, und die zerrissene Seele sich an ihren wohlthätigen Berührungen erquicken. Eine milde Wärme glühte in mir auf, erhob und vergeistigte mich. Es war mir, als sollte ich die ganze Natur um mich her in Liebe umfangen, als

sänke das Nachtstück meines vorigen Lebens, wie Mathisson singt, in die Quelle der Vergessenheit hinter mir hinab.

Es war eine geheimnißvolle, eine nicht ohne eines Gottes Einwirkung entstandene Stimmung. Ich versuchte zu dichten, die Gedanken strömten mir zu Tausenden zu, die Empfindungen arbeiteten sich zu entwickeln, mir war so wohl und so weh, so selig und so verlangend, so inbrünstig und doch so vergnügt. Ich ahnete das Daseyn, die Nähe einer befreundeten Seele. Ich kannte sie nicht, ich bangte nach ihr, die unbestimmte Regung fing an sich zu entfalten, die Gedanken wurden deutlicher, es klang mir in der Seele wie Gesang, ich hörte den Rythmus, ich verstand endlich die Worte, nahm Bleyfeder und Papier aus dem Arbeitsbeutel und schrieb auf, was in mir tönte. So saß ich eine Weile seelenvergnügt, und nur an der Welt meines Innern mein Leben fühlend, als ich mich endlich aufrichtete, um einen stärkenden Blick auf die Gegend zu werfen, und nun — o Bertha! wie beschreibe ich, was das Werk einer übernatürlichen Gewalt, eine Göttererscheinung war! — nun plötzlich die schönste Männergestalt, die ich je gesehen, mit einem Ausdruck der Züge, einem

Blick der Augen, einem Adel des Wesens vor mir stand, die mir in dem ersten Momente, noch ehe Eines von uns ein Wort zu sprechen vermochte, mit allen Stimmen meines Innersten gewaltig zuriefen: Das ist Er! Das ist die Seele, die du suchst, die du kennst, die du fassest, die dich kennt, die dein ist!

Verlange kein Auseinandersetzen, wie diese erste Überraschung sich löste und wir miteinander bekannt wurden! Ich weiß es nicht mehr. Berechne mir, an welchem Punct und mit welchen Tropfen der Strom zum Strome fließt, wenn sich einer in den andern von liebender Gewalt gezogen ergießt, und nun beyde — Eine Fluth — innig, vereinigt, untrennbar, ununterscheidbar miteinander fortströmen!

Ich kämpfe nicht gegen dieses Gefühl, so sehr es den hergebrachten Formen zu widerstreben scheint; ich forsche nicht, ob Er es auch so klar, so unwiderstehlich erkennt, als ich. Fahrnau liebt sein Weib, das weiß ich, und tadle es nicht, und fürchte es nicht. Ihr kann er nur auf ihre Weise angehören. Ich überlasse Alles der Leitung der Vorsicht, die über uns in heiligen Finsternissen wandelt, und ein geistiges Band, das sie selbst geknüpft und unauflöslich gebunden

hat, nicht wieder zerreißen kann. Sie hat einmahl befohlen und gehorcht ewig; ihre Gesetze sind unaufhebbar, denn sie sind unendlich weise. So sind wir vereinigt, und können nicht wieder getrennt werden. Leb wohl!

Sechster Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

** bad den 20sten Julius 1810.

Meine vorigen Briefe, liebste Mutter, werden Sie überzeugt haben, daß es mir sehr wohl geht. Wir sind bereits vier Wochen hier, und ich sinne verwundert nach, wie das seyn kann? Indem mir diese Zeit wie ein einziger fröhlicher Tag verschwunden ist. Wäre nicht meine Entfernung von Ihnen und eine sehr gerechte Sehnsucht nach der besten der Mütter, so wüßte ich wahrlich nicht, was mir zu wünschen übrig bleiben könnte. Dennoch ist es gut, daß es so ist; denn das nahende Ende unsers Aufenthalts würde mir zu drohend scheinen, wenn nicht die Hoffnung, in Ihre Arme zu eilen, der Furcht vor dem Aufhören der gegenwärtigen Freuden das Gleichgewicht hielte.

Die Gesundheit der Tante bessert sich zusehends, und erlaubt mir, noch mehr von den mannigfaltigen Zerstreuungen und Annehmlichkeiten dieses Badeorts zu genießen. Der Kreis, der sich um uns sammelt, erweitert sich jede Woche durch einige bedeutende Mitglieder. Jedes trägt nach seiner Art zum Vergnügen des Ganzen bey. Wir fahren in die wunderschönen Umgebungen spazieren, besteigen alte Ritterschlösser, besuchen ehrwürdige Abteyen, treiben uns hier im Parke unter der auf- und abfluthenden Menge der Badegäste herum, oder sehen zu Hause einen gewählten Cirkel und bringen die Stunden mit Musik oder Plaudern zu. Meine steten Begleiter, die Sie bereits aus meinen früheren Briefen kennen, ermangeln nicht, sich überall einzufinden, wo sie hoffen können mich zu treffen, und das vermehrt das Anziehende jener Unterhaltungen. Die Bedeutendsten unter ihnen sind Fürst Radvinsky und Baron Lehmbach, und das Zünglein der Wage steht noch immer zwischen Beyden inne. Der Fürst ist wohl bey Weitem die glänzendere Parthie; aber Lehmbach ist um zwanzig Jahre jünger, viel gebildeter, viel geistreicher, und die beyden kleinen Kinder seiner ersten Frau sind durch das Vermögen ihrer Mut-

ter versorgt. Er wird eine brillante Carriere machen, und dann wohl leicht mehr Einfluß haben, als der Fürst, der bey großem Vermögen und hoher Geburt doch nur privatisirt. Man spricht davon, daß Lehmbach nächstens Gouverneur in** und Geheimerrath werden soll. Sie sehen, liebste Mutter, die Schalen stehen ungefähr gleich, und ich erbitte mir Ihren Rath, da ich mein Herz, so viel wie möglich, unbefangen zu erhalten suche.

Übrigens gibt es hier noch eine Menge Dinge, die mich belustigen, und die gesellige Unterhaltung würzen. Es sind die Schwächen, Eigenheiten, Liebhabereyen oder Leidenschaften der Menschen um mich her, die mir wie eine Art von Comödie zum Zusehen und Lachen dienen. Vor Allem taugt zu diesem Zwecke die schöne Pohlinn, wie sie hier genannt wird, jene berühmte Frau von Sarewsky, die mit ihren Gedichten, Krankheiten, Ziereyen und Ansprüchen, mit einem Schwarm von geblendeten Verehrern, die diesen Flitter für echtes Gold anstaunen, mit den Kämpfen und Verzerrungen sinkender Tugenden, die ihr zum Opfer fallen werden, und mit den lächerlichen Behauptungen, wozu das leichtgetäuschte Männergeschlecht durch

ihre Künste verleitet wird, ein wirklich belustigendes Schauspiel vor mir aufführt.

Vor einigen Tagen ward eine Lustfahrt nach einem nahen Kloster verabredet. Lehmbach mit seinem richtigen Geschmack für Anordnungen dieser Art und mit seinem Sinn für schöne Natur, hatte Alles entworfen, und es wurde in unserm Kreise umgefragt, wer von der Parthie seyn wolle. Drey Wagen voll waren schon beysammen, worunter sich auch die Sarewsky befand, die man ja nicht ausschließen darf, wenn die Freude der begleitenden Männer vollständig seyn soll. Nun wurde sich auch bey Fahrnau's erkundigt; aber ihr älteres Kind war krank, die Mutter konnte sich nicht entschließen, es für einen ganzen Tag zu verlassen, und Fahrnau fand es unschicklich, ohne seine Frau dabey zu seyn. Als dieß am andern Tage kund ward, bekam die Sarewsky Abends solche Krämpfe, daß sie sich im Voraus außer Stand fühlte, die Spazierfahrt, die am dritten Tage Statt haben sollte, mitzumachen. Gut! dachte ich: Wir werden uns dennoch unterhalten, wenn wir auch nicht die Ehre genießen, die berühmte Dichterinn in unserer Mitte zu haben. Aber nun wurde meine arme Tante auch nicht wohl, und ich

gab mit schwerem Herzen die Aussicht auf einen vergnügten Tag auf. Die Tante sah meine stille Beklemmung, und da sie sich am andern Tage besser fühlte, drang sie in mich, dennoch mitzugehn, wenn ich anders die Fahrnau überreden könnte, mich unter ihren Schutz zu nehmen, weil sie nur dieser allein mich anvertrauen mag. Ich lief auf der Stelle zu Leonoren, und da sie wirklich sehr gut ist und ihr Kind sich merklich erhohlt hatte, sagte sie mir freundlich zu. So war Alles in Ordnung, und ich, voll Freude über meine Spazierfahrt, leistete Abends der Tante Gesellschaft und dachte an nichts weiter. Stellen Sie sich meine Verwunderung vor, liebste Mutter, als am andern Morgen, wo sich Alles bey Fahrnau's versammelte, die schöne Pohlinn trotz ihrer Krämpfe und Leiden erschien, zwar etwas blaß — denn mit dem Schminkbüchschen weiß sie recht artistisch umzugehn — und sehr leidend, wie sie sagte, aber voll Hoffnung, durch freye Luft und Bewegung ein Übel los zu werden, das einer zweytägigen Pflege und Enthaltsamkeit nicht gewichen war. Auch gut! dachte ich: Wenn die Fahrnau nichts merkt — mich geht es nichts an!

Aber ich fand gar bald, daß es mich dennoch

anging und nicht gut war. Wir stiegen ein. Die meisten Männer setzten sich zu Pferde. Ich gab auf unsere Dichterinn Acht und merkte wohl, wie sie mit dem Einsteigen zögerte, um die beste Constellation abzupassen. Leonore allein hatte einen geschlossenen Wagen, ich fuhr, wie natürlich, mit ihr, und den Rücksitz sollten Lehmbach, dem seine Brust das Reiten nicht erlaubt, und ein alter Chevalier einnehmen. Da drängte sich die Pohlinn zu uns, und wußte unter dem Vorwand, daß ihr Wagen offen sey, und sie den etwas frischen Morgenwind nicht ertragen könne, es dahin zu bringen, daß ich ihr meinen Platz neben der Fahrnau abtreten, und im Rücksitz an des Chevalier Seite, dessen gebrechliches Alter ihm ein heiliges Recht auf den geschlossenen Wagen gab, vorlieb nehmen mußte. Lehmbach trat mißmuthig zurück, und ich war im Innersten meines Herzens über das listige Wesen ärgerlich, das mit allen diesen Künsten nichts anders beabsichtigte, als in dem Wagen zu fahren, zu dem sich Fahrnau, weil seine Frau darin saß, am schicklichsten halten konnte. Nun hätten Sie, liebste Mutter, das Spiel von Ziereyen, Ansprüchen und Klagen sehen sollen, womit sie während einer zweystündigen Fahrt ihre

scheinbare Unbefangenheit gegen eine Frau, die sich im Grund ihres Herzens bitter von ihr gekränkt fühlen muß, zu behaupten, und den Mann, so oft er sich dem Wagen näherte und mit uns sprach, zu bestricken suchte. Eleonore nahm sich dabey vortrefflich. Ich hätte der einfachen Frau diese Kraft und Besonnenheit nicht zugetraut. Nur zuweilen glaubte ich einen wehmüthigen Blick auf ihrem Mann ruhen zu sehen, wenn die Schlange neben ihr sich recht schmeichlerisch an ihn wand. Fahrnau ist schön, das ist wahr, und hat ein gewisses ritterliches Wesen an sich, das ihn wohl kleidet; aber er verdient seine Frau nicht, und wird ihr sicher untreu, wenn er's noch nicht ist.

Unter mancherley bis zum Eckel getriebenen Klagen über Kränklichkeit und ein böses Schicksal, das sie von jeher verfolge, und unter gelehrten und empfindsamen Bemerkungen, wobey ich Leonorens Geduld bewunderte, langten wir endlich im Kloster an. Alles stieg ab und aus. Die Sarewsky brach sogleich in extatische Ausrufungen über die Schönheit der uralten schwarzen Kirche in Gothischem Styl aus, und gerieth eben so schnell mit Lothar, der ihr gern und fast immer widerspricht, in einen gelehrten Streit

über antike und deutsche Kunst, in welchem sie der letzten bey Weitem den Vorzug gab, den Einfluß derselben auf das Gemüth, und auf unsre Nationalität behaupten, und endlich sogar das Unglück von Deutschland, nähmlich seine Unterjochung durch die Franzosen, von der Vernachlässigung altdeutscher Art und Kunst ableiten wollte. Die schmachtenden Augen, die weißen Arme, die trotz Erkältung und Krämpfen unverhüllt getragen wurden, spielten dabey die gehörige Rolle, und die Männer fanden die begeisterte Sprecherinn ganz unwiderstehlich. Nur Lothar allein hielt ihr muthig Widerstand, und ließ sich mit seinen wirklich gründlichen Kunstansichten weder durch ihre Declamation noch durch die schönen Augen aus dem Felde schlagen.

Mir machte das Geschwätz lange Weile, ich gab Lehmbach den Arm, und wir besahen einige Gemählde in der Kirche, die ganz leidlich waren. Leonore begleitete uns. Sie zeichnet sehr schön, und mahlt nach Lothars und Lehmbachs gültigem Urtheile sogar sehr bedeutend in Öhl; aber sie mochte sich auch nicht in jenes artistische Gespräch mischen, das doch nur darum geführt wurde, um gewissen Leuten, die sehr viel auf

altdeutschen Sinn und Ritterthum halten, zu gefallen. Was soll denn auch dieß ewige zur Schau Tragen seiner Deutschheit, indeß man mit der größten Begierde und dem rasendsten Aufwand nach Allem trachtet, was an Möbeln, Kleidern, Stickereyen aus dem Auslande, und besonders aus dem verlästerten Frankreich kommt, in Gesellschaften nichts als Französisch lispelt, und jedem Eintretenden, er sey fremd oder eingeboren, einen Bon jour entgegenruft? Laßt uns aufrichtig seyn und bleiben! Ich liebe Französische Moden und Sitten, weil ich finde, daß sie die feinsten und geschmackvollsten in Europa sind; aber ich schäme mich nicht, es zu gestehen, und brüste mich mit keiner Modeliebe für altdeutsche Kunst und Art, die mir nun einmahl wie ein roher Anfang vorkommt, über den wir längst hinausgeschritten sind.

Übrigens verging uns der ganze Tag sehr angenehm. Wir besahen die Bibliothek und die Rüstkammer, in welcher Rosalie wieder eine Menge zu bewundern hatte; und Fahrnau's Augen strahlten, wenn er — ich mußte wirklich über ihn lächeln — die blanken Harnische betrachtete und die schweren Schlachtschwerter aufhob. Er war auch der Einzige unter den Anwesenden,

der eines davon recht zu schwingen und zu gebrauchen im Stande war, und er sah wirklich gar nicht übel dabey aus. Eleonorens Augen hingen mit einem still traurigen Ausdruck an ihm, als er die blanke Waffe schwang; aber Rosalie brach in begeisterte Reden von Ritterthum und adligen Sinn aus, die ich nicht verstand und darum nicht beachtete. Wie ekelhaft mir diese Eitelkeit in ihrer Liebe ist, kann ich Ihnen nicht beschreiben; denn im Grunde, wäre Fahrnau nicht schön, nicht von so gutem Hause, und hätte er nicht allerwärts den Ruf eines braven Soldaten, er könnte ein Grandison oder ein Engel seyn, diese Dichterinn würde ihn übersehen, weil sie kein Aufsehen mit der Eroberung machen könnte.

So nun, wie dieser Tag, gesellig, belebt, durch manches Zwischenspiel belustigt, fließen auch die übrigen hin, und ich würde ganz vergnügt seyn, wenn ich Sie hätte vermögen können, uns zu begleiten.

Siebenter Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

** bad den 28sten Julius 1810.

Du irrest wahrlich, lieber Freund, wenn Du mir in Deinem Briefe gerade auf den Kopf zusagst, ich sey in Leonoren verliebt. Ich kenne die Quelle Deines Irrthums. Rosalie hat an ihre Freundinn geschrieben, und diese hat Dir hin und her allerley wunderliches Zeug von meiner Achtung für Leonorens Talent, meinem Wohlgefallen an ihrem Umgang u. s. w. erzählt. Das ist wahr, mehr aber auch keine Sylbe. Du kennst mich, Fierolles! Auf den Trümmern des Capitols, auf den zerfallenen Überresten ehemahliger Freyheit, Völker- und Menschengröße haben wir uns aufgefunden. Dort, wo die Weltherrschaft zweymahl in äußerer und innerer Gewalt über den unterjochten Erdkreis ausging, wo große Schatten und noch größere Erinnerun-

gen uns umschwebten, haben wir den Bund der Freundschaft beschworen. Seitdem haben wir manches Bedeutende miteinander ausgeführt, und Alles, was wir einzeln wirkten, uns vertraut. Würde ich Dir wohl aus solcher Kleinigkeit ein Geheimniß machen? Du weißt, was mir die Weiber von jeher waren. Mein Ruf ist ziemlich dunkel bey ihnen angeschwärzt, und ich thue nichts, um diesen Wahn, so weit er es ist, zu zerstreuen. Sie sollen mich fürchten, und mir nicht anders als befangen nahen. Das ist mir recht, es sichert meine Maßregeln und erleichtert den Sieg, obwohl schon oft diese Leichtigkeit mich angeekelt hat.

Bey dieser Leonore würde ich nicht so leichtes Spiel haben. Sie ist klar, verständig, sehr religiös, und hängt mit allen Kräften ihres Wesens an ihrem Manne. Auch ist sie keiner Leidenschaft fähig, wie sie allein mich jetzt beschäftigen könnte, und wird eben so wenig eine entflammen. So würde der Preis den Aufwand der Mühe nicht lohnen.

Übrigens ist Leonore allerdings mehr werth, als alle die anderen Weiber, und ich kann hier selbst unsere schöne Freundinn nicht ausnehmen. Um diese zu reizen, habe ich jener Bildung und

Gemüth oft vor ihr gelobt. Im Grunde meines Herzens stehn sie mir alle gleich. Es sind schöne Hervorbringungen der Natur, geschaffen, damit sie vor uns blühen, und uns durch ihr Blühen ergötzen. Wenn Rosalie zwischen dem Canon Griechischer Schönheit und den weichen Umrissen einer Italiänischen Venus schwankt, so nähern sich Leonorens Formen, der Ausdruck ihres Gesichts, die Haltung ihres Körpers mehr der altrömischen oder altdeutschen Schule. Wäre sie vollends blond und blauäugig, so könnte sie aus dem Goldgrund eines alten Bildes herabgestiegen seyn. Das ist kein Weib, welches mich reizen könnte!

Überhaupt, Fierolles, ist jetzt, dünkt mich, nicht Zeit zu solchen Dingen, und die Lust der Liebe in unsern Tagen nur, wie die reife Frucht eines Baumes, an welchem uns das Schicksal vorüberjagt, im schnellen Augenblick zu fassen und zu genießen. Wir werden Alle, mehr oder weniger sichtbar, von dem allgewaltigen Geschick fortgetrieben, das mit der Menschheit zu einer großen Epoche der Entwickelung eilt.

Über die Thoren, die das nicht sehen wollen, nicht sehen können!

Ein solcher ist mit hundert andern Flach- und

Schwachköpfen, die die Cirkel vom sogenannten guten Ton uns anbiethen, auch Leonorens Gemahl, ein überstolzer, kühner Aristocrat, den, wo ich nur kann, zu züchtigen und für seinen Übermuth zu strafen längst zu den Schooßplanen meines Geistes gehört. Er macht hier viel Aufsehen, denn er ist schön, gewandt, tollkühn und gutherzig.

Diesem Menschen schwebt, wie Allen seines Gleichen, die alte Zeit mit allen ihren Vorurtheilen, Irrthümern, Mißbräuchen, das Deutsche Vaterland, die Freyheit seiner Nation irrwischartig vor den umnebelten Sinnen. Er gehört zu den privilegirten Casten, und kann es gar nicht fassen, daß es in einem großen Theile von Europa schon ganz anders geworden ist, und in dem übrigen noch anders werden soll. Seine Vorfahren und Er selbst haben sich allzuwohl bey den alten Einrichtungen befunden. **Hinc illae lacrymae!**

Er haßt die Franzosen, spricht mit thörichtem Abscheu von allen Neuerungen, und träumt die Möglichkeit, dem Strom entgegen zu schwimmen, und den größten Mann seiner — vielleicht jeder Zeit in seinem Siegeslauf aufzuhalten.

Armselige Träumer! Seht ihr die große Crise der Entwickelung des Geschlechts nicht, die ihren Riesengang fortgehen muß, und die eure Seufzer, Wünsche und Flüche nicht erschüttern werden? Noch ist der Nord und Ost von Europa zu bezwingen, der Süd und West sind es bereits, mittel- oder unmittelbar. Was jene Insulaner in ihrer Abgeschiedenheit klügeln und markten, wird dem großen Ganzen der Begebenheiten keinen wesentlichen Eintrag thun.

Ja, Fierolles, wir leben in einer schönen, großen Zeit, wo der Geist sich frey macht von der Herrschaft alter Papiere und enger Ordnungen, wo der Mensch gilt, was er ist, und wird, was er kann. Römergeister, Römerthaten! Wir haben sie mit Thränen jugendlicher Begeisterung in Rom gefeyert, während die Mönche zum Hohne der uns umschwebenden Manen ihre Hora's plärrten. Aber hier ist mehr als Rom und Cäsar, hier ist die große Nation und Napoleon, ausgerüstet mit aller Kunst und Wissenschaft von zweytausend vorgerückten Jahren, stark und unüberwindlich durch alle Kräfte, Talente und Anstrengungen eines aus dem Grunde durchgewühlten geistreichen Volkes, das ihm unbedingt zu Gebothe steht.

Wohl uns, daß auch wir unser Sandkorn, und vielleicht kein unbedeutendes, verrollendes, zu dem großen Gebäude zutragen können! Wer wird es erschüttern? Nur wer den Sturm aufhält, der mit lebendigem Odem über Meer und Erde hinfährt, Masten knickt, Schiffe zerschellt, Hütten zu Boden wirft und Königspaläste erschüttert, daß sie wanken und stürzen!

Auch die schöne Sarewsky kränkelt jetzt sichtbar an diesen Hoffnungen und Phantasien. Es gehört zur Mode in Norddeutschland, und in der schönen Literatur, die Reste des barbarischen Feudalsystems mit seinen krankhaften Ausgeburten in Kunst und Sitte aus dem bestaubten Wust alter Bibliotheken und Rüstkammern hervorzusuchen, und mit den Lappen desselben sich und seine Werke zu schmücken. Neulich hat sie die Gothische Baukunst hitzig gegen mich vertheidigt. Es war ein thörichtes, ungründliches Geschwätz; aber es steht ihr allerliebst, wenn sie sich ereifert, und so reize ich sie gern zum Streit. Das geht wohl nicht so tief bey ihr. Es ist ein Anflug, den Mode und Liebe ihr angehaucht haben. Wäre der Mann, für den sie glüht, von entgegengesetzten Grundsätzen, wir würden die holde Schönheit in Kurzem ganz anders reden hö-

ren. Ich liebe das an Weibern. Ihr Verstand taugt nicht für sich allein, denn sie sind nicht bestimmt, allein zu stehen. So mögen sie sich an uns geistig wie körperlich anschmiegen und von dem Manne nicht allein Schutz, Ehre, Sicherheit, sondern auch Ideen und Ansichten empfangen.

Daß sie Fahrnau leidenschaftlich liebt, ist kein Geheimniß; sie hat sich mehr als einmahl seinetwegen vor aller Welt vergessen. So muß es seyn. Eine kühlere Empfindung, die sich verbergen und allen Formen der Convenienz unterwerfen läßt, ist keine Liebe zu nennen. So müßte auch das Weib lieben, um die ich mich bemühen könnte, und damit Du siehst, daß die Weiber mit ihrem Geklatsche mich nicht zu fassen vermögen, so sage ich Dir, es könnte mich vielmehr lüsten, diesen Fahrnau bey Rosalien, als bey seiner frommen Frau aus dem Sattel zu heben. Vielleicht, wenn ich Langeweile habe, und er es mir in seinem Dünkel zu toll macht, versuche ich es noch. Er soll dann erfahren, daß Geburt, Schönheit, Ritterlichkeit, und Alles, was der Zufall gibt, vor dem weichen müssen, was Alles in der Welt beherrscht: Verstand und Genie. Leb wohl!

Achter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

——g. den 29sten Julius 1810.

Drey Deiner Briefe, mein liebes Kind, habe ich müssen zusammenkommen lassen, ehe ich ein stilles Stündchen fand, um Dir zu antworten. Du weißt, wie das bey mir geht. Ich bin Haus- und Landwirthinn, Mitvormünderinn und Verwalterinn meines Vermögens, ich besorge meine ganze Correspondenz selbst, und muß bald meinem Advocaten glauben, der mir so oft gesagt hat, er könne es nicht fassen, wie eine Frau so viele und so verschiedene Geschäfte zugleich mit dieser Klarheit und Pünctlichkeit besorgen könne. Daher kommt es denn, daß ich zu einer Menge Dinge keine Zeit finde, die ich andere Damen treiben sehe. Ich kann nicht halbe Tage zu mühsamen Handarbeiten

verwenden, nicht von Besuch zu Besuch, oder wohl gar von Kaufmannsladen zu Kaufmannsladen fahren, und ich weiß überhaupt nicht, was Langeweile ist, als wenn ich in schlechter Gesellschaft bin. Ich kann auch unmöglich Briefe schreiben, um zu schreiben, und ich muß oft, wie jetzt der Fall war, recht werthe liegen lassen, bis ich mir den Berg der Geschäfte von den Schultern gewälzt habe. Dann ist es aber auch ein wahrer Lebensgenuß, mit den lieben Entfernten zu plaudern, und so wird das Gesetz der Vernunft zur Würze des Vergnügens, wie es sich denn meistens selbst belohnt, wenn man die Vorschriften dieser höchsten Gesetzgeberinn, die nichts vergeblich befiehlt, stets genau befolgt.

Du schreibst mir, daß meiner Schwester Gesundheit sich merklich bessert, ja daß sie schon auf der Reise sich leidlicher zu fühlen angefangen habe. Das ist's, was ich von jeher sagte, und es freut mich, durch ein neues Beyspiel die alte Behauptung bestätigt zu sehen. Es ist nicht die Beschaffenheit des Wassers in den Brunnen- oder Badeörtern — denn die ließe sich ja wohl durch chemische Kunst überall zum Behuf der Kranken erzeugen — es sind die veränderte Atmosphäre, der Wechsel der Nahrungsmittel, der Gegenstände,

endlich die Bewegung der Reise, die Zerstreuung, welche zusammen eine Revolution in unserm Körper hervorbringen, und durch diesen neuen Reiz wohlthätig einem alten Übel entgegenwirken. Hätte Deine Tante mich, wie ich es ihr vorschlug, auf unsere Güter im Riesengebirge begleitet, dort im natürlichen Wasser gebadet und ein Paar Wochen unter alten lieben Freunden, fern von ihren gewöhnlichen Umgebungen, zugebracht, es wäre ganz dasselbe gewesen. Aber es ist etwas von Mode, von Schlendrian und Aberglauben in dem Gebrauch, die Kranken nach fernen Bädern zu schicken, und diese drey Hebel wirken magisch auf die menschliche Natur.

Doch nun zu Deinen Angelegenheiten, liebe Ida, die meinem Herzen das Theuerste und Wichtigste auf der Welt sind. Es freut mich sehr, fast aus jedem Deiner Briefe zu ersehen, was mir auch die Tante zum Theil bestätigt, daß Dein Herz ziemlich ruhig ist und das Bestreben der Männer um Dich größtentheils nur dazu dient, Dich zu belustigen. Größtentheils! Merke wohl! Ich habe Gründe, diese Einschränkung zu machen, die ich vor vierzehn Tagen noch nicht nöthig glaubte. Daß Dich die

Tante beobachtet, kannst Du Dir vorstellen. Sie liebt Dich herzlich und hat viel Verstand, obwohl sie die Dinge in der Welt nicht aus dem Gesichtspuncte ansieht, der mir allein der rechte scheint, und auf welchen Dich zu stellen ich zur liebsten Bestimmung meines Lebens gemacht habe. Sie schreibt mir über Dich, Du selbst entdeckst Dich mir ohne Rückhalt, und ich glaube mich durch diese doppelten Angaben so ziemlich in den Stand gesetzt, das Wahre zu erkennen, zu beurtheilen, was mit Dir vorgeht, oder was die Welt von Dir sagt, und Dir mitzutheilen, was ich einzig und allein für das Rechte und Geziemende halte, und was Du denn, wie ich nicht zweifle, auffassen und zur Richtschnur Deines Betragens machen wirst.

Die Männer bemühen sich um Dich, sie umflattern Dich, Du kannst einen glänzenden Hof um Dich versammeln, der den der berühmten Sarewsky übertrifft, und Du thust es auch? Gut! Ich habe nichts gegen diese laut ausgesprochenen Huldigungen, die Dir wohl gebühren. Du weißt, was an Dir ist. Über Deine Gestalt und Deine Talente habe ich Dich nie zu täuschen, und Dir nie eine falsche Bescheidenheit, die im Grunde nichts, als eine feinere Art von

Eitelkeit ist, einzuflößen gesucht. Ich habe Deinen Verstand aufgeklärt, und Dir hierin die beste Waffe gegen jede Thorheit und Überschätzung Deiner selbst oder Anderer gegeben. Darum kann ich auch offen mit Dir reden. Es ist also, wie ich sagte, recht, und nicht mehr als natürlich, daß die Männer Dir huldigen. Aber, liebe Ida! die Welt denkt nicht eben so. Das überlege und beherzige oft und ernstlich! Gewohnt, Flitter statt echten Goldes glänzen zu sehen, hundertmahl getäuscht, und diese Täuschung leicht verzeihend, weil man eher Fehler als Lächerlichkeiten vergibt, beurtheilt sie den Einzelnen nach dem Allgemeinen, schreibt die Bemühung so vieler Männer nicht sowohl Deinen wahren Vorzügen, als jenen kleinen Künsten zu, die sie von hundert Andern üben sieht, und wirft Dich somit in die große Classe jener Weiber, die aus dem Fangen von Männerherzen und dem Angeln nach einem Freyer ein wahres Studium und den Zweck ihres nichtigen Lebens machen. Das sollst Du nicht; denn Du bedarfst es nicht, und darum soll meine Ida, mein stolzes Mädchen, auch nicht so vor der Welt erscheinen. Suche daher Dein Wohlgefallen an dem Weihrauch, der Dir gebracht wird,

zu mäßigen, und verhindere das gar zu auffallende Drängen der Männer um Dich! Neid und Klatschsucht erheben sich nur zu gern gegen hervorstechende Verdienste, und Du bist um die makellose Reinheit Deines Rufs, ohne es auch nur zu ahnen.

Der zweyte Gegenstand, über den ich mit Dir reden muß, betrifft Deine Gesinnung gegen Baron Lehmbach, und den Rath, den Du von mir verlangst. Du schreibst mir viel Gutes von ihm, ja, nichts als Gutes, und schreibst es in einem Tone, welcher zeigt, daß Du Dich nicht ungern mit seinen Vorzügen beschäftigst. Auch hierwider habe ich nichts. Nur wünsche ich, daß meine Ida nicht zu weit gehe, und sich von einem angenehmen Äußerlichen nicht so sehr einnehmen ließe, um der nothwendigen Prüfung des Verstandes ein Hinderniß in den Weg zu legen, oder doch die Gläser einigermaßen zu färben, durch welche jener einst blicken muß, wenn die Sache ernsthaft werden sollte. So scheint mir bereits in Deinem Vergleich zwischen dem Fürsten und ihm sich ein voreingenommenes Urtheil zu offenbaren. Der Fürst ist unabhängig, reich genug, um den Glanz seiner Geburt durch verhältnißmäßigen Aufwand zu erhalten, sein

Character, wie sein Schicksal, sind gemacht, und seine Person soll noch jetzt bedeutende Reste einer ehemahligen Schönheit und Würde der Haltung zeigen. Er wird daher immer eine bedeutendere Rolle in der Welt spielen, als ein neuer Adliger, der allen seinen Glanz und Einfluß nur dem precären Quell seiner Anstellung, mithin der Hofgunst zu danken hat, um welche ihn Kabale, Laune, ja eine Krankheit, die ihn zum Dienste unfähig macht, bringen können. Worin läge also der Vorzug, den Lehmbach vor dem Fürsten hätte? Worin anders, als in seiner Jugend, in Deinen Augen und Deiner Einbildungskraft, welche in dem schönen, artigen und verliebten Mann Eigenschaften und Vorzüge sieht, von denen er vielleicht kaum den Anstrich besitzt?

Gesetzt aber, er besäße sie alle, wer bürgt Dir für die Unwandelbarkeit eines Mannes von acht und zwanzig oder dreyßig Jahren? O meine gute Ida! Laß Dich nicht von Deinem Herzen bethören! Öffne die Augen, betrachte die Männer, und dann geh' hin und lege vertrauensvoll, wenn Du kannst, Deine Hand in die Eines von ihnen! Ich bin nicht bey Euch; aber dieser Baron Fahrnau, der übrigens keiner der Schlimmsten zu seyn scheint, opfert wahrschein-

lich seine hübsche, ihm ganz ergebene Frau für jene Sarewsky hin, die Euern Briefen nach wenigstens sehr seltsam, wo nicht gar zweydeutig ist. Wer ist denn diese Frau? Wer war ihr Mann, oder wo ist er? Warum lebt sie nicht mit ihm? Ich kann die räthselhaften Personen nicht leiden, und vermuthe nicht ohne Grund, daß sie etwas zu verbergen haben, was ihnen keine Ehre bringt. Überhaupt scheint sie mir eine der verschrobenen Modedamen zu seyn, die für Alles Sinn und Begeisterung haben, nur nicht für das, was sie eben thun sollen.

Aber das sind gerade die rechten Syrenen; und wenn eine noch schön und klug genug ist, um die Kränkliche zu spielen, so zieht sie die Männer vollends am Narrenseile. Eine solche Empfänglichkeit hast Du von einem Manne in gesetzten Jahren in der Regel nicht zu fürchten. In der Regel, sage ich; denn Alter schützt nicht immer vor Thorheit, und das starke Geschlecht ist in dieser Rücksicht oft erbärmlich schwach. Darum, liebe Ida, wenn Du wirklich meinen Rath, und nicht, wie dieß in solchen Fällen oft geschieht, bloß meine Billigung eines schon gefaßten Entschlusses wünschest, so wähle den Fürsten, für welchen Klug-

heit und Erfahrung sprechen, und über den ich auch sonst befriedigende Nachrichten eingezogen habe.

Nimm, liebes Kind, meine herzliche Umarmung! Deine Brüder grüßen Dich.

Neunter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schwester.

(Im vorigen eingeschlossen).

— — g. den 30sten Julius 1810.

Dein letzter Brief, den ich mit dem meiner Tochter zugleich erhielt, war mir ein neuer, rührender Beweis Deiner schwesterlichen Liebe und Treue, mit welcher Du mein theures Dir anvertrautes Pfand bewachst, und Dir Mutterrechte auf sie erwirbst. Gewiß, liebste Therese! Ich erkenne tief und wahr Deinen redlichen Willen; doch erlaube mir auch, Dich auf meine von den Deinen abweichenden Ansichten aufmerksam zu machen, und Dich zu bitten, Du möchtest mir die Freude machen, sie zu prüfen, und, wenn Du sie, wie ich nicht zweifle, richtig gefunden haben wirst, sie bey Ida's Angelegenheiten nicht allein nicht zu stören, sondern in ihrem Geiste zu handeln.

Ich will und wünsche, daß Ida heirathe; denn sie ist nicht reich genug, um ihrer Geburt

gemäß sich unabhängig zu behaupten. Ihr künftiger Gemahl soll ihr eine anständige, mit allen Annehmlichkeiten, die Ansehen und Reichthum geben, geschmückte Existenz verschaffen. Um so zu wählen, muß ihr Herz ruhig, ihr Kopf nüchtern bleiben, sie muß meinen Rath, oder vielmehr den der Vernunft — denn ich fordre nichts, als was diese vorschreibt — hören, mit einem Worte, sie muß nicht verliebt seyn.

So habe ich das Mädchen gewollt, so habe ich es erzogen. Ich habe sie vor den Irrwegen, auf die ein allzuweiches Gefühl mich in meiner Jugend führte, sichern, und ihr die Abgründe zeigen wollen, in welche eine regellose Einbildungskraft uns stürzen kann. Darum habe ich ihren Verstand ausgebildet und sie auf den wahren Gesichtspunct gestellt, von welchem aus sie die Welt, und besonders die Männer betrachten muß, um sich ihre Würde und ihr Lebensglück zu erhalten.

Ich habe lange genug gelebt und gelitten, um meinen Erfahrungen hierin mehr zu trauen, als den selbstischen Aussprüchen eines auf angemaßte Rechte stolzen Geschlechts, oder dem gedankenlosen Nachsprechen meiner größtentheils in Frivolitäten auferzogenen Schwestern. Was heißen die Gemeinplätze von den überwiegenden

Vorzügen der Männer, und daß sie um des Staats, wir um ihrentwillen da sind? Was soll die Unterscheidung zwischen starken und schönem Geschlechte, das ewige Predigen von sanfter Duldung für uns und das Rühmen der geistigen und körperlichen Kraft von Seite der Männer?

Wir sind Menschen. Von diesem Standpuncte müssen wir ausgehen, in dem Begriffe der Menschheit liegen unsere Rechte und unsere Pflichten. Was der Mensch thun darf und soll, muß auch das Weib dürfen und sollen, also sich entwickeln, seine Kräfte entfalten, seine Freyheit kennen und gebrauchen, seine Vernunft ausbilden, ihre Aussprüche hören und standhaft befolgen. Können die Männer hierin mit uns gleichen Schritt halten, oder wohl gar uns überbiethen; wohl ihnen, und vielleicht auch uns! Können, oder wollen sie dieß nicht; warum sollen wir zurückbleiben, um ihnen die Mühe zu sparen und doch den Vorsprung zu lassen? Warum soll die Frau dem Manne gesetzmäßig gehorchen, oder sich ihm aus blinder Liebe unterwerfen?

Ich weiß, daß Du mit Deinem weichen Gemüthe, das heilige Andenken eines Dich leidenschaftlich liebenden Mannes im Herzen, der

Dir in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe entrissen ward, in diesem Puncte nie Eines Sinnes mit mir warst, und ich ließ in unserm oftmahligen Streite die Sache auf sich beruhen. Jetzt aber, da es sich vielleicht um das künftige Lebensglück meiner Tochter handelt, jetzt vergib, liebe Schwester, wenn ich Dir mein Glaubensbekenntniß über das Verhältniß unsers Geschlechts zu den Männern, wie es sich durch ein leidenerfülltes Leben in mir ausgebildet hat, wiederhohle, und Dich beschwöre, Ida vor jeder Art von Zärtlichkeit oder Leidenschaft zu hüthen, da sie nur durch Vernunft und Klarheit sich jene Ruhe des Herzens erhalten kann, die ihr, wo nicht die Oberhand, doch gleiches Recht mit dem künftigen Gemahl sichert, und sie vor Unterjochung bewahrt.

Ich habe, Du weißt es, aus Leidenschaft geheirathet. Schönheit, Unglück, Mitleid zogen mich an den Grafen von O'born, der im Anfange des Französischen Krieges schwer verwundet in unsrer Ältern Haus gebracht wurde. Ein Zusammenleben von zwey Monathen entflammte in unsern Herzen eine Leidenschaft, die für die Ewigkeit zu lodern schien. Eine glänzende Versorgung, der feinste Ton, und ein An-

strich von geistiger Bildung, schimmernd genug, um ein zwanzigjähriges Mädchenherz zu blenden, galten mir für die schönste Bürgschaft unwandelbaren Glücks. Ich ward seine Frau. Ich glaubte auf einem Teppich von Blumen durch's Leben zu wandeln; ein Abgrund von Lastern und bösen Gewohnheiten lag darunter verborgen. Nach und nach kamen sie alle zum Vorschein. Leichtsinn und unsinnige Verschwendung streuten zuerst den Saamen der Zwietracht zwischen uns, Spiel und Trunk entfernten ihn hierauf aus meiner ihm lästigen Gesellschaft, schwelgerische Freunde, ausschweifende Weiber hielten ihn fest, sein Vermögen war beynahe dahin, meines in Gefahr, und eine schreckliche Zukunft starrte mich und drey unerzogene Kinder an.

Da galt es wohl, sich zu ermannen und aus der zärtlichen Unthätigkeit aufzuwachen, die unsre gebornen Feinde, das sogenannte starke Geschlecht, so sehr an uns zu schätzen vorgeben. Wenn der Mann nicht mehr Herr des Hauses war und seyn konnte, mußte die Frau das Steuer des scheiternden Schiffes mit fester Hand ergreifen. Ich riß mich aus langen Leiden empor und faßte meinen Entschluß. Meine Liebe war längst gestorben, der Verlust sei-

nes Herzens längst verschmerzt, aber mein Vermögen und das Glück meiner Kinder waren noch zu retten. So legte ich die entehrende Rolle einer sanften Dulderinn ab, trat in meine Rechte als gekränkter Mensch, und rief Dich und Deinen edlen Gemahl zu Hülfe. Das Werk wurde mit Ernst und Kraft begonnen, und nach acht mühsamen Jahren, während welchen ein frühzeitiger Tod, die Folge von Ausschweifungen, den Grafen O'born wegraffte, sah ich unser Vermögen geborgen, alles in lichtheller Ordnung, und durch Euern Beystand, wie durch eigene Thätigkeit, meiner Kinder Glück, die Ruhe meines Alters gesichert. Meine beyden Söhne sind tüchtige Menschen und versorgt, meine Tochter steht, ein schönes, reines, in allen ihren Fähigkeiten ausgebildetes Mädchen da. Das Alles habe ich geleistet. Und wie? Und warum? Weil ich nicht ein Weib, wie die Männer es verstehen, sondern ein Mensch seyn wollte.

Sechzehn Jahre sind seitdem verflossen, meine Ansichten haben sich nicht geändert; vielmehr dienten alle Erfahrungen nur dazu, sie zu bestätigen. Kannst Du mir es nun verdenken, wenn ich meine Ida so führen will und muß, wie ich es zu ihrem Glücke nothwendig erkenne? Sie

soll nicht aus Liebe heirathen, und darum kann ich Dir meine Besorgnisse wegen des Baron Lehmbach nicht verbergen. Ich fürchte, er hat durch Schmeicheley und ein zartes Benehmen den Weg gefunden, auf Ida's Einbildungskraft, und dadurch auf ihr Herz zu wirken. Ich würde dieß als das größte Unglück ansehen, zumahl, da die Parthie für eine Gräfinn O'born nichts weniger als glänzend ist. Dennoch scheint sie zwischen ihm und dem Fürsten zu schwanken, ja sogar ihn dem letzteren vorzuziehn.

Liebe Schwester! Willst Du mir Deine oft erprobte Liebe noch einmahl beweisen, so suche Ida zu stimmen, daß sie mit dem Fürsten Ernst mache. Zu jener Verbindung, die mir nichts besseres, als eine Inclinations-Heirath scheint, kann und werde ich meine Einwilligung nie geben. Das ist mein fester Wille, und Du weißt, ich kann ihn halten. Sage Ida hiervon so viel, als Du für gut hältst. Mit ihr, der Jüngeren, Unerfahrneren, habe ich anders gesprochen. Sie verträgt das volle Licht, das Dein geübtes Auge aushalten kann, noch nicht. Ich lege meine Hoffnungen, meine Sorgen, meiner Tochter Glück in Deine Hand, und ich weiß, Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

** bad den 29sten Julius 1810.

Bertha! Was ist das für ein Mann! — Und ich sollte ihm entsagen können? — Nein! Das ist unmöglich, und darum soll es auch Niemand fordern.

Vor drey Tagen in der Nacht stieg ein furchtbares Gewitter aus den tieferen Bergthälern auf, das die heißglühende Sonne des langen Sommertages aus Dämpfen und Nebeln langsam gebraut hatte. Fernrollende dumpfe Schläge verkündeten zuerst sein Annahen, einzelne Blitze leuchteten durch die finstere Nacht. Ich lag schlaflos, und konnte alle Abstufungen des kommenden Schreckens genau beobachten. Er wuchs und wuchs unaufhaltsam. Die Donner folgten schneller, krachender, die Leuchtungen zuckten blen-

dender und öfter hintereinander durch mein Gemach. Ein Sturmwind brach los, die Natur schien im Aufruhr, einige gellende Schläge fielen hintereinander, und die Waldthäler wiederhohlten ihr Getöse. Plötzlich fiel einer mit hellem Gepraſſel. Er konnte nicht fern seyn, denn zu gleicher Zeit überſtrömte rothes Glühen mein Zimmer, und der weiße Strahl fuhr ſchlängelnd gerade vor mir auf den Wald herab. Ein heftiges Rauſchen folgte. Der Schlag hatte die ſchwangere Wolke zerriſſen, der Regen ſtürzte ſtromweiſe und peitſchte die zitternden Scheiben meiner Fenſter, und nur das ſchwache, bebende Glas trennte mich von dem gräſslichen Kampf wild empörter Elemente. So trennt den Schiffer ein ſchmales Brett vom ſicheren Tod in den Wellen.

Gegen Morgen ließ das Toben nach, der Regen hörte auf, und die Sonne zerſtreute das ſchwere Gewölke. Ich fuhr in's Bad. Der friſche Morgen glänzte aus tauſend Tropfen, die an Gräſern und Sträuchern hingen. Alles war ſo erquickt, Alles athmete neues Leben. Die Badenden verſammelten ſich nach und nach. Jedes hatte zu erzählen, was es dieſe Nacht gefürchtet, geſorgt, oder abentheuerliches erfahren hat-

te. Jetzt erschien der Badearzt und berichtete, daß das Gewitter, welches uns so viel Stoff zum Plaudern und Lachen gab, für eine unglückliche Familie im Walde sehr traurige Folgen gehabt habe. Der heftige Regen, eine Art von Wolkenbruch, hatte die Wehren eines Mühlbaches zerrissen. Dieser, in zürnendem Tosen, machte sich auf ungewohntem Wege Platz, riß die Räder, die Werke, Alles krachend zusammen, und unterwusch die Hütte des Müllers. Schrecken und Nacht und die wüthende Eile des Elements machten Rettung unmöglich. Nun sey die ganze Familie des armen Mannes, ein Weib mit drey kleinen Kindern, ein blinder Alter und ein Paar Knechte in dem stehen gebliebenen Rest des Häuschens, von wüthenden Fluthen umtobt, alle Augenblicke gewärtig, daß der tosende Waldstrom auch noch die übrig gebliebenen Mauern niederreiße und sie in seine Wogen begrabe. Niemand wage es, sich durch den angeschwollenen Strom dem Hause zu nahen, in welchem die unglücklichen Eingeschlossenen, mit Todesangst und Verzweiflung ringend, die Arme bittend und flehend zu den Fenstern herausstrecken.

Alles war tief erschüttert von dem Bericht, und Fahrnau, der auf der Gallerie zuhorchte,

auf einmahl verschwunden. Niemand wußte, wohin? Mein Herz allein erkannte das seinige. Er war hingeeilt, wo die Unglücklichen eines tapfern, entschlossenen Muthes und eines menschenfreundlichen Herzens harrten, um sie zu retten.

Die Badestunden waren vorbey, man zerstreute sich, mein Herz schlug in nahmenloser Angst. Zehnmahl schickte ich in sein Haus, er war noch nicht zurückgekehrt. Endlich hieß es, er sey seit einer halben Stunde zu Hause, ganz wohl, nur erschöpft. Er hatte die arme Familie gerettet und nach der Stadt gebracht. Ich warf mich nieder vor dem höchsten Wesen, das ihn mir erhalten hatte. Ich war außer mir vor Freuden. Ich ließ anspannen und fuhr schnell in den nahen Wald. Ein Eichenkranz ward geflochten; die Bürgerkrone gebührte dem, der Menschenleben erhalten hatte, und vielleicht mit Gefahr des Seinen. Als ich in den Park kam, war es noch früh, Fahrnau noch nicht da, und überhaupt nur wenig Menschen. Ich sprach mit ein Paar meiner Bekannten über mein Vorhaben. Fahrnau's Edelmuth war schon bekannt, seine Leute, die gerettete Familie, die er geborgen hatte, hatten Alles erzählt. Jetzt sahen wir ihn

von Weitem. Ach er kam so schön, nur etwas bleich, an Eleonorens Arm die Allee herauf! Die Überglückliche, die ihn zuerst umarmen, zuerst den Schweiß von seiner Stirn hatte trocknen dürfen! Und sie sah so ruhig und so kalt aus, als ob nichts vorgefallen wäre!

Ich, die Pillmann, und die jüngere Morrland gingen ihm entgegen. Mein Herz pochte ungestüm, als ich diese theuern Züge nach Angst und Gefahr wieder erblickte. Ich reichte ihm den Kranz, ich wollte reden, meine Stimme versagte, meine Thränen brachen hervor. Hedwig Morrland mußte das Wort nehmen und ihm im Nahmen der dankbaren Menschheit für das gerettete Leben der Unglücklichen danken. Er war verlegen, bestürzt. — Sollte er das? Bescheiden darf der edle Mann wohl seyn; aber bestürzen sollte ihn der öffentliche Dank für eine öffentliche Handlung der Menschenliebe nicht.

Aber ich weiß wohl was es war. Eleonore ging an seiner Seite. Er liebt sie. Das Schicksal hat sie ihm in einer Aufwallung seiner jugendlichen Leidenschaft in den Weg geworfen. So erschien sie ihm als das verwirklichte Ideal seines schönen Herzens. Seitdem hat er unwandelbar an ihr gehangen, denn er hat nichts Bes-

seres, nichts Höheres kennen gelernt. Muß das aber immer so bleiben? Dürfte und könnte er dem Geisterrufe widerstreben, der in der ersten Stunde unsers Zusammentreffens wie in meinem, so gewiß auch in seinem Herzen erklungen ist?

Er ist gegen mich nicht unbefangen, aber er beherrscht sich; das sah ich klar in dem Moment, als ich ihm den Kranz reichte. Er begegnet seiner Frau mit vermehrter Achtung in meinem Beyseyn. Sein schönes Gemüth flüchtet hinter dieß erhöhte Bollwerk geträumter Pflicht; aber ich fühle — und welches Weib würde das nicht fühlen! — daß auch er von dem Strahl getroffen ist, der mich berührt hat.

Du hast mich in Deinem letzten Briefe vor einer hoffnungslosen Leidenschaft gewarnt. Ich erkenne dankbar die Sorge Deines liebenden Herzens. Aber fürchte nicht für mich. Will ich denn Ludwig besitzen, ihn seiner Frau rauben oder seinen häuslichen Verhältnissen entfremden? O nein, bey Gott nicht! Eleonore mag behalten, was sie an ihm hat, was sie an seinem reichen Ich erfassen und begreifen kann, einen aufmerksamen, achtungsvollen Gemahl, seine Kinder, die holden Engel, in deren Ältestem Ludwigs Züge in lieblicher Verjüngung unschuldiger

Kindheit sich so reizend zeigen, den sorglichen Vater, sein Haus, das er mit Kraft und Einsicht regiert, den Schützer und Berather. Ich will von allem dem nichts, ich will den Frieden seiner Seele durch keinen schmerzlichen Kampf stören. Er soll mir nur geben, was jene nicht bedürfen, und nicht fordern — die heilige Flamme seines Herzens, das lebendige Spiel seiner Phantasie, den Zusammenklang zweyer für einander geschaffener Seelen! Er ist reich genug, Allen Alles zu seyn aus der Fülle seines tiefen Gemüths. Er ist für mich nicht Mann, nicht Frau, nur die vollendende Hälfte meines Selbsts.

Du fragst mich, was meine Muse macht, ob ich dichte? Wie könnte ich in diesem Sturme des Gefühls, dieser ewig wechselnden Fluth von Hoffnung und Furcht! Nur wenn nach dem unruhigen Wallen und Toben die Seele wieder ruhiger geworden ist, dann schaut aus ihrem klaren Spiegel das hineingestrahlte Gefühl schöner heraus. Liebe und Schmerz, Freude und Sehnsucht verklären sich im Abendschein der Erinnerung, und in der beschwichtigten Brust erklingen leise, nur der gestillten Seele hörbar, die zarten Klänge der Himmelssprache, die der erhabene Verbannte noch aus seiner eigentlichen Hei-

math her kennt, und hier verwundert wieder vernimmt. Ihr andern Menschen nennt das Begeisterung, und glaubt, es sey etwas Fremdes, von außen durch allerley geistige, oder auch sinnliche Anregungen in uns Hineingekommenes. Glaubt das nicht, und darum muthet dem Sänger nicht zu, daß er im Sturm bewegter Leidenschaft singe! Oder glaubst Du, ich setze mich hin und will jetzt dichten, das oder jenes, so wie man wohl in der Schule die Knaben zur Poesie anführt und ihnen Thema und Redefiguren, Rythmus und Eintheilung angibt? Nein! Nein, liebe Bertha! Wenn Du das glaubst, kennst Du das Wesen der Dichtung nicht, dieß heilige Räthsel, das selbst dem, in dessen Busen es vorgeht, ewig unauflöslich bleibt. In mir, in den innersten Tiefen meiner Brust ruhen die Gesänge, völlig gesungen, vollendet, in himmlischer, ursprünglicher Schönheit. Ist die Stunde der Weihe gekommen, und kann der beruhigte Geist den Engelslauten horchen, dann tönen sie in mir auf, erst leise, wie von fern, undeutlich, unvernommen; aber es wird stiller um mich, stiller in mir, und die Laute tönen heller, ganze Verse, ganze Strophen ringen sich aus dem dunkeln Grunde los,

hinter welchem, ich fühle es wohl, ein himmlisches Licht liegt, das zuweilen durchblitzt, wenn jene Töne sich unten losreißen, und wo die herrlichen Gestalten, die harmonischen Klänge wohnen, die ich ahne, nach denen ich schmachte, ohne sie anders erfassen zu können, als in einzelnen Momenten und Tönen, die dann sich zu den Liedern und Dichtungen bilden, die Euch gefallen und die die Welt mit Freuden aufnimmt.

Sieh, das kann ich wohl Dir sagen, und ihm, ihm, der jeden leisen Anklang der verschwisterten Seele versteht; die Welt würde mich belächeln, und mag man doch über den Ursprung meiner Gedichte glauben, was man will, mich kümmert nur, was meine Lieben von mir denken. Leb wohl!

Eilfter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

**bad, den 4ten August 1810.

Du wirst nicht ohne Befremden aus dem Datum meines Briefes sehen, daß wir noch hier sind, und ein Aufenthalt, der höchstens für drey Wochen berechnet war, nun in die fünfte dauert. Ich kann nicht sagen, daß mir das völlig recht ist, und ich fange an, mich sehr nach meinem stillen Rosenstein zu sehnen, wo die Schnittzeit und unsere Geschäfte überhaupt unsere Gegenwart fordern, und Alles endlich wieder in sein altes Geleise kommen soll. Aber die Gesellschaft ist unterhaltend, die Umgebungen sind angenehm, wir werden sehr gedrungen, noch kurze Zeit zu verweilen, und Du weißt, wie schwer es ist, gutgemeintem, freundschaftlichen Zudringen so standhaft zu widerstehen, als wohl

die Vernunft uns sagt, daß wir manchmahl sollten.

Vielleicht hat dieses Verweilen, an dem weder Ludwigs noch gewiß mein Wille Schuld ist, seine weisen Absichten. Eine wenigstens von diesen sah ich vorgestern mit Angst, Freude und Stolz in Erfüllung gehen. Ach, Clara! Wie gut, wie edel ist mein Ludwig! Und wie wenig darf ich mich wundern, wenn die Welt sein Verdienst so ansieht und anerkennt, wie ich!

Ein Gewitter mit heftigem Regen hatte vor ein Paar Nächten eine Mühle im Waldgebirg in die größte Gefahr gebracht. Der Bach hatte das kleine Haus fast umgestürzt, in dem eine rettungslose Familie, von dem angeschwollenen Waldwasser eingeschlossen, alle Augenblicke ihrem Tode entgegensah. Ludwig hört das in der Gesellschaft erzählen. Ohne ein Wort zu reden, fliegt er nach Hause, läßt satteln, sagt mir nur die Hälfte seines Vorhabens, um mich nicht zu ängstigen, und sprengt, von seinem alten, treuen Georg begleitet, hinaus an die Stelle des Unglücks. Das Wasser war noch sehr hoch, Niemand wollte sich hineinwagen, um die armen Leute, die flehentlich um Hülfe bathen, zu retten. Ludwig hat mir erzählt, wie dieser Anblick,

diese Töne sein Herz zerrissen, wie er in dem Augenblicke das wildstrudelnde Wasser, seine augenscheinliche Gefahr, Alles vergessen hatte, wie er Bretter, Leitern, Balken, was er von der zerstörten Mühle in der Nähe fand, mit Georgs Hülfe herbeyschleppte und nun anfing, eine Art Brücke über das Wasser hin zu dem bedrohten Hause zu werfen. Die Leute darin mußten auf sein Zurufen mit Hand anlegen, und die hingeschleuderten Balken an dem einzigen noch unversehrten Fenster zu befestigen suchen. Als die umstehenden Nachbarn das sahen, schämten sie sich ihres Kleinmuths; sie griffen zu, das Beyspiel des fremden, gutgekleideten Mannes reizte sie zuerst, und seine Versprechungen, und die tüchtige Weise, womit er Alles zu ordnen verstand, belebten ihren Eifer. Die schwankende Brücke war fertig Ludwig — ach, Georgs Erzählung machte mein Blut gerinnen! — nicht ohne Lebensgefahr der Erste hinüber. Ihm folgten einige rüstige Bursche, und endlich war die ganze zitternde, vor Freude und vor Angst weinende Familie gerettet. Wie sie zu Ludwigs Füßen sanken, wie sie ihm Hände und Kleider küßten, und er, vor schöner Rührung beynahe weinend, selig im Gefühle erfüllter Menschenpflicht, zwi-

schen ihnen stand, ihren Ergießungen bescheiden wehrte, sie mit ihrem Dank an Gott verwies, in dessen Hand er auch nur ein schwaches Werkzeug gewesen war! O Clara, Clara! Über was darf ich wohl klagen, da der Himmel mich dieses Herz finden, und es neun Jahre treu an dem meinigen schlagen ließ! Ach, und wie er mich vor unsrer Verbindung liebte! So hoffnungslos und so ausschließend, so hingegeben und so männlich stark! Ja, liebe Schwester, diese Erinnerungen und das Bewußtseyn seines Werths müssen mein unruhiges Herz beschwichtigen.

Nach vielen Stunden kam er nach Hause. Die Kinder und ich hatten ihn mit unsäglicher Angst erwartet. Keines hatte essen wollen, bis der ersehnte Vater zurück war. Alles eilte ihm entgegen. Mit nassen Locken, in feuchten Kleidern, etwas bleich, ermüdet, aber mit der Verklärung der reinsten Freude in den edlen Zügen, schloß er mich gerührt und fest an seine Brust; dann beugte er sich zu den Kleinen nieder, die hohe, schlanke Gestalt lächelte auf sie herab, und indem er den einen Arm um mich schlang und seinen Kopf auf meine Stirn lehnte, flüsterte er mir leise zu: Gott hat es gelingen

lassen, sie sind Alle gerettet! O Clara, welch ein Augenblick! Ich hob meine Augen zu ihm empor, ich sah eine Thräne in den seinigen, und eine fromme, kindliche Regung richtete in dem gleichen Momente unsere Augen und unsere Herzen zu Gott empor.

Seine Bekannten hatten schon öfters geschickt, um sich nach seiner Zurückkunft zu erkundigen; denn das Unglück im Walde und Fahrnau's Vorhaben war bekannt geworden, so sehr er auch es zu verbergen bemüht gewesen war. Er schlug mir vor, nachdem er sich erhohlt hatte, gegen Abend in den Park zu gehen. Ich wäre lieber zu Hause bey ihm und den Kindern allein im Gefühle meines Glücks geblieben. Solche Stimmungen sind nicht für die große Welt. Aber Ludwig liebt die Geselligkeit und wollte auch das Aufsehen vermeiden, das sein Wegbleiben aus dem gewohnten Kreise erregt, und dem Vorfall noch mehr Wichtigkeit gegeben haben würde. Ich sah seine Gründe ein. Wir gingen, und ich gab mir Mühe, die stille Seligkeit meines Herzens und meine Liebe für Ludwig den Blicken der theilnahmslosen Menge zu entziehen. Ich that sehr wohl daran, denn im Park kam man ihm mit so großem Pomp und Aufheben

entgegen, daß er verlegen und ich verletzt wurde. Nur wahres Gefühl und reine Liebe wissen recht zu danken; die Eitelkeit, die Verschrobenheit bringen in der Anerkennung fremder Verdienste nur sich selbst ein wohlgefälliges Opfer.

Ich mag nicht viel unter diesen Menschen seyn, und ich besuche daher selbst die Gesellschaften der Gräfinn Wingheim nicht mehr so fleißig, als die erste Zeit, wo ich, im Wahne, es würde nur drey Wochen dauern, mich dieser Lebensart ungestört hingab. Als unsere Rückreise sich immer mehr verzögerte, fand ich es nöthig, in das gewohnte Geleise meiner häuslichen und mütterlichen Geschäfte zurückzukehren und wieder, so viel als möglich, zu Hause bey meinen Kindern zu bleiben. Ach, diese Kinder sind ja ohnehin mein höchstes Glück, mein Trost! Diese schuldlosen Seelen, in denen kein Arges sich regt, die noch nichts vom Verderben der Welt, den Verführungen des Lasters, den Gefahren der Leidenschaften kennen! An ihren treuen Blicken, wenn sie mir furcht- und verdachtlos ins Auge schauen, an ihren reinen Vorstellungen, die noch kein Hauch der Welt befleckt hat, erhohlt sich mein gedrücktes Gemüth und richtet der gesunkene Glaube sich auf. O Schwe-

ster! Wäre ich doch nie von unserm stillen Schlosse weggezogen, oder wäre ich wieder dort mit meinem theuren Ludwig und meinen holden Kleinen!

Es ist in dieser schönen Welt so viel Häßliches, so wenig Gold, was glänzt! Manches habe ich selbst bemerkt, über Manches haben die Leute mir die Augen geöffnet, indem sie, während sie sich in wechselseitiger Gegenwart mit Schmeicheleyen und Freundschaftsversicherungen überhäufen, sich, wenn Eines den Rücken kehrt, unbarmherzig zerfleischen.

Ich lasse Jeden auf seinem Werth beruhen, aber mich verlangt nicht in die Kreise, wo man nur durch Geist und Witz gilt und das Herz ganz aus dem Spiele bleiben muß, wo man sich Stunden lang in spielendem Geplauder auf Oberflächlichkeiten herumtreibt, mit der Miene der größten Angelegenheit von gleichgültigen Dingen redet, den lebhaftesten Antheil an dem gegenseitigen Wohl oder den Verhältnissen Anderer zu nehmen scheint, im Grunde aber nichts von dem Allen empfindet und auch nicht bewirkt, daß die Andern es glauben. Wahrhaftig, mir kommen diese Leute vor, wie eine Schaar guter Bekannter, die zum Spaß verlarvt untereinander her-

umlaufen und sich aus wechselseitiger Gefälligkeit anstellen, als ob sie Einer den Andern für das hielten, für was er sich geben will. Ein albernes Spiel, ein entwürdigendes Treiben, dessen der bessere Mensch sich schämen sollte!

Nur ein Paar Personen habe ich gefunden, die mir einer größeren Aufmerksamkeit werth scheinen. Die Eine ist ein gewisser Baron von Lehmbach, ein junger, sehr gebildeter Mann, aus dessen Anstand und Benehmen eine edlere Natur zu blicken scheint, als die Übrigen zeigen. Zu seinem Unglück ist er, wie ich fürchte, nebst vielen Andern in den Fesseln der stolzen Ida O'born befangen, und ich glaube schwerlich, daß sie in ihrem hochmüthigen Streben nach Glanz und Auszeichnung fähig seyn wird, das stillere Verdienst dieses würdigen Freyers zu erkennen. Die zweyte ist das Gesellschaftsfräulein der berühmten Frau von Sarewsky, ein Fräulein Haller, vielleicht die übersehenste Gestalt aus Allen, aber zehnmahl mehr werth, wie mir scheint, als ihre Dame. Ein Zufall brachte mich einst in die Nähe dieses sonst sehr stillen Mädchens. Der schöne Ton ihrer Stimme, ihr accentloses, reines Deutsch, und einige Äußerungen, die sie mit der größten Bescheidenheit vor-

brachte, öffneten einem Gespräche die Bahn, wie es, glaube ich, immer und allein unter guten, gebildeten Menschen Statt finden sollte.

Das Mädchen ist nicht glücklich, wie ich glaube, und mag wohl nicht so alt seyn, als sie auf den ersten Blick scheint. Ihr Wuchs ist fein, ihre Züge sind, wenn man sie genau betrachtet, angenehm, aber irgend ein böses Schicksal hat den frischen Jugendhauch von diesen blassen Wangen gestreift, und den düstern Schleyer über die sanften, blauen Augen gezogen. Übrigens scheint sie mir eine wahre, und für ein Weib viel zweckmäßigere Bildung zu haben, als die von Witz und Talenten schimmernde Gräfinn Ida, oder ihre schriftstellernde Dame selbst. Was sollen uns denn Kenntnisse, Talente, Belesenheit, wenn sie nicht in unser Innerstes eindringen, es veredeln, reinigen, und uns geschickter machen, unsere Pflichten zu erfüllen? Alles Übrige ist nicht bloß Flitter, es ist, meinem innersten Gefühle nach, verderblich, und diese berühmte Sarewsky hat über die Dichterinn das Weib vergessen. Sie lebt nicht mit ihrem jetzigen, ihrem dritten Manne. Über ihre erste Ehe beobachtet sie ein räthselhaftes Schweigen, der zweyte Gemahl, von dem ihr

großes Vermögen herrührt, ist gestorben, und von dem dritten hat sie sich getrennt. Doch nein! Das Weib hat sie, wenigstens in Einem Puncte, nicht vergessen, aber es ist kein guter Geist, der sie besitzt!

Es schlägt zehn Uhr. Leb wohl, liebe Schwester! Gute Nacht!

Zwölfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

** bad den 8ten August 1810.

Unser Aufenthalt hat sich sehr in die Länge gezogen. Es ist in jeder Hinsicht höchste Zeit, daß wir umkehren und den verlassenen Faden unsers häuslichen Wirkens wieder aufnehmen. Es haben sich Verhältnisse und Verbindungen gebildet, die der schönen Eintracht und der ruhigen, stillen Würde unsers bisherigen Lebens nachtheilig werden könnten.

Ein unseliger Zufall und eine noch verwirrendere Folge von kleinen Ereignissen hat die Neigung einer der schönsten, geistvollsten und unglücklichsten Frauen auf mich gerichtet. Gott weiß, wie ich dazu kam. Angezogen hat mich ihr Wesen allerdings, das muß ich gestehen; aber ich ahnete nichts und wollte nichts weiter. Das kann ich als Mann von Ehre und als Edel-

mann versichern. Du wirst nach meinen vorigen Briefen leicht errathen, wen ich nicht nennen will. Ihr Nahme soll nicht ausgesprochen werden und kein verrätherisches Blatt ihre Schwachheit, die ich lieber der Welt und mir selbst verbärge, durch einen unglücklichen Zufall kund thun. Aber ich muß mich losreißen. Ich bin es ihr, mir selbst, und noch mehr meinem geliebten Weibe schuldig. Eleonore müßte mich nicht so innig lieben, wie sie thut, und ihr Gefühl müßte nicht so zart seyn, wie es sich mir bey jeder Gelegenheit zeigt, wenn sie nicht bemerkt hätte, was um sie vorgeht. Zwar klagt und schmollt sie nicht, eine ungetrübte Heiterkeit empfängt mich jedes Mahl, wenn ich mich ihr nähere; aber sie vermeidet ängstlich jede Gelegenheit, wo sie mit jener nur zu liebenswürdigen Leidenden zusammentreffen und aus dem Betragen eines unbewachten Herzens Stoff zu geheimen Qualen saugen müßte. Auf jede Art, durch tausend kleine Künste, die der reinen, offnen Seele sonst so fremd waren, sucht sie sich jeglicher Einladung und Aufforderung zu entziehen, und da ich weiß, was sie auch die kleinste Unwahrheit kostet, so kann ich daraus schließen, wie ihr ums Herz ist.

Eine einzige Betrachtung stört den heiteren Frieden, der sich bey dem Gedanken an meine Zurückreise in mir verbreitet. Es ist die Betrachtung des unangenehmen Gefühls, das ich ihr bereite, wenn ich ihr diesen Entschluß ankündige. Es wird ein bitterer Augenblick für uns Beyde seyn; aber er ist nothwendig, und so laßt uns ihm gefaßt entgegen treten!

Ich habe Dir noch wenig von ihr erzählt. Ehe ich von ** bad und ihr scheide, sollst Du doch etwas Näheres über sie erfahren. Ich habe Dir ihre Gestalt beschrieben, wenn sich so Etwas beschreiben läßt; der Eindruck, den ihr Wesen macht, will gefühlt, nicht erzählt seyn.

Sie hat mir mit der Offenheit eines verwundeten, aber schuldlosen Herzens viel von ihrer Geschichte, von ihren Leiden, selbst von ihren Übereilungen erzählt. Sie hat — wenig gefehlt, viel gelitten, arglos getraut, schmerzlich durch Täuschung gebüßt, und der bittere Quell hat sich durch ihr ganzes, ruheloses Leben ergossen.

Sie ist die Tochter eines protestantischen Predigers, der ihr nach dem frühzeitigen Tode ihrer Mutter eine sehr sorgfältige Erziehung gab. Sie hat erstaunlich viel Kenntnisse und

eine reiche Gabe der Dichtung, die durch des Vaters Anleitung und durch eignen Fleiß zu der künstlerischen Vollendung gelangte, welche die Welt in ihren Werken entzückt. Verfolgungen und Übereilungen, die zu erzählen lang und unnöthig wären, brachten ihren Vater um seinen Dienst und sein kleines Vermögen. Bettelnd entfloh er mit dem zart gewohnten, zart gebauten Kinde von sechzehn Jahren seiner Heimath, und gelangte nach Heidelberg, wo eine Universität und allerley gelehrte Einrichtungen ihm die Hoffnung einiges Verdienstes eröffneten. Hier erkrankte und starb der gebeugte Greis, und ein seltsamer Zufall brachte die verwaiste, der Verzweiflung nahe Tochter zu einem edlen, reichen Jüngling, der sie kennen lernte, liebte und heirathete. Über diese Epoche ihrer Geschichte schien sie mit Widerwillen und schnell hinzugleiten. Das Band, welches Noth und Dankbarkeit von ihrer, Leidenschaft von des Jünglings Seite geknüpft hatten, und welches von den Freunden des Gatten verworfen wurde, gab ihr kein Glück. Eine unzufriedene, kinderlose Ehe stahl ihr vier der schönsten Jugendjahre und legte den Grund zu der Kränklichkeit und Verstimmung, die sich wohl nie wieder aus dem allzuzart besaiteten

Nervensysteme dieses halb ätherischen Wesens verlieren werden. Sie lernte einen liebenswürdigen Mann, einen Offizier, kennen, den ein Zufall in ihr Haus brachte. Geliebt hatte sie nie. Das erste Morgenroth dieser Empfindung brach jetzt für ihre Seele an, und sie war groß genug, es ihrem Gatten zu gestehen; denn als Protestantinn stand ihrer Scheidung nichts im Wege. Die Scenen, die hier vorgefallen seyn mochten, müssen ihre Seele tief ergriffen haben; ich sah dieß an der Bewegung, mit der sie das Alles in Stillschweigen hüllte. Genug, sie ward geschieden, und reichte dem Offizier, dessen Nahmen und Familie wir wohl kennen, die Hand. Ein Jahr darauf ward er ihr durch den Tod entrissen, und ließ sie als Erbinn seines großen Vermögens zurück. Freudenlos, einsam, kränklich suchte sie auf Reisen unter milderen Himmelsstrichen die Ruhe und das Wohlseyn, die sie im Vaterlande nie gefunden hatte. In Rom verliebte sich ein junger, reicher Pohle, ihr gegenwärtiger Gemahl, in sie, und wurde, da sie seine Leidenschaft nicht erwiederte, tödtlich krank. Zureden, Bitten seiner Freunde, und einige Zeilen, die er ihr mit sterbender Hand geschrieben hatte, bestimmten sie, ihn noch einmahl

zu besuchen. Sein Zustand rührte sie, Mitleid und Überraschung thaten das ihrige, genug, sie reichte ihm die Hand und willigte darein, sich auf dem Todbette mit ihm trauen zu lassen. Unter ihrer treuen Pflege genas er langsam. Eine kurze Zeit lieblicher Täuschung wiegte ihr arglos Herz mit süßen Hoffnungen künftigen, ruhigen Glücks. Sie erwachte nur zu bald. Der Gatte, an den sie die reinsten Regungen eines schönen Herzens gebunden hatten, war ihrer nicht werth. Sie hatte Unsägliches an seiner Seite zu leiden. Endlich kam er selbst auf den wohlthätigen Gedanken einer Scheidung. Er setzte ihr eine ansehnliche Leibrente aus und befreyte sie von seiner Gegenwart. So steht sie nun, dreymahl von dem Ziele, das sie mit aufrichtigem Wunsch zu erreichen gestrebt hatte, zurückgeschleudert, kränkelnd, vereinzelt in der Welt, und der einzige Freund, den ihr Herz nach so manchen Stürmen und Irrungen gefunden hat, dem es sich ganz und ohne Rückhalt öffnen möchte, ist, durch heilige, theure Bande gebunden, auf ewig von ihr getrennt. Gestehe, lieber Bruder, daß sie sehr schuldlos und sehr unglücklich ist!

Aber wenn sie das auch noch zehnmahl

mehr, und noch hundertmahl liebenswürdiger wäre, ich muß fort! Es darf nicht länger dauern, und ich beklage nur, daß ich es seyn muß, der aufs Neue einen schmerzlichen Stachel in dieses ohnehin so oft verletzte, und so schlecht geheilte Herz werfen muß. Leb wohl!

Dreyzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

** bad den 16ten August 1810.

Die Hoffnung, liebste Schwester, diesen Herbst noch nach Karlsbad zu kommen, und Dich auf der Hinreise zu besuchen, zerfließt vor meinen Augen immer mehr in nichtigen Nebel. Unser Aufenthalt hier verlängert sich von einer Woche zur andern. Seit den letzten vierzehn Tagen höre ich gar nicht mehr von einer Abreise sprechen, und es scheint nach Allem, daß wir so lange bleiben, bis der Winter die Badegäste allzusammen vertreibt. Es hat mich sehr geschmerzt, als ich im Stillen bedachte, daß auch diese Freude, auf die ich so lange gewartet, mir nicht werden sollte. Jetzt ist auch das überwunden, und ich lege diese vereitelte Hoffnung zu der großen Zahl der früher verblichenen Schwestern. Entsagen und Entbehren war mein Loos

von Jugend an, und als die beschränkten Umstände unsrer Mutter mich nöthigten, an diese Frau, die meine Freundinn heißt und meine Gebietherinn ist, meine Freyheit hinzugeben, jeder Wendung ihres Schicksals, und was mehr sagen will, ihrer Launen zu folgen, da war ja schon das Opfer aller meiner Wünsche und meiner ganzen Eigenthümlichkeit mit einbegriffen.

Indessen, so wenig erfreulich mein Loos ist, so hat mich mein Entschluß doch seit dem ganzen Jahre, als ich bey ihr bin, noch nie gereuet; denn es fehlt auch in diesem trüben Verhältniß nicht an der Möglichkeit, nützlich zu seyn und hier und da Gutes zu wirken. Frau von Sarewsky, so seltsam ihr Character und ihr Benehmen oft erscheinen, hat Augenblicke, wo ihr Gemüth durch ihre lebhafte Phantasie sich bis zum Edelmuth erhebt. Man muß sie nur genau kennen, um in der gelegenen Zeit auf sie zu wirken. Ich habe sie zu manchen Gaben für Unglückliche, zu manchen geheimen Wohlthaten beredet und der doppelten Freude genossen, nicht allein den Armen geholfen, sondern auch, wenigstens für einige Zeit, einen Schimmer des inneren Friedens, den das Bewußtseyn pflichtmäßiger Handlungen immer gibt, über dieses

zwiespaltige Gemüth verbreitet zu sehen. Auch mir selbst, in meinem Inneren, wurde das Beysammenleben mit dieser Frau lehrreich und nützlich. Wie oft, wenn ich mich vom Schicksal recht grausam behandelt und vor vielen Menschen unglücklich glaubte, hat ein Blick auf sie mich beschämt und getröstet! Auf welchen Grad sie mit sich selbst und der ganzen Welt in grellem, schmerzenden Contraste steht, kann ich Dir nicht beschreiben. Ihr unruhiges Herumtreiben von einem Orte zum andern, ihre ewige Unzufriedenheit, ihre Leidenschaftlichkeit, selbst ihre Kränklichkeit, die wenigstens grossen Theils Wahrheit ist, stehen in ewiger Wechselwirkung aufeinander, und vereinigen sich als Wirkung und Folge, um sie unglücklich zu machen, und ihr, wie Göthe sagt, das nächste Glück vor den Lippen wegzuzehren.

Warum wir so lange hier bleiben, ist leider kein Geheimniß. Nicht allein die Welt, auch jene Personen müssen es bemerken, die es am letzten erfahren sollten, weil es sie am empfindlichsten schmerzen wird. Eine ganz unglückselige Leidenschaft hat sich Rosaliens Herzens bemeistert. Sie scheint mit jedem Tage wie an Stärke, so auch an Strafbarkeit zuzunehmen, und den

Mann, der sie eingeflößt, mit sich fortzureißen. Die Welt urtheilt freylich sehr schonend über dergleichen galante Verbindungen zwischen Personen, die längst ein heiliges Band an Andere knüpft; mir aber ist es unmöglich, sie für unbedeutend oder gar schuldlos zu halten.

Indessen läßt sich auch für meine Dame eine Art von Entschuldigung in den ungetheilten und offenbaren Huldigungen finden, die das männliche Geschlecht ihr überall darbringt. Es ist erstaunlich, welchen Eindruck ihre Erscheinung macht, und wie leicht ihre Eitelkeit dadurch gereizt werden kann. Überhaupt hat eine längere Beobachtung der Welt, so wie sie den frischen, lebendigen Glanz von den Idealen meiner ersten Jugend gewischt hat, mich auch nachsichtiger mit den Menschen gemacht, und jene, die ich leider nicht mehr als Engel bewundern konnte, doch auch nicht als Teufel hassen lassen. Nur Wenige sind böse, Alle schwach, die Meisten sinnlich und eitel. Diese beyden Triebe, Sinnlichkeit und Eitelkeit, sind es, was ich eigentlich für die Erbsünde halte. Denn was war es anders, als Lüsternheit nach verbothenem Genuß, Sinnlichkeit (wozu man auch die feineren Arten, in denen gebildetere Seelen schwelgen,

rechnen muß) und Wunsch, den Elohim gleich zu werden, folglich Eitelkeit, was unsre ersten Ältern zum Falle brachte, und sich in unendlich mannigfachen Schattirungen auf das ganze Menschengeschlecht verbreitete? Sieh, so habe ich mir oft die Erzählung vom verscherzten Paradiese der Unschuld gedeutet, und ich glaube, nicht mit Unrecht.

Diese Eitelkeit treibt aber ihr Spiel an einem Badeorte offenbarer und auffallender, als irgendwo, weil hier eine größere Menge von Menschen aus den höheren und reicheren Classen sich auf einem kleinen Raum zusammenfindet, und es belustigt und schmerzt mich manchmahl, dieß Treiben zu beobachten, das, während es die Einen lächerlich darstellt, bessere Herzen tief verletzt. So fiel vorgestern eine Scene im Park vor, die mich ziemlich tiefe Blicke in manche Seele thun ließ.

Die Bekannten hatten sich, wie gewöhnlich, um die alte Gräfinn Wingheim und ihre Nichte versammelt. Frau von Fahrnau, die jetzt seltener in unserm Kreise erscheint, war dießmahl gekommen, und brachte mir eine Arbeit ihrer Hand, die sie mir vor acht Tagen versprochen hatte. Der Zufall fügte es, daß außer dem al-

ten Grafen Norbeck, der ein unglücklicher Verehrer dieser trefflichen Frau ist, und Lothar, der unter dem Vorwand der Kunstliebhaberey die Künstlerinn ebenfalls auszeichnet, keine männliche Gesellschaft um uns war. Beyde beschäftigten sich nur mit Eleonoren, und ihre Zeichnung, die sie bescheiden mir heimlich zugesteckt, die aber Fräulein Ida's Vorwitz zu ihrer eigenen Strafe recht zudringlich an's Licht gezogen hatte, wurde der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Das schien dem Fräulein, die gewohnt ist, immer eine Schaar Anbether hinter sich zu haben, lange Weile zu machen. Sie wußte es bald dahin zu bringen, daß sie neben dem alten Norbeck zu sitzen kam, und nun hättest Du die Thorheiten sehen sollen, die sich dieses sonst so stolze Geschöpf erlaubte, um den alten Gecken und den geistreichen Lothar auf sich aufmerksam zu machen. Es gelang ihr vollkommen. Eleonore war bald allein, schien es aber nicht zu fühlen, sondern sprach ganz unbefangen mit mir, während die jüngeren Bekannten, Einer um den Andern, durch das Geräusch, das jene Drey in ihrem Übermuthe machten, herbeygelockt, sich um das Fräulein reihten, und sie nun des Triumphs genoß, ihren Hof um sich versammelt zu sehen,

unter welchem der schon etwas verblühte Fürst Radvinsky die bedeutendste Rolle spielt. So ging es eine Weile fort, bis Frau von Sarewsky ganz allein, langsam, in ihren schönen, hochrothen Shawl drappirt, die Allee heranschwebte. Sie grüßte mit ihrer freundlichen Leutseligkeit, sagte der alten Gräfinn auf ihr Befragen, daß sie sehr leidend sey, und lehnte sich, ohne viel zu sprechen, in ihren Stuhl zurück. Aber jetzt entfiel ihr im tiefen Sinnen der Strauß Feldblumen, den sie im Hergehen gepflückt hatte. Einer der Herren hob ihn auf und reichte ihn ihr; sie klagte über Zerstreuung, Schwäche und Trübsinn. Das Gespräch war angeknüpft. Ein Zweyter gesellte sich dazu, als er das leise Flüstern der schönen, klagenden Stimme hörte. Auf einmahl fühlte Rosalie einen Rosengeruch, der ihr Krämpfe macht, und den eine Dame, die nicht weit von uns sich niedergesetzt hatte, an sich trug. Sie stand auf, um Platz zu wechseln. Sogleich kam Alles in Aufruhr, ihr den Stuhl nachzutragen, den Shawl aufzuheben, der ihr entfallen war und auf der Erde nachschleppte, und endlich vom äußersten Ende des Gartens ein Fläschchen Eau de Cologne zu verschaffen, um daran zu riechen. So ward es bald um die schö-

ne Ida leer, selbst der alte Radvinsky war von dem allgemeinen Zug mitgerissen worden, und sie stand eben im Begriff, mit deutlichen Zeichen des Mißvergnügens sammt ihrer Tante nach Hause zu gehen, als ein unvermutheter Lärmen alle Augen nach der Seite der Straße hinzog. Es war ein Reiter, der seines scheugewordenen Pferdes eben mit Mühe Meister ward. Alles flog hinzu. Leonore erkannte ihren Gemahl, sie erblaßte und zitterte an meinem Arm. Rosalie war langsam nachgekommen, weil sie nicht geschwind gehen kann, oder will. Ein Schrey des Schreckens machte Alles auf sie aufmerksam. Fahrnau hörte den Ton, eine Purpurgluth überzog sein Gesicht, ein Stoß mit dem Sporn und ein gewaltiger Riß mit dem Zügel zwangen das Pferd unter ihm zu stürzen, er sprang leicht und ohne Schaden herab. Leonore eilte auf ihn zu, und blieb plötzlich stehen, da sie die Richtung seiner Blicke sah. Aber er faßte sich, ergriff ihre Hand, beruhigte sie, dankte ihr für ihre Theilnahme und sie nahm die Wendung mit anständiger Freundlichkeit mit. Hierauf aber zog sie ihn bey der Hand, die noch immer die ihrige hielt, zu Rosalien, die fast ohnmächtig in meinen Armen lag, stand ihr liebreich bey, und ich

sah die Blicke ihres Mannes mit unnennbarem Ausdruck zwischen den beyden Frauen hin und her gleiten. Endlich both er seiner Frau mit vieler Herzlichkeit den Arm, und führte sie nach Hause.

Solche Scenen, liebe Schwester, enthüllen, wie mich dünkt, weit mehr von dem Inneren des Menschen, als überdachte Handlungen, bey denen man sich zusammennimmt, und die auch selten Statt finden. Aber zur Ehre des männlichen Geschlechts scheinen sie mir nicht zu gereichen, und oft, wenn ich die mit allem äußeren Reiz geschmückten und vom Siege gekrönten Schönheiten betrachte, steigt ein Gefühl in mir auf, das etwas von Unlust und Bitterkeit an sich hat. Was ist es denn, das sie in den Augen der Männer so unwiderstehlich macht? Und wenn Gefallen das sicherste und einzige Mittel ist, um jenes Geschlecht an uns zu ziehen, warum hat der Himmel diese Gabe meist den minder schatzbaren unter uns verliehen, oder warum haben Tugend und innerer Werth weniger Macht über die Männerherzen, als ein blendendes Äußeres?

Meine Uhr, liebe Schwester, ist abgelaufen, und obwohl meine Jahre und auch wohl meine Gestalt mich noch nicht von allen Ansprüchen

ausschließen, so weißt Du doch, daß meine Rechnung mit der Welt abgethan ist. Ich habe nur Einmahl geliebt, und es war für ewig. Das Schicksal hat dieses Band zerrissen, aber das Andenken daran herrscht unumschränkt in meiner Brust. An anständigen Versorgungen (mehr könnten sie meinem Herzen nicht seyn) hat es auch nicht gefehlt. Also für mich rede ich nicht, und es ist weder Neid noch Trauer, was mir jene Bemerkungen aufdrang; aber ich kann nicht umhin, sie zu machen, und in dem Vergleiche mit der Männerwelt, die mich hier umgibt, ein theures Bild in himmlischer Verklärung vor mir zu sehen. Leb wohl!

Vierzehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

**bad den 28sten August 1810.

Ihr Brief, verehrteste Mutter, hat mich von Neuem überzeugt, wie wahrhaft gütig Sie gegen mich gesinnt sind, und wie viel Dankbarkeit ich Ihnen dafür schuldig bin. Glauben Sie gewiß, daß ich mir Ihre Lehren zu Nutzen machen, und was ich in meiner Lage nur immer befolgen kann, mit Anerkennung Ihrer höheren Einsicht üben werde.

Aber der todte Buchstab ist, wie ich sehe, ein sehr unzulänglicher Behelf seine Gesinnungen auszudrücken, da er nur immer die äußere Form zu bezeichnen und allgemeine Ideen zu geben im Stande ist. C'est le ton, qui fait la musique, sagt der Franzose, der gewiß für practische Lebensansichten und feine Unterscheidungen den meisten Sinn hat. Darum ist es so schwer,

in Briefen sich über Gefühle auszusprechen, und ich möchte daher bey Mißverständnissen immer zu offener, mündlicher Erklärung rathen. Der Andere legt seine vorgefaßte Meinung in die Worte, die wir ihm schreiben, und hört uns mit dem Tone sprechen, auf den er in dem Augenblick des Mißkennens unsre Seele gestimmt glaubt.

Ich bin versichert, liebste Mutter, daß Sie in diesen freymüthigen Äußerungen eines selbstdenkenden Wesens den kindlichen Sinn und die dankbare Liebe Ihrer Tochter nicht vermissen werden. Sie selbst haben uns so oft ermahnt, unsere Vernunft zu gebrauchen, zu prüfen, und uns nicht aufs erste Wort fremden Ansichten, wenn sie auch noch so würdig und von dem höchsten Gewicht wären, zu unterordnen, sobald unsre Überzeugung sich dagegen auflehnt. In dieser Zuversicht auf Ihre Gute, die meine Einwürfe nachsichtig anhören, und wenn ich doch irre, mich mit Liebe zurechtweisen wird, wage ich es, Ihnen den wahren Zustand der Dinge vor Augen zu legen, nachdem ich mich, aufgeschreckt durch Ihre mütterliche Warnung, strenge geprüft, und in den innersten Tiefen meines Wesens nachgeforscht habe.

Ich fange bey Ihrer zweyten, ungleich wichtigeren, Rüge an. Sie glauben sich durch meine Äußerungen über Baron Lehmbach berechtigt, mich für ein Bißchen verliebt in ihn zu halten. Als der erste Schrecken vorüber war, den das Zutrauen auf Ihre höhere Einsicht mir einflößte, mußte ich über mich selbst lächeln. Ich und verliebt! Meine theuerste Mutter! Da muß meine Feder, oder meine Einbildungskraft, indem sie mir die Einzelnheiten des angenehm verlebten Tages vorrechnete, mir unbewußt, gewaltige Sprünge gemacht haben. Es ist wahr, Lehmbach ist ein hübscher Mann. Er hat Anstand, Geistesbildung, und daß er mich liebt, ja, daß er leidenschaftlich für mich fühlt, ist wohl kein Zweifel. Ich verkenne aber nicht im mindesten, daß er als Freyer nur im Vergleich mit dem Fürsten in Betracht zu ziehen ist. Sie haben Recht, der Fürst steht durch Geburt und Vermögen weit über Lehmbach; aber, liebste Mutter, können Sie es Ihrer Tochter, deren Geist Sie auf das sorgfältigste gebildet haben, wohl verdenken, wenn sie von dem Mann, der ihrer Wahl vor der Welt durch seine Persönlichkeit Ehre machen soll, Etwas mehr verlangt, als jene Vorzüge, die nur der Zufall gibt?

Radvinsky ist weit über die Jugendjahre, ja selbst über das blühende Mannsalter hinaus. Er mag schön gewesen seyn; jetzt sieht man nur Spuren, die durch Kunst und Sorgfalt im Anzug noch hingehalten werden. Auch darüber, liebe Mutter, würde ich Verstand genug haben, mich hinauszusetzen; aber Radvinsky ist mit seiner Bildung vor dreyßig Jahren stehen geblieben. Die Deutsche Literatur ist ihm ganz fremd, und von der Französischen, der einzigen, die er kennt, weiß er seit den schimmernden Erscheinungen aus dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten nichts mehr. Er läßt kein Trauerspiel gelten als von Corneille, Racine und Voltaire. Die Marquise de Sevigné ist sein einziges Muster im Briefstyl, und nur aus jenen Memoires, die ein galanter Hof voll Intriguen in Überzahl zur Welt förderte, hohlt er seine Menschenkenntniß und seine Urtheile. Das gibt ihm ein veraltetes, mitunter zuweilen lächerliches Ansehen, und Lehmbach, der mit Geist und Gefühl den Fortschritten seiner Zeit gefolgt ist, steht in dieser Hinsicht zu glänzend neben ihm, als daß es auch ein partheyischer Sinn verkennen könnte. Wenn ich daher ja Einen von Beyden wählen müßte, so würde Lehmbachs vorzügliche Geistesbildung, vereint mit der

schimmernden Laufbahn, die sich seine Talente eröffnet, die Zunge der Wage für ihn neigen. So, liebste Mutter, und bloß so bitte ich Sie meine scheinbare Vorliebe für Lehmbach zu erklären, woran weder meine Augen, noch weniger mein Herz den geringsten Antheil haben.

Ich komme nun zu Ihrem ersten Tadel, und muß bekennen, daß ich mich hier viel schuldiger finde. Dennoch habe ich auch Einiges, was Sie nicht ungegründet finden werden, für mich anzuführen.

Es ist wirklich unerträglich, was die berühmte Frau treibt, wie sie durch alle Künste die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, alle übrigen Frauen ganz auszulöschen und alle Männer in dem Sonnenschimmer ihrer Blicke tanzen zu lassen sucht. Wohlgestalt, auffallende Kleidung, Dichtertalent, affectirte Kränklichkeit und vorgebliches Unglück, Alles muß ihr dazu dienen, und außer dem alten, einfältigen Norbeck, der unerhört für die allzubescheidene Fahrnau seufzt, und außer — verzeihen Sie, daß dieser Nahme hier steht, und rechnen Sie mir nicht für Vorurtheil an, was bloß Steuer der Wahrheit ist! — außer Lehmbach sind Alle, alt oder jung, be-

deutend oder unbedeutend, mehr oder minder von ihr behext. Ich kann nicht einmahl den Fürsten ausnehmen; denn auch er macht sich dieser Thorheit, die in seinen Jahren vollends lächerlich ist, schuldig, und es hat der schlauen Syrene mehr als einmahl gelungen, ihn in ihrem Gefolge nach sich zu ziehen. Wie sie das übermüthig macht, wie sie sich für unüberwindlich und unwiderstehlich hält, und unter dem Deckmantel einer gezierten Anspruchlosigkeit die schlaueste Spinnennatur in Ausbreitung ihrer Gewebe beweist, können Sie sich kaum denken. Ich halte es daher für sehr vernünftig, ja für nothwendig, ihr einiges Gegengewicht zu halten, um sie nicht vollends ganz unerträglich werden zu lassen.

Ich kann nicht läugnen, daß es mich oft belustigt, wenn ich ihr durch meine Erscheinung einen Theil ihrer Sclaven entziehen und ihrer Ziererey und ihrem kläglichen Wesen ruhige Heiterkeit, und manchmahl offenen Muthwillen entgegensetzen kann. Es gelingt mir auch meistens; und wenn die Männer es nicht anders haben wollen, als daß man Komödie spiele, so führe ich doch lieber ein Lustspiel mit ihnen auf. Das bringt denn die Sarewsky oft gewaltig aus ih-

rer künstlichen Fassung, und sie weiß vollends nicht, wie sie sich benehmen soll, wenn irgend ein anderes Frauenzimmer die unerhörte Kühnheit hat, auch durch Talente gelten, und jenen Theil der öffentlichen Bewunderung an sich reißen zu wollen, den sie ganz eigentlich als ihr ausschließendes Eigenthum betrachtet. So fiel neulich bey uns eine wahrhaft komische Scene vor.

Ich weiß nicht, ob Ihnen etwas von der neuen Kunst, vorzügliche Gedichte mit lebhafterem Ausdruck und mannigfaltigem Tonwechsel auswendig vorzutragen, bekannt geworden ist? Das steht so ziemlich zwischen theatralischem Vortrag und dem gewöhnlichen verständigen Lesen mitten inne. Ein solcher reisender Künstler ließ sich vor ein Paar Wochen im hiesigen Theater hören, und declamirte mit schöner Stimme und hinreißendem Ausdruck viele der besten Gedichte Schiller's, Göthe's, Bürger's u. s. w. Alles hörte mit Vergnügen zu, und mir kam zu Hause der Gedanke, ob man denn eben diese Kunst eigentlich zu studieren brauchte, und ob nicht ein hübsches Organ und tieferes Eindringen in den Geist des Gedichts es auch ohne lange Vorbereitung möglich machen könnten, hierin etwas Bedeutendes zu leisten? Ich versuchte. Es

schien zu gelingen. Ich machte die Tante, die so viel Geist als Geschmack besitzt, zur Richterinn, und sie war sehr mit mir zufrieden. Nun bathen wir eines Abends den gewohnten Cirkel zum Thee, und ich recitirte einige Balladen von Schiller, und versuchte es, die Eine davon mit leisen, einzelnen Accorden der Guitarre zu begleiten, wie ich es den reisenden Virtuosen mit dem Piano hatte thun sehen. Das machte unglaublich viele Wirkung, und erhielt allgemeinen Beyfall, den auch Fahrnau mir laut und mit richtigem Sinn für die wahren Schönheiten der Dichtungen zollte.

Auf einmahl wurden der berühmten Frau die Hitze im Zimmer und das Gewühl der Menschen ganz unaushaltbar. Sie bekam Migraine, es entstand ein allgemeines Geräusch. Fahrnau und Mademoiselle Haller führten die halb Ohnmächtige in ein anstossendes Kabinett, die Tante mußte Ehren halber folgen, Riechwasser, Thee, kurz Alles, was man nur bedürfen kann, zu ihrer Erquickung herbeyschaffen, und obwohl sie mit sterbender Stimme alle Bemühung ihrentwegen verbath, forderte doch selbst der Ton dieser Stimme Mitleid und Hülfe auf.

Endlich ward es wieder still. Die kranke

Schöne blieb mit ihrer Gesellschafterinn im Kabinett allein. Im Saale wurde wieder declamirt, gesungen, gespielt, und wäre nicht Fahrnau, der einmahl ging, um nach ihr zu sehen, schnell und mit verdrießlichem Gesichte zurückgekommen, kein Mensch hätte bemerkt, daß sie indeß mit der Haller fortgefahren war.

Aber mit der Migraine, der Ohnmacht, und der Aufmerksamkeit, die dadurch erregt worden, war die berühmte Frau nicht zufrieden. Die gelungene Declamation wurmte, und es wurde ein Stückchen ersonnen, womit sie mich arme Laye vollends zu Boden zu drücken meinte. Man sagte sich einige Tage darauf unter der Hand herum, daß sie ein sehr schönes Gedicht nach einer Volkssage über die Brunnennixe verfertigt habe, so ein Ammenmährchen aus der Ritterzeit, wie sie jetzt Mode werden. Natürlich wurde in sie gedrungen, diese neue Blüthe ihrer Phantasie doch auch der Welt mitzutheilen. Man ließ sich lange, lange bitten, man war jetzt nicht ganz fertig, jetzt nicht aufgelegt, wie das zum Ton gehört, als es plötzlich eines Abends, wie eben recht viel schöne Welt auf dem Spaziergang bey der Einsiedeley versammelt war, hieß, die Sarewsky würde ihr neues Gedicht vorlesen.

Ich hatte schon vorher, als ich sie erblickte, gedacht, sie müßte etwas Besonderes vorhaben, denn sie war gar zu wunderlich gekleidet. Ein schöner, kleiner Shawl, den sie auf orientalische Art um den Kopf gewunden hatte, gab ihr ein phantastisches, mir beynahe lächerliches Ansehen. Alles eilte in den Pavillon. Er war gedrängt voll und eine Hitze zum Ersticken. Rosalie saß nachlässig auf der Ottomane, und Lothar, der seines scharfen Verstandes ungeachtet sinnlichen Eindrücken nicht zu widerstehen vermag, fand sie ganz göttlich, und verglich sie, ich weiß nicht mehr, mit welchem berühmten Gemählde.

Nun fing sie an, ihr Gedicht zu declamiren. Es ist wahr, sie sprach es ganz artig, und auch die Poesie war nicht übel; aber der Lärmen, der entstand, als sie geendet hatte, und der lange zurückgehaltene Beyfall sich endlich Luft machen durfte, war doch wirklich unsinnig. Was bleibt denn diesen Leuten übrig, wenn sie von einem geübten Künstler ein Meisterstück von Göthe oder Schiller hersagen hören?

Und sonderbar! All dieß Getöse, das Drängen so vieler Menschen in dem kleinen Raum hatten nicht den mindesten Einfluß auf ihre Gesundheit. Wahrhaftig, sie versteht ihre Sache

meisterlich, und das Mädchen, welches Lust hätte, sich zur Virtuosinn in der Koketterie zu bilden, könnte mit Nutzen zu ihr in die Schule gehen.

Leonore war an keinem der beyden Abende zugegen gewesen, wie sie denn überhaupt, seit die Sarewsky so sichtbar nach ihrem Manne angelt, und er schwach genug ist, diesen Lockungen nicht zu widerstehen, aus einem begreiflichen Gefühl von Stolz sich wenig mehr in der Welt zeigt. Ich besuchte sie den Tag nach der Declamation im Pavillon, theils aus Achtung und Mitleid für sie, theils, daß ich es nur aufrichtig gestehe, aus Neugierde. Ich wollte doch sehen, wie sich Alles, was geschehen war, in ihrem Geiste abspiegelte. Aber sie war heiter und gelassen, wie immer. Kein Wort des Tadels oder der Bitterkeit entfloh ihrem Munde. Sie hörte meiner Erzählung vom vorigen Abend und von der Declamation freundlich zu, ja sie entschuldigte sogar die Sarewsky, als ich ganz aufrichtig sagte, daß ich sie für eine geschickte Komödiantinn, und ihre Krankheit für nichts weiter als ein künstliches Mittel halte, Aufsehen, Mitleid und tausend Rücksichten zu erregen, und sich zugleich Allem zu entziehen, was ihr unbequem sey. Wie konnte die Fahrnau sie entschuldi-

gen? War das Phlegma, Schwachsinn, oder Verstellung? Mich ärgerte diese gar zu große Milde, und ich kürzte meinen Besuch ab.

Den folgenden Tag war Rosaliens Geburtstag. Alles beeiferte sich, ihr kostbare oder niedliche Geschenke zu bringen, und der verliebte Fahrnau war am frühen Morgen nach einem benachbarten Schloßgarten geritten, um eine Wunderblume, die man Agapanthus nennt, für — ich weiß nicht — wie viel Ducaten zu kaufen, und sie seiner Göttinn beym Erwachen, das immer ein Bißchen spät ist, darbringen zu lassen. Aber ein feindseliger Dämon mußte den Gärtnerjungen verblendet haben, und seinem Gedächtnisse entfiel der fremdklingende Nahme. Da er sich nun nicht zu helfen wußte, trug er die Blume gerade in Fahrnau's Wohnung, wo sie in Abwesenheit des Barons der Frau übergeben wurde.

Die Scene, welche nun gefolgt seyn mag, läßt sich errathen. Leonorens Geduld mußte wohl endlich gerissen seyn, und ihres Mannes offenbares Unrecht ihr die Oberhand gegeben haben. Genug, ihre Abreise, von der wohl schon öfter die Rede gewesen war, ward auf den dritten Tag festgesetzt. Rosalie wurde plötzlich sehr krank, und empfing am Nachmittag ihres Geburtsfestes

Niemanden. Am folgenden Tage fühlte sie sich besser, es kamen Besuche, und Fahrnau's machten miteinander — merken Sie wohl! — miteinander ihre Abschiedsvisite. Aber die Wunderblume hat sie erhalten, der Fürst hat sie auf dem Spiegeltische gesehen.

So ist denn nun der empfindsame Roman zu Ende, und die berühmte Frau wird nicht mehr lange hier verweilen, sondern nach Karlsbad gehen, um, so lange es noch Gäste gibt, auch dort eine Rolle zu spielen. Dazu allein ist ja so ein Weib auf der Welt, die nun einmahl allen häuslichen Verhältnissen entsagt hat, und nichts anders, als eine Dichterinn, und eine weibliche Natur ist, wie die moderne Kunstsprache diese Zwitterwesen nennt.

Doch nicht die Fahrnau'schen und die Sarewsky allein verlassen**bad. Es fangen sich die Gäste überhaupt an zu verlieren, die Badecur der Tante ist ebenfalls bald zu Ende, und wir werden jetzt nach der Residenz gehen, wo sie noch einige Zeit ihrer Geschäfte halber bleiben muß, und wohin Sie mir gütigst erlaubt haben, sie zu begleiten.

Fünfzehnter Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

* gau den 10ten August 1810.

Was thust Du, liebe Freundinn? Auf welchem Pfade sehe ich Dich wandeln? Und wohin soll das am Ende führen? Eine seltsame Schwärmerey hält Dich befangen, und in dem Zauberduft, der Dich umgibt, vermagst Du nicht einen einzigen Gegenstand außer Dir in seinem wahren Lichte zu sehen. Was sind das für widernatürliche und mehr als phantastische Ideen von den platonischen Hälften, von Deiner Achtung für Leonorens Rechte, und daß Du ihr ihren Gatten lassen, und ihn doch für Dich besitzen willst? Ist das möglich? Ist es nur denkbar?

Du weißt kaum, ob Fahrnau Dich liebt. Keiner Deiner Briefe enthält auch nur von ferne

eine Gewißheit hierüber, und Du redest von Planen, die Du mit ihm hast, und in welche er doch nothwendiger Weise einstimmen muß, mit unerschütterlicher Zuversicht. Und nun vollends seine Frau! — Sally! Sally! Wo waren Deine Augen und Deine Beurtheilungskraft, als Du über sie absprachst, und sie in die Classe der gewöhnlichen Hausfrauen warfest? Deiner Beschreibung nach sah ich ein ziemlich hübsches, blasses, blondes Weib vor mir, eine von den Figuren, die ewig in guter Hoffnung sind, und ihr Leben mit Kinder-Tragen, Gebären und Auffüttern zubringen, etwas schlumpicht im Anzug, etwas unordentlich im Hauswesen, übrigens gutmüthig, geduldig, gemein.

Schon vor längerer Zeit schrieb Lothar an seinen Freund über diese Fahrnau. Ich erinnere mich der Stelle noch ziemlich: »Unter den bedeutenderen Erscheinungen ist eine Frau von Fahrnau, die Gemahlinn eines jungen Güterbesitzers. »Sie ist nicht schön, aber sie wird bald bemerkt; »sie reizt nicht, aber sie zieht leise und fest an »sich. Ich habe wenig Weiber gefunden, die irgend ein Talent, wie sie die Mahlerey, auf so »hohe Stufe gebracht hätten, und dabey so bescheiden wären.«

In einem späteren Briefe, weil ihn der Freund mit seiner Vorliebe für die Mahlerinn geneckt hatte, wollte er zwar von keiner wärmeren Empfindung für sie wissen; aber er erhob ihren Character mit sehr starken Ausdrücken, und in Rücksicht ihrer Gestalt bediente er sich eines Vergleiches, der mir auch jene Vorstellung, die ich mir nach Deinen späteren Briefen von ihr gemacht, ganz zerstörte. Sie muß nicht allein hübsch, sie muß bedeutend wohlgebildet seyn. Es scheint trotz Allem, was Lothar schreibt, um den Verdacht eines lebhafteren Gefühls von sich abzuwälzen, daß sie ihm doch nicht ganz gleichgültig ist, und hierauf allein läßt sich für Dich einige Hoffnung bauen. Er ist ein gefährlicher Mensch in jeder Hinsicht, und wehe dem Weib, dem er sich mit Planen nähert! Sie wird ihm schwerlich entrinnen, und so könnten vielleicht seine Absichten den Deinigen entgegenkommen. Vielleicht! sage ich. Aber Vorsicht, liebe Sally, Vorsicht muß man Euch Beyden empfehlen. Ein einziger zu früh gewagter Schritt, ein zu leidenschaftliches Betragen kann Alles verderben. Die sogenannten streng tugendhaften Menschen, zu denen, wie mich dünkt, Fahrnau und seine Frau gehören, hängen erstaunlich an Formen und

Wörtern. So lange diese nicht ausgesprochen und jene nicht verletzt sind, läßt sich viel machen, und sie sind längst mit den Begriffen und Wünschen vertraut, die wir in ihnen erregen wollen, ehe sie es wagen, es sich selbst zu gestehen. Das sind so ungefähr einige Grundlinien für Dein Verhalten gegen Fahrnau, und auch Lothar'n möchte ich bitten, sie zu beherzigen. Er kennt wohl die Weiber aus der großen Welt; aber auf diese Hirtinn aus dem Gebirge, die alle Kraft des Gemüths mit aller kindischen Angst vor dem, was sie Unrecht nennt, mit sich gebracht zu haben scheint, möchten seine Calculationen nicht ganz anwendbar seyn.

Du wirst mich wieder über diese freymüthigen Bekenntnisse verlästern; denn noch hast Du nicht einsehen wollen, daß man auf der Welt Alles eher seyn darf, als ein halbes Wesen, und daß nichts sich mehr bestraft, als wenn man mit sich selbst nicht im Reinen ist. Du liebst Fahrnau, Du möchtest ihn besitzen, und wagst es nicht, ihn seiner Frau zu rauben, ja, Du wähnst sogar, Eure beyderseitigen Ansprüche ließen sich vereinigen. Das ist Deine Verblendung, Deine Halbheit. Entweder entsage ihm ganz, oder habe den Muth, was Du ansprichst, und für Dich ge-

macht glaubst, auch offen zu erstreben und zu behaupten!

Schilt mich keine Bürgerinn der Hölle, weil ich offen und redlich genug bin, zu sagen, was Tausende denken, und Du selbst heftig wünschest! Ich bin vielleicht redlicher, als Du. Ich würde an Deiner Stelle den Mann, der mit seiner Frau glücklich zu seyn scheint, vielleicht als ein unverletzbares fremdes Eigenthum an seinen Platz gestellt seyn lassen, und mir jeden Gedanken an ihn ausschlagen; könnte oder wollte ich aber meine Leidenschaft nicht überwinden, je nun! dann würde ich auch offen zu Werke gehen, und ein Herz, dessen Besitz nun einmahl zu den Bedingungen meines Erdenglücks gehört, auch ganz mit allen seinen Neigungen, Kräften und Wünschen an mich reißen.

Das überlege, liebe Sally, und suche Lothar zu erforschen, ob er in der von mir angedeuteten Rücksicht zu Deinen Absichten zu brauchen wäre! Laß ihn aber hiervon durchaus nichts merken! Solche Herren wollen nicht errathen seyn, und ein Spiel kann ihnen bloß darum widrig werden, weil sie merken, daß man ihnen in die Karten schaut.

Möchtest Du, liebe Freundinn, meine

wahrhaft treue Gesinnung nicht verkennen! Möchtest Du Dich überzeugen, daß ich es nicht bloß wohl mit Dir meine, sondern daß mein Rath auch gewiß heilsam und der Einzige ist, den Du befolgen mußt, wenn Du Dich nicht in endlose Verwirrungen verflechten willst! Ich wünsche Dein Glück, es liegt mir am Herzen. Das glaube fest!

Mir geht es übrigens leidlich. Mitten unter dem Jammer und dem Wehklagen meiner Landsleute habe ich das Mittel gefunden, mir eine angenehme Existenz zu verschaffen und die Heiterkeit meines Geistes zu behaupten. Fierolles seufzt noch immer, wenn man überhaupt sagen darf, daß ein Franzose seufze, und ich habe nicht so bald Lust, diese Seufzer zu verstehen. Nur der unbefriedigte Wunsch kann die Männer festhalten. Wer weiß, was geschähe, wenn er sich erst am Ziele sähe? Und dienen muß er mir. Es ist wahrhaftig die einzige Möglichkeit, sich in den gegenwärtigen Verhältnissen mit einiger Annehmlichkeit zu bewegen, wenn der Commandant der feindlichen Truppen, die drückend auf den Nacken der Einwohner liegen, mit uns allein in gutem, ja in untergeordnetem Vernehmen steht. Du erräthst wohl, daß ich die Mit-

theilungen über Lothar von ihm habe. Die Verbindung, welche sich vor zwey Jahren zwischen ihnen in Italien anknüpfte, dauert ununterbrochen fort, und ich müßte mich sehr irren, wenn Lothar nicht in Geheim eine wichtigere Rolle spielte, als seine herrenlose Existenz und seine scheinbare Verachtung aller bürgerlichen Verhältnisse vermuthen lassen. Ich weiß nichts; aber ich habe hier und dort Spuren, und endlich hat mein Tact in solchen Dingen mich selten getäuscht. Doch das, liebe Sally, behalte bey Dir! In dem Lande, in dem Du Dich jetzt aufhältst, wäre es nicht rathsam, wissen zu lassen, daß man etwas von geheimen Verbindungen mit der großen, gefürchteten, und gehaßten Nation ahne, und ich will Niemand in Verlegenheit bringen. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 30sten August 1810.

Du siehst, ich bin in der Heimath. Es ist nicht ohne einigen Kampf und ohne sehr trübe Stunden abgegangen, aber es ist geschehen. Ich fühle mich ruhig, ja zufrieden, und ich hoffe, es soll hier bald Alles wieder in sein altes Geleise kommen.

Es hatte mich viele Überwindung gekostet, Rosalien den Entschluß, nach Hause zu kehren, den ich nun einmahl für gut und nothwendig erkannte, anzukündigen. Ich konnte voraussehen, daß es sie tief kränken würde; darum wollte ich es auf die schonendste Art thun, und den besten Moment ergreifen. Aber es war, als legten mir unsichtbare Mächte ein Hinderniß nach dem andern in den Weg. Einen Tag war sie nicht wohl,

den andern hatten unangenehme Nachrichten von einer Freundinn, an deren Schicksal sie Antheil nahm, sie verstimmt. Ich konnte unmöglich so unzart seyn, und ihr in solchen Stunden etwas verkündigen, was das leicht verletzte Herz noch mehr verwunden mußte. So verging ein Tag nach dem andern. Endlich war ich entschlossen, da Leonorens Wunsch, nach Hause zu kommen, mir so gerecht schien, auf jeden Fall mit Rosalien zu reden, als — ich weiß nicht mehr, wer — über der Tafel erzählte, daß in ein Paar Tagen ihr Geburtstag gefeyert werden würde. Diese Neuigkeit traf mich sehr unerwartet und sehr unangenehm; denn sie zwang mich, entweder Rosalien, die mir schon öfter davon gesprochen hatte, wie sehr sie sich mit kindlichem Sinn auf ihren Geburtstag oder andere Festtage freue, und wie viel Werth es für sie habe, solche Tage mit denen zuzubringen, die ihr am liebsten sind, aufs Bitterste zu verletzen, oder mit Leonoren nochmahl von einem Aufschub zu sprechen. Beydes war mir gleich schwer; doch, Rosalie war kränklich, und Leonore, das glaubte ich mir in ihre stillgefaßte Seele versprechen zu können, hatte mehr Kraft, eine Verneinung zu tragen.

Dießmahl hatte ich mich verrechnet. Ich sagte

es ihr, so freundlich und schonend als möglich, und ich verschwieg ihr auch den wahren Beweggrund nicht; denn ich wollte sie nicht täuschen, da sie ihn doch späterhin würde haben errathen können. Sie hörte mich schweigend an, ein jähes Zucken um die Lippen zeugte von dem Schmerz nochmahl getäuschter Hoffnung; auch glaubte ich sie erbleichen zu sehen. Doch sie schwieg, und sagte erst nach einer Weile mit Fassung, aber mit einer Stimme, deren Zittern ich, trotz ihrer Anstrengung, sich zu beherrschen, bemerken konnte: Wie du willst, mein Kind! Du mußt am besten wissen, ob deine Gegenwart noch so lange auf Rosenstein entbehrt werden kann. Hiermit wendete sie sich ab, kramte in ihren Arbeiten und ging bald darauf aus dem Zimmer.

Ich fühlte, was ich gethan hatte, obwohl ich noch nicht bestimmt unterscheiden konnte, ob bloß der vereitelte Wunsch der Rückkehr, oder etwas Anderes sie tiefer schmerzte. Meine Gedanken verwirrten sich, mein Gefühl war aufgeregt, je unbestimmter, desto schmerzlicher. Ich hatte mein gutes Weib gekränkt, und vielleicht den Keim eines unglücklichen Verdachts in diese reine, mir so ganz offene Brust geworfen.

Mißmuthig rief ich nach den Pferden. Ich

mußte hinaus ins Freye, in den Wald, in den Frieden der Natur, der allein mir den des Gemüths wiederschaffen konnte. Ich ließ das Pferd laufen, wohin es wollte, es hätte mich an einen Abgrund, in ein Wasser tragen können. Mein Georg rief mich zur Besinnung zurück. Ich sah mich tief im Dickicht, nicht weit von mir einen Absturz, unter welchem ein Gießbach tobte. Ich warf mein Pferd herum, den Rückweg zu suchen; aber es dauerte über eine Stunde, ehe ich die Gegend erkannte und die Straße fand, die durchs Waldthal nach ** bad zurückführte.

Die schöne Welt war bereits auf ihrem Sammelplatze. Ich wollte ausbeugen und vorüberreiten; aber Norbeck hatte mich von fern erkannt, und mir laut, daß Jedermann es hören konnte, über den Bach hinüber zugerufen, daß Alles in das Gartenhaus ginge, wo Rosalie ihnen etwas Neues von ihrer Arbeit vorzulesen versprochen habe.

Wir traten in den Saal. Rosalie in einem unendlich reizenden, mahlerischen Anzug saß auf dem Sopha, den Arm auf die Kissen gestützt. Die Sybille von Guercino! rief Lothar enthusiastisch, indem er hinter mir eintrat. Als es stille geworden war, las sie uns mit ihrer lieb-

lichen Stimme ein wunderschönes Gedicht von der Nymphe des Brunnens, das sie nach der hier bekannten Volkssage mit unendlich viel Phantasie bearbeitet hatte. Man mußte es aber von ihr selbst, mit dem Zauber ihrer Stimme und mit der zarten Verschämtheit vortragen hören, die dem etwas gewagten Unternehmen einen holden Schleyer überwarf, um die ganze Kraft der Dichtung zu fühlen. Ein allgemeiner, ungestümer Beyfall ward ihr zu Theil; sie aber wußte bescheiden und lieblich das Gespräch bald auf ganz gleichgültige Gegenstände zu lenken. So kam es, weiß Gott wie? auf die Blumen, und sie erzählte, daß sie vorgestern in dem benachbarten Schlosse gewesen, und eine Blumenerscheinung gehabt habe, die sie sich noch nicht zu erklären wisse.

Sie beschrieb eine Pflanze mit langen, schmalen, grünen Blättern, aus deren Mitte ein schlanker Schaft emporsteigt, der auf vielen schöngebogenen, zarten Stengeln blaßblaue Blüthen umherträgt. Ich errieth, daß es der Agapanthus war, der jetzt noch selten und nur in wenig Gärten zu finden ist. Aber sie sprach so schön! Die Blume schien ihr so viel Freude gemacht zu haben! Und morgen war ihr Geburtstag! Mein Vorsatz war gefaßt.

Am andern Morgen ritt ich mit dem Frühesten nach dem bewußten Schlosse. Eine unselige Verkettung von Umständen mußte es fügen, daß der Obergärtner nicht zu Hause war, und die Gesellen nicht wagten, das schönste Exemplar, das ich erhandelt hatte, ohne sein Vorwissen wegzugeben. Ich bezahlte also den Preis, bezeichnete ihnen Rosaliens Wohnung, und befahl, die Blume, sobald der Meister eingewilligt haben werde, zu ihr zu tragen. Dann besorgte ich noch einige Geschäfte, und kam um eilf Uhr nach Hause. Stelle Dir die Überraschung vor! Die Blume steht in meinem Besuchzimmer. Leonore tritt mir todtbleich, aber mit heiterer Freundlichkeit, entgegen und sagt mir, man habe die Blume hierhergebracht, weil der Gärtnerjunge mich wohl gekannt, aber den Nahmen der Dame vergessen habe, zu der er sie hätte tragen sollen.

Es wird für die Sarewsky seyn, vermuthe ich, setzte sie hinzu, als ich noch verwirrt und stumm dastand: Ganz * * bad weiß, daß heute ihr Geburtstag ist. Aber es ist eilf Uhr. Wir müssen eilen, sie hinzusenden, und ich glaube, es wäre doch hübscher, du thätest sie in diesen Topf. Es sieht schicklicher aus. Sie wies mir einen schönen Blumentopf von Porzellan, den ich ihr

jüngst mit Blumen gegeben, und der nebst ihrer kleinen Gärtnergeräthschaft schon auf dem Tische bey dem Agapanthus stand.

Mit diesen Worten ging sie von mir, der nichts zu erwiedern vermochte, an den Tisch, und fing an, sehr geschickt die unglückselige Blume von einem Topf in den andern zu setzen. Ihre Hände zitterten, und um ihre Lippen zuckte eine schmerzliche Bewegung, die ein Lächeln seyn sollte, und wie ein Weinen aussah. Nun konnte ich es nicht länger aushalten. Ich eilte auf sie zu, schloß sie heftig in die Arme und rief: Leonore! Kannst du mir verzeihen? Sie wendete sich um. O Gott! O Gott! rief sie. Ihre Thränen brachen hervor, sie umschlang mich fest und ließ nun dem lange verhaltenen Schmerz freyen Lauf. Aber kein Wort der Klage oder des Vorwurfs kam über ihre Lippen, nur ihre Thränen strömten unaufhaltsam. Diese allein, und ihr Zittern zeigten von dem Zustande ihres Herzens, den ihr Benehmen mir hatte verbergen sollen.

Als sie sich erhohlt hatte — ach es bedurfte einer Weile dazu, während der sie beynahe ohnmächtig an meiner Brust lag — sah ich die Anstrengung, mit der sie sich zu fassen strebte. Liebes Kind! hub ich an: Wenn es dir recht ist, so

gehen wir morgen nach Rosenstein zurück. Nun war ihr Gesicht plötzlich verwandelt. Ein Strahl der höchsten Freude brach aus den schönen dunkeln Augen. Sie ergriff meine Hand, und drückte sie mit schwärmerischer Begeisterung an ihre Lippen. O wie schön war sie in diesem Augenblicke!

Was thust du? rief ich: Du mir danken? »Ja, lieber Ludwig, und zwar von ganzem Herzen, und recht innig; denn ich fühle den ganzen Umfang des Geschenks, das du mir hiermit machst.« Hierauf schlang sie noch einmahl mit heiterem Lächeln ihren Arm um meine Schulter, küßte mich auf die Lippen und sagte: Aber nun laß uns auch nicht versäumen, was wir der Artigkeit gegen unsre Freunde schuldig sind! Sie schellte, befahl dem Bedienten die Blume in meinem und ihrem Nahmen zu Frau von Sarewsky zu tragen, und fügte Visitkarten und unsere Glückwünsche zum Geburtstag hinzu.

Gleich darauf trat Norbeck ein. Wir machten ihn mit unserem Entschluß bekannt. Er stutzte, er wollte abrathen, zureden. Ich blieb unerschütterlich, und er ging endlich, die Neuigkeit, wie ich vermuthen konnte, im Park und in allen Häusern der Bekannten zu verbreiten. Im Grunde konnte sie Niemanden befremden; denn daß

wir nächstens abreisen wollten, war längst bekannt, und nur der Tag nicht bestimmt. Doch wußte ich Ein Herz, welches diese Nachricht schwer verletzen würde, und dessen Zufriedenheit ich doch nicht um Leonorens Ruhe erkaufen durfte. Ich wünschte sie ihr selbst zu hinterbringen. Leonorens zartes Gefühl verstand mich ohne Worte. Sie trat auf mich zu und sagte: Du wirst wohl noch einige nothwendige Gänge vor unserer Abreise haben; ich will mich indeß auch umsehen und zum Einpacken anschicken. Ich sah sie an. Mein Blick mochte ihr mehr gesagt haben, als Worte zu thun vermögen. Als ich sprechen wollte, legte sie mir mit anmuthigem Lächeln die Hand auf den Mund: Stille! Stille! sagte sie: Jetzt kein Wort mehr vom Vergangenen! Wir gehen nach Rosenstein.

Ich ging auf mein Zimmer, und überlegte, was, und wie ich es Rosalien sagen sollte. Ein Geschäftsmensch trat ein, und hielt mich mit einem unausweichlichen Gespräch ziemlich lange auf. Als ich ihn endlich losgeworden, war es Ein Uhr, und ich flog zu Rosalien. Sie war plötzlich krank geworden, sie nahm keinen Besuch an. War das Zufall? Hatte Norbeck schon geplaudert? Ich habe es nicht erfahren.

Leonore schien nicht mißvergnügt, als sie mich so schnell wiederkommen sah; doch als sie erfuhr, daß Rosalie krank sey, sah ich eine sichtliche Beklommenheit sich ihrer bemächtigen. Ihr Gemüth war durch den Gedanken an sie beunruhigt, sie begegnete mir mit verdoppelter aber schüchterner Liebe, und über Tisch, als die Kinder aufgestanden waren, reichte sie mir die Hand, und sagte: Glaubst du wohl, daß wir heute mit dem Einpacken fertig werden? Und wäre es nicht besser, die Wägen auf übermorgen zu bestellen?

Ich fühlte den ganzen Edelmuth ihres Benehmens, aber ich erkannte auch, was ich thun sollte. Ich bestand auf der Abreise. Wir endigten die Mahlzeit bald. Ich half Leonoren beym Einpacken, und ich habe sie lange nicht so liebenswürdig in ihrer anmuthigen Geschäftigkeit gefunden. Gegen Abend machten wir unsere Abschiedsbesuche. Wir fuhren auch bey Rosalien vor, und sie nahm uns an. Blaß und erschöpft lag sie auf dem Sopha, es waren mehrere Personen zugegen, der unglückliche Agapanthus stand auf dem Spiegeltische. Sie empfing uns mit ungemeiner Freundlichkeit, dankte uns Beyden in den liebreichsten Ausdrücken für das Geschenk,

und erhob die Schönheit der Blume, und ihre Freude daran mit kindlich warmem Gefühle; aber der Ton ihrer Stimme, die sterbenden Blicke des schönen Auges, die zuweilen mit klagendem Ausdruck auf mich fielen, zeigten deutlich, wie schmerzlich ihr Herz berührt war. Leonore kürzte den Besuch ab, und trachtete unter dem Vorwand vieler Geschäfte nach Hause; mir aber ließ sie völlige Freyheit, zu thun, was ich wollte. Ich fühlte ihre Absicht, aber mein Entschluß war fest. Ich ging, und schrieb an Rosalien, so ruhig und doch so herzlich, als ich es vermochte. Ich setzte ihr die Unumgänglichkeit meiner plötzlichen Abreise aus häuslichen Rücksichten und mit einem glaublichen Vorwande auseinander, Leonorens gedachte ich mit keiner Sylbe.

Am andern Morgen brachen wir früh auf. Rosalien habe ich nicht wieder gesehen.

Hier hat mich gleich eine Menge durch lange Abwesenheit gehäufter Geschäfte empfangen. Ich habe sehr viel zu thun, und bin dessen froh. Im raschen Wirken und Schaffen fühlt sich die echte Kraft, und vergißt sich mancher thörichte Gedanke. Auch ist es ein belohnendes Gefühl, am Schlusse jedes Tags, jeder Woche

auf das Geschehene zurückzublicken, und sich sagen zu können: Das hast du geleistet! So, denke ich, wird bald Alles wieder in sein altes, gutes Geleise kommen, und ich im thätigen Streben für das Wohl meines Hauses und meiner Unterthanen den besten Wirkungskreis für meine Kraft, in ihrer Anhänglichkeit und meiner Familie Liebe den schönsten Lohn meiner Mühe finden. Leb wohl!

Siebenzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

** bad den 2ten September. 1810.

Es ist lange, liebe Schwester, daß Du auf eine Antwort von mir warten mußtest. Meine Zeit war in den vorigen Wochen sehr besetzt, und Alles um mich her zu unruhig, als daß ich die stille Muße zum Briefschreiben hätte finden können. Frau von Sarewsky war sehr krank, ja noch mehr als krank, sie war unglücklich, und ich durfte sie wenig verlassen. So verschieden unsere Weise zu denken ist, so sehe ich doch, daß meine Gegenwart nicht bloß durch freundliche Hülfsleistungen, sondern auch durch Gespräch und Theilnahme beruhigend auf sie wirkt. Diese Bemerkung, die keine Eitelkeit, sondern lange Überzeugung mir aufgedrungen hat, wird mir nun zur Verbindlichkeit, diesem unruhigen, mit sich selbst in Zwiespalt lebenden Wesen so

viel zu seyn, als ich kann; denn Vermögen ist Pflicht, habe ich einst in einem berühmten Buche gelesen.

Die Ursache ihrer Krankheit und Verstimmung ist nun freylich von der Art, daß ich sie nicht billigen, und kaum entschuldigen kann; aber sie ist nun einmahl, wie sie ist, und kein Zureden würde sie umstimmen. Darum mache ich auch keinen Versuch mehr hierzu, und sehe sie beständig als ein Wesen an, das, durch sein Übel von dem richtigen Gesichtspuncte weggeschoben, die Dinge um sich her und seine Beziehung zu ihnen nie im wahren Lichte sehen kann. Solche Epochen aber, wo, wie jetzt, ein äußerer Sturm das ohnehin leicht bewegte Gemüth verheerend aufregt, erscheinen mir als Verschlimmerungen des gewöhnlichen Zustandes, und fordern mein Mitleid doppelt auf.

Ich muß auf eine kurze Zeit zurückgehen, um Dir von den mancherley kleineren und größeren Quellen ihrer jetzigen Leiden einen richtigen Begriff zu geben. Vor einigen Wochen kam ein Fremder hierher, der sich als Declamator ankündigte, und diese Kunst, die ich für etwas sehr Untergeordnetes und höchstens für ein gesellschaftliches Talent halte, zu seinem Beruf ge-

macht hatte. Sein Beyspiel zündete wie ein electrischer Funke. Alles fing an zu declamiren, und Fräulein Ida gab uns bald eine Probe ihres Talents. Sie lud eine zahlreiche Gesellschaft, um sie zu bewundern, und Rosalie, obwohl sie nicht ganz wohl war, ging doch hin, um die Gräfinn nicht glauben zu machen, als wolle sie ihr nicht gern auch ihren Theil des Lobes zollen. Das Fräulein declamirte mit Pomp und Anstalten. Eine klingende Stimme und ein verständiger Vortrag erwarben ihr allgemeinen Beyfall. Man sah ihr ihren Triumph an, der noch dadurch vergrößert wurde, als meine arme Dame, die wirklich das Geräusch und die Menge der Menschen sehr angegriffen hatten, den Sallon verlassen, und in einem entfernten Kabinett Dunkelheit und Stille suchen mußte. Fahrnau war sehr um sie besorgt, und ich sah, wie seine Ängstlichkeit ihr wohl that; ich wußte aber auch, daß Ida nun nichts anders glauben würde, als daß Neid und Kränkung über ihren Triumph die arme Sgrewsky krank gemacht haben.

Wirklich versäumte sie nicht, diese Ansicht in verdeckten Redensarten hier und da durchschimmern zu lassen. Hatte Rosalie dieß erfahren? Hatte sie sich vorgesetzt, die Stolze zu

demüthigen? Oder war wirklich die Lust, sich ebenfalls zu versuchen, in ihr geweckt worden? Genug, sie fing an, sich hierin im Stillen zu üben. Sie hatte ein sehr schönes Gedicht unter der Feder, das sie vollendete, und es oft in einsamen Stunden sich selbst oder mir vortrug. Ihr feines Gefühl ließ sie den wahren Weg zum Herzen finden, ihr gebildeter Verstand lehrte sie den gehörigen Wechsel der Töne anbringen, ihre rührende Stimme regte die tiefste Empfindung auf, und ihre schöne Gestalt vollendete den Zauber. Eines Abends, als sich die schöne Welt in dem Waldthale versammelt hatte, wußte sie es, wie zufällig, bekannt zu machen, daß ihr Gedicht, von dem man wußte, daß es in der Arbeit sey, nun vollendet wäre. Man drang natürlich in sie, es vorzulesen. Sie hatte es nicht bey sich, ich mußte zurückfahren, um es aus ihrem Schreibtische zu hohlen, und nun trug sie es vor. Es war allerdings etwas ganz Anderes, als jene kaltverständige Predigt der O'born, und verhielt sich ungefähr so dazu, wie die Statue des Pygmalion vor und nach der Belebung. Ein unbändiger Beyfall, tief aus dem Herzen, ungeheuchelt und ungezwungen, strömte ihr von allen Seiten als Dichterinn und Declamatrice zu. Das

Fräulein war rein vergessen, und ich sah auch Wolken über ihr Gesicht fliegen und Blitze aus ihren Augen flammen, die mich an einem so jungen Mädchen erschreckten.

Fahrnau war im eigentlichen Sinne bezaubert. Ich konnte es ihm dießmahl weniger verdenken; denn vorausgesetzt, daß sich ein Mann über die Öffentlichkeit und Productionslust seiner Geliebten hinwegsetze, war sie wirklich in diesen Momenten unwiderstehlich.

Indessen kam der Tag der Abreise Fahrnau's, der schon öfters hinausgeschoben worden war, immer näher. Rosalie zitterte davor, denn sie liebt ihn wirklich mit glühender Leidenschaft. Sie sah den Augenblick der Trennung herannahen, ohne ihrer Sache in seinem Herzen sicher zu seyn, und sie hoffte noch immer auf einen glücklichen Moment, der ihm ein Geständniß entreißen, oder auf irgend eine Art ihr Gewißheit geben sollte.

Vielleicht hatte sie diese Wirkung von der Rührung und Feyer ihres Geburtstags erwartet, der vor sechs Tagen fiel. Ich fand sie seit dem Morgen in einiger Spannung. Es kamen viele Besuche, Alles beeiferte sich, den schönen Tag mit Wünschen und Gaben zu feyern. Fahrnau erschien nicht, und stelle Dir die Bestür-

zung der Armen vor, als gegen zwölf Uhr sein Bedienter ein prächtiges Exemplar eines Agapanthus, und von Baron und Baroninn Fahrnau Karten und Glückwünsche brachte. Ihr böses Schicksal schien sie mit kaltem Finger zu berühren. Sie erstarrte, sie wurde bleich. Ich sah, was in ihr vorging, und, so wenig ich billigen konnte, was sie zittern machte, fühlte ich doch tiefes Mitleid mit ihr.

Was ist das? sagte sie endlich mit bleichen, zuckenden Lippen: Was soll mir das, Mathilde?

Vielleicht eine Ungeschicklichkeit des Bedienten, oder auch — Leonore war immer artig gegen Sie —

O nein! nein! rief sie schmerzlich: Das ist nicht, wie es seyn sollte!

Ich war noch beschäftigt, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, als Graf Norbeck eintrat, und sehr mißmuthig erzählte, wie er eben von Fahrnau's komme, die ihre Abreise nun fest auf morgen bestimmt hätten. Das ist bloß Leonorens Betrieb! fuhr er brummend fort: Ich kenne das; sie hat sich nur aus Gefälligkeit für ihren Mann entschlossen, die Reise zu machen, und ist nie gern hier gewesen. So fuhr er fort, sich über Leonoren zu beklagen, und ich war froh,

daß er in seinem Eifer die Wirkung nicht sah, welche seine Nachricht auf Rosalien hatte. Sie wurde todtenbleich, ihr erloschenes Auge starrte vor sich hin, und nur durch den Geruch von Cöllnischem Wasser hielt sie ihre Lebensgeister aufrecht. Aber nun kamen immer mehr Besuche und Glückwünschende, und als sie es noch ungefähr eine Stunde mit aller Anstrengung ausgehalten hatte, mußte sie sich zurückziehen und aufs Bett legen. Thränenströme machten dem gepreßten Herzen Luft, und durch Ruhe und einige Arzeneyen erhohlte sie sich so weit, daß sie im Stande war zu sprechen, und etwas zu sich zu nehmen. Man brachte ihr die Karten derjenigen, die in diesen Paar Stunden da gewesen waren, und Fahrnau's Karte war dabey.

Jetzt überflog eine Purpurgluth ihr Gesicht, und ein heftiges Zittern folgte darauf. War das ein Abschiedsbesuch? Würde er ihn wiederhohlen? Es war doch zu hoffen, daß er sich nicht von ** bad entfernen würde, ohne sie noch einmahl zu sehen. In dieser Vermuthung raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um aufzustehen; aber sie machte keine Anstalten, ihn allein zu sprechen, woraus ich mit Vergnügen abnahm, daß Fahrnau sich noch nicht so weit vergessen und in ein

Verständniß mit ihr eingelassen hatte. Sie mußte, um ihn zu sehen, für Jedermann zu Hause seyn. So kamen denn Nachmittags unter mehreren Andern auch Fahrnau mit Eleonoren.

Die beyden Frauen nahmen sich sehr gut gegeneinander, und auch er konnte wohl Jeden täuschen, der nicht vom Stande der Dinge unterrichtet war. Mir entging seine Spannung nicht. Spät Abends kam ein Brief von ihm, in welchem er mit achtungsvoller Rücksicht die Motive seiner schnellen Abreise aus dringenden Geschäften, die seine Gegenwart zu Hause forderten, entwickelte, und als die Ursachen seines Briefes den Wunsch angab, sich bey Frau von Sarewsky über diesen plötzlichen Entschluß zu entschuldigen, und die Unmöglichkeit, da er sie heute nicht allein zu treffen hoffen durfte, dieß mündlich zu thun.

Rosalie war vernichtet. Der ruhige und doch freundliche Ton des Briefes zeigte ihr, daß kein Mißverständniß, sondern bloß Zufall, oder Liebe zum Rechten diesen Schritt veranlaßt hatte, und sie warf sich mit Thränen an meine Brust. Ach! rief sie aus: Wenn das keine unselige Verkettung von Zufälligkeiten ist, so ist er für mich verloren! Aber er hat nach

seiner Überzeugung gehandelt, und ich liebe ihn heißer als je!

Diese Worte, so schmerzlich sie der Armen abgepreßt waren, gaben mir die angenehme Versicherung, daß in ihrer Brust die Achtung für die Tugend noch stärker war, als ihre Eitelkeit. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und hielt treu bey ihr aus, als Fahrnau's Abreise am nächsten Morgen jeden letzten Schein von Hoffnung verlöschte, und ihr gebrochenes Herz in Jammerlauten und Thränen sich zu erleichtern suchte.

Doch hoffte ich, es würde sich Alles nach und nach wieder geben, wenn nur erst die Stärke des ersten Eindrucks nachgelassen hätte, als die Bosheit giftiger Zungen aus den Vorfällen dieser Tage, so stückweise, wie sie ihr erschienen, ein niederträchtiges Gewebe von Lügen schmiedete, in welchem Fahrnau als ein unter dem Pantoffel stehender Ehemann, die würdige Leonore als eine honnette Diableſſe, wie sie Moliere nennt, erschienen, und Rosalie eine eben so lächerliche als zweydeutige Rolle spielte. Du kannst Dir vorstellen, wie sehr meine arme Dame hierunter litt, als dieses Gerede durch eine jener unseligen Klatscherinnen, die von Hause zu Hause Neuigkeiten sammeln, herumtragen, sie verun-

stalten und mit giftigen Zusätzen begleiten, ihr zu Ohren gekommen war. Aber es stand ihr noch Ärgeres bevor; denn es erhoben sich bald, ohne daß es möglich war, die Quellen zu entdecken, noch andere und noch nachtheiligere Gerüchte. Alte, halbvergessene Züge aus ihrem früheren Leben, manche Spuren unverzeihlicher Schwächen, die ich bisher selbst nicht kannte, wurden hervorgezogen, und vor Allem die Geschichte ihrer ersten Ehe, die nun freylich aus dem Gesichtspuncte, wie die Welt sie kennt, ein höchst nachtheiliges Licht auf sie wirft. Gott weiß, woher der Neid und die Verläumdung alle diese Notizen nehmen, und wie viel daran wahr, oder erdichtet seyn mag! Kurz, Rosalie sieht sich überall von diesen giftigen Pfeilen verfolgt, und eine unselige Neugier treibt sie, jedem solchen Geschwätz nachzuspüren. Seitdem ihre Feinde das wissen, ermangeln sie nicht, so viel als möglich ist, uns auf allerley Weise davon in Kenntniß zu setzen. Rosalie leidet unbeschreiblich, sie kämpft zwischen dem Stolz, ihren Gegnern nicht zu weichen und durch ihre scheinbare Gleichgültigkeit die falschen Gerüchte Lügen zu strafen, und zwischen der Sehnsucht, allen diesen Qualen durch eine schnelle Abreise zu entfliehen.

Bey diesen Umständen weiß ich nicht, wie lange wir noch hier bleiben werden. Ich will sie nicht drängen und sie zu nichts veranlassen; ihr gequältes, gejagtes Herz mag sich selbst den Weg zur Ruhe suchen. Leb recht wohl!

Achtzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 29sten September 1810.

In den stillen Umgebungen meines vorigen glücklichen Daseyns, angenehm beschränkt durch den bestimmten Kreis meines häuslichen Wirkens, fühle ich wieder den stillen Frieden in meinem Inneren, der eine Zeitlang von mir gewichen war, und sehe mit Dank gegen Gott, und mit Zuversicht auf seine Vatergüte, die uns weit über Verdienst liebt und segnet, einer ruhigen Zukunft entgegen. Ich bin, meine liebe Schwester, einem großen, einem sehr gefährlichen Sturm entgangen. Gott hat mich gestärkt und gehalten. Jetzt, am sichern Ufer, blicke ich mit geheimer Freude, doch nicht ohne Schauer auf die empörten Wellen zurück, und ermesse an dem Unglück, dem ich entronnen bin, dankbar

das Glück, das ich genieße. Was das gewesen, kann ich Dir jetzt noch nicht sagen, denn es ist Alles noch zu neu, und der Eindruck in den Gemüthern noch zu frisch. Wenn erst Wochen und Monathe darüber werden hingegangen seyn, werde ich Dir, meiner liebsten, von der Natur gegebenen Freundinn, Alles aufrichtig erzählen. Nur aus bestimmter Entfernung nimmt ein Gemählde sich aus. Da treten die Gegenstände in die richtigen Verhältnisse, und Licht und Schatten vertheilen sich gehörig. Eben so ist es mit der Erzählung vergangener Begebenheiten, bey denen wir selbst ein mitwirkender oder mitleidender Theil waren. Die Zeit muß uns erst auf den rechten Standpunct setzen, die allzufrischen Eindrücke müssen verwischt, die aufgeregten Gefühle zur Ruhe gesprochen und das Andenken vergangener Kämpfe nicht zur Anreizung des Schmerzens, sondern zur stillen Lust werden. Bis dahin, liebe Clara, dringst Du nicht in mich, und kümmerst Dich nicht bey den albernen Gerüchten, die Dir etwa der Ruf zugetragen hat. Glaube mir! Die Menschen, wie sie sich an Badeörtern, und überhaupt in der großen Welt zusammendrängen, sind nicht darnach, um bessere Seelen zu verstehen, Reizbarkeit von Schwä-

che, unbewachte Augenblicke von absichtlichen Vergehen zu unterscheiden, und vor Allem nicht an die Macht des Willens in einem edlen Herzen zu glauben, weil sie selbst in dem Staub, worin sie kriechen, keines hohen Gedankens fähig sind.

Seit vier Wochen sind wir hier. Es ist in unserer Abwesenheit Manches versäumt worden; aber es ist auch erstaunlich, was Ludwig in der kurzen Zeit seines Hierseyns geschafft, und ich möchte sagen, geschaffen hat. Er ist den ganzen Tag in Feld und Wald thätig. Seine Gegenwart belebt Alles, sein Beyspiel, sein liebreich ernstes Betragen hält Jeden in Pflicht und Liebe rührig und fest. Mittags und Abends kehrt er zurück. Ach jedes Wiederkommen ist eine frohe Epoche, der Weib und Kinder mit Verlangen entgegensehen, und die einen hellen Strahl in mein stilles, einförmiges Leben wirft! So wechseln Pflichten und Genüsse, Arbeiten und Freuden ab, und seit ich das verworrene Treiben der Frauen in der großen Welt näher gesehen habe, preise ich das Loos einer ordentlichen Hausfrau doppelt selig. Ja, nicht allein über jenes zwecklose Haschen nach Vergnügen, das mit Selbstpeinigungen der Eitelkeit und unreinen Leiden-

schaften wechselt, möchte ich das Schicksal der Frauen, wenn sie sich in ihrem von Gott angewiesenen Kreise halten, erheben, auch selbst über das Loos der meisten Männer darf ich es, glaube ich, ohne Übertreibung preisen.

Schon von der Natur ist uns, wir mögen, in welchem Stande es immer sey, geboren werden, unser einziger Beruf fest und unwandelbar vorgezeichnet. Die Fürstentochter, wie das Bauernmädchen, die Erbinn von Millionen, wie die arme Magd, sind von Gott in Eine Bahn gewiesen, Gattinnen, Hausfrauen, Mütter zu werden. Indeß die unschlüßigen Ältern für den Knaben zwischen mehreren Berufsarten lange wählen, die Anlagen des Sohnes und die äußeren Verhältnisse oft im Widerspruch stehen, und nur gar zu leicht eine unglückliche Wahl getroffen werden kann, hat uns die wohlwollende Natur auf einen sicheren Felsen unwandelbarer Festigkeit gerettet, und Ältern können nicht irren, wenn sie die Töchter aufs Beste zu der einzigen Bestimmung, die ihnen offen steht, bilden, und sie fähig machen, sie genügend auszufüllen.

Und wie schön ist nicht diese Bestimmung! Lasse sich doch keine Frau von dem unruhigen

Streben manches wilderen Geistes unter ihrem Geschlecht und von den Klagen Anderer, die es nicht verstehen, sich in ihre Pflichten zu fügen, hinreißen, das Loos des Weibes als etwas Beschränktes anzusehen, oder wohl gar in die alten, aber darum nicht gegründeteren Ideen mancher Männer einzugehen, als wäre das weibliche Geschlecht an Geistesgaben dem starken weit untergeordnet, und darum zu wünschen, als Mann geboren zu seyn. Ist denn ein unbedeutendes Wirken in unsere Hand gelegt, wenn uns die Vorsicht die erste Pflege, Bildung und Veredlung der werdenden Menschheit anvertraut hat? Ist das Gute, das eine rechtschaffene Mutter wirken kann, nicht unmittelbarer, bleibender und sicherer, als was der Staatsmann und Held zu erringen strebt, und selten oder nie in der reinen Gestalt, worin es ihm vorschwebt, zu erreichen im Stande ist? Die guten Grundsätze, die die tugendhafte Mutter in das Herz ihres Sohnes pflanzt, treiben in folgenden Jahren köstliche Früchte, die ferne Geschlechter pflücken. Die wohlerzogene Tochter wird auch die Enkelinn wohl erziehen, und dem noch nicht gebornen Jüngling ist so eine treffliche Gattinn, seinen Kindern eine liebevolle Mutter bereitet. Das

Alles kann eine gute, verständige Mutter wirken. Und welchen Einfluß hat ihr Betragen auf das Herz des Mannes, auf seine Stimmung? O Schwester! Wie mancher Mann von guten Anlagen wurde durch eine unglückliche Ehe hart und wild? Wie manches Band, das wir gewaltsam zum allgemeinen Ärgerniß zerrissen sehen, hätte bewahrt, und der Gatte im Geleise seiner Pflicht erhalten werden können, wenn die Frau sich klug und würdig zu benehmen gewußt hätte! Ja, ich wage gegen Dich auszusprechen, was, wenn ich es vor Andern meines Geschlechts sagte, heftigen Widerspruch erfahren würde: An dem Unglück der meisten Ehen tragen die Frauen die größte Schuld. Nicht, als ob ich die Männer für den besseren Theil hielte, sondern weil ich innig überzeugt bin, daß eine verständige und liebende Frau unendlich viel vermag, und weil das Ausbeugen und Zuvorkommen von der Natur, den Gesetzen und der Religion uns zugewiesen ist. Ist diese Pflicht, weil sie schwerer ist, darum minder ehrenvoll? Wohl glänzt sie weniger; aber wenn wir darüber ordentlich nachdenken, werden wir selbst in ihrer Schwierigkeit und ihrem Nutzen ihre Würde erkennen und lieben lernen.

Der Herbst ist heuer bereits bey uns eingetreten. Der Himmel hängt voll Nebel und die nächsten Berge sind uns oft kaum sichtbar. Das schließt mich mit den Kindern noch mehr ins Haus ein. Die Herbstarbeiten beginnen, wir müssen Vorräthe einbringen, aufbewahren und uns einwintern. Ich bin dadurch mehr von der äußeren Welt abgezogen, und auf den Umkreis des Schlosses beschränkt; und wenn Ludwig Abends manchmahl durchnäßt nach Hause kommt, empfangen ihn schon freundliche Wärme am Franklinofen und geselliges Kerzenlicht. Wenn ihm die Kinder die Hauskleider bringen, die Pfeife zutragen, die nassen Gewänder fortschaffen, er uns freundlich dankend liebkoset, dann in unserm Kreise sitzt, beym Wohlgeruch des Kaffehs, der vor uns dampft, ein herzliches Gespräch zwischen uns waltet, der Vater sich Rechenschaft von dem Verhalten der Kinder ablegen läßt, und mit einem seelenvollen Blick auf mich sie zufrieden in seine Arme schließt, in mir und außer mir Alles so still, so genügend ist — o Liebe, wer kann dann glücklicher seyn, als Deine Schwester? Ja, ich habe nur Ein Gebeth: um Demuth und um Dauer des Glücks, das ich genieße. Leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

**ß den 12ten October 1810.

Noch ganz betäubt und müde von endlosem Herumlaufen und Fahren, setze ich mich hin, Dir von einem Ereigniß Nachricht zu geben, das mich und Alle, die uns kennen, in das höchste Erstaunen gesetzt und zu den seltsamsten Gerüchten Anlaß gegeben hat. Du wirst meinen Brief aus ** bad erhalten haben*), worin ich Dir meldete, daß Frau von Sarewsky für gut befunden hat, das Bad zu verlassen und vor der Hand hierher zu ziehen. Einen Beweggrund zu der Wahl unsers jetzigen Aufenthalts konnte ich wohl errathen. Rosenstein liegt näher von hier, als von der Residenz, wo sie den Winter zuzubringen entschlossen war; und es ist erstaunlich, mit wel-

*) Er kommt nicht vor.

chem allmächtigen Zauber dieser Mann ihr ganzes Wesen aufgeregt, und fest an sich gezogen hat. Doch sah ich nicht, daß irgend ein Schritt geschah, sich einander wieder zu nähern, und ich hoffte, die neuen Umgebungen, die wirklich schöne Gegend, Zeit und Entfernung sollten nach und nach das aufgereizte Gemüth wieder zur Ruhe bringen. Meine Hoffnungen waren eitel. Die mannigfachen Erschütterungen und Kränkungen, die sie in ** bad hatte erfahren müssen, hatten ihr Innerstes aufgerieben, und selbst die Anstrengung, mit der sie sich dort im Angesichte ihrer Gegner aufrecht hielt, trug zur Verschlimmerung ihres Zustandes bey. Hier, in der völligen Ruhe des neuen Wohnorts, brach nun die langgehaltene Kraft zusammen, und sie wurde ernstlich krank. An eine augenblickliche Gefahr war zwar nicht zu denken; aber es schien ein langsames Hinsiechen zu werden, das mir bange machte. So vergingen einige Wochen, und, was ihre Seele litt, konnte ich wohl errathen, obschon sie nicht davon sprach! Da fiel ihr unglücklicher Weise, als sie sich um der Zerstreuung willen ihre Bücher hatte bringen lassen, und sie zu ordnen beschäftigt war, ein Band von Herders Schriften in die Hand, den sie von Jahr-

nau erhalten, ihm zurückzustellen vergessen hatte, und der nun mit den übrigen Büchern angekommen war. Ich sah sie die Farbe wechseln, als sie das Buch erblickte, sie versank in tiefes Nachsinnen, ließ bald darauf die andern Bücher alle wegtragen, und übergab sich einem träumerischen Gefühl, das die lebhafte Erinnerung an jene Zeit in ihr aufgeregt hatte.

Von dem Augenblicke an fand ich sie verändert. Es war eine Unruhe, eine Hast in sie gekommen, die ich mir nicht zu erklären wußte. In wenigen Tagen darauf, als wir mit einigen Fremden zu Tische saßen, brachte man ihr einen Brief. Ihr Gesicht überzog sich mit dem höchsten Purpur, ihre Hand zitterte, eine heftige Erschütterung faßte ihr ganzes Wesen; doch that sie sich Gewalt an, ruhig zu scheinen, und das ziemlich anziehende Gespräch fortzusetzen. Aber es ging nicht. Wie mit magnetischer Gewalt zog das Papier, das uneröffnet auf ihrem Schooße lag, sie an, ihre Gedanken verwirrten sich, die unruhige Spannung wurde ihr zu mächtig, sie entschuldigte sich, und eilte hinaus, vermuthlich um zu lesen.

Wir erwarteten sie. Sie kam nicht. Ich schickte heimlich einen Bedienten, um nachzusehen. Sie

war in ihrem Kabinett und die Thüre verschlossen. Einige Zeit darauf trat die Kammerjungfer ein, und flüsterte mir ins Ohr, die gnädige Frau sey so unwohl, daß es ihr nicht möglich wäre, am Tische zu erscheinen. Das traf mich wie ein Donner. Was mußte der unselige Brief enthalten haben? Ich machte, so gut es gehen wollte, die Gesellschaft mit dem Vorfall bekannt, sah, daß trotz meiner Versicherung von öfteren Zufällen dieser Art die Gäste etwas ungläubig blieben, und Alle, wie ich, den Brief als die Grundursache dieser unerwarteten Erscheinung ansahen. Man empfahl sich bald, und ich eilte zu meiner Dame.

Ich fand sie in Thränen ergossen und erschöpft auf ihrem Ruhebette, aber über die Ursache dieses Zustandes und über den Brief äußerte sie sich nicht. Gegen Abend wurde sie übler. Auch ihr Gemüth war auf das lebhafteste ergriffen und in seltsamer Spannung und Unruhe. Sie schien über einem großen Entschluß zu brüten. Am dritten Tage endlich kündigte sie mir an, daß sie nach Italien reisen würde. Ich sollte alle Anstalten treffen, Pässe, Wagen u. s. w. müßten in zehn Tagen in Ordnung seyn. Während dieser Zeit würde sie noch eine kleine Reise

zu einer Freundinn in das Gebirg machen, um ihre Gesundheit zu stärken, dann wiederkommen, und mich abhohlen. Die ganze Sache kam mir seltsam vor. Ich versuchte es, ihr Einwürfe zu machen wegen der kurzen Zeit zu den Vorbereitungen, und ihrer schwachen Gesundheit, und hoffte dadurch die Ursache ihres plötzlichen Entschlusses, und den Nahmen und Wohnort der Freundinn zu erfahren, von deren Daseyn in dieser Gegend ich nie etwas gehört hatte. Sie wußte klug auszuweichen, sie hatte auf Alles Antworten, nur nicht auf das, was ich wissen wollte, und so erfuhr ich nichts. Aber am Abend des folgenden Tages fuhr sie, nur von einem Bedienten und einer Kammerfrau begleitet, im schlechtesten Herbstwetter, bey Nebel und Regen mit Postpferden ab. Ich traf am andern Morgen alle Anstalten, die sie mir aufgetragen. Am zehnten Tage war Alles zu unserer Abreise in Bereitschaft, und ich erwartete stündlich meine Dame. Es vergingen aber der eilfte, der zwölfte Tag, nun endlich sechzehn, und sie kommt nicht, sie schreibt nicht, ich weiß nicht, wo sie ist, ob sie noch ist und was ihr Schicksal seyn mag. Daß mich dieser Zustand unaussprechlich ängstet, kannst Du Dir denken. So lange es meine Unruhe und

der Anstand erlaubten, verbarg ich dieß seltsame Außenbleiben vor der Welt; als dieß aber nicht mehr möglich war, fing ich theils selbst unter der Hand an, Nachsuchungen anzustellen, theils von den Behörden, an die ich mich in Geheim wandte, anstellen zu lassen. Auf der zweyten Post war ihre Spur verloren. Weiter hin im Gebirge, gegen die Gränze zu, hatte eine elegante Reisecallesche mit ein Paar Männern, deren Wesen etwas fremdartig schien, von einem Bedienten begleitet, einiges Aufsehen erregt.

War das meine Dame gewesen? Hatte sie nebst der Kammerfrau Männerkleider angezogen? Wohin ging ihr Weg? Das sind lauter unerörterte Fragen, die sich mir rastlos aufdrängen, und die kein Mensch zu beantworten vermag. Seit sieben Tagen lebe ich in unruhiger Bewegung, seit drey Tagen laufe ich in Einem fort herum, und suche bey Bekannten und Unbekannten irgend eine Nachricht von ihr, oder doch irgend eine Möglichkeit, das Räthsel zu lösen, und dieß Herumlaufen und Sprechen mit so vielen fremden Menschen ist mir in meiner jetzigen Lage äußerst peinlich. Ich weiß nicht, wie ich mich dabey verhalten, was ich auf tausend neugierige Fragen und sehr natürliche Vermu-

thungen erwiedern soll. Kurz, ich bin in einer sehr unangenehmen Stimmung. Doch habe ich endlich den Entschluß gefaßt, noch ein Paar Tage zu warten, und wenn auch dann noch keine Nachricht kommt, an Rosaliens Bestellten in der Residenz, der ihre Gelder und Geschäfte besorgt, zu schreiben, und mir, da ich nichts eigenmächtig thun will, von ihm Verhaltungsregeln auszubitten. Leb wohl!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Sarning im Gebirg den 10ten October 1810.

Der Regen strömt, die Nebel hängen tief ins Thal herab, ein kalter Windhauch sauset durch den Wald, der Gießbach stürzt mit wildem Getöse über das Wehr des Eisenhammers, und vor den Fenstern der niederen Hütte erhebt sich schroff der nackte Fels, der herüberdrohend, o wie leicht! den morschen Bau unter seinen Trümmern begraben könnte. Kein Sonnenstrahl erhellt die trübe Kluft, seit drey Tagen nur Nebel, Sturm und Graus, und dennoch, dennoch, Bertha, bin ich selig, seliger, als ich je in Pallästen und großen Städten, oder auf den lachenden Fluren Italiens war! Diese Hütte des Eisenarbeiters ist ein Götteraufenthalt, ein Sonnenstrahl aus himmlischen Räumen hat sie erhel-

let und erfüllt, ringsum lacht Eden, die Gegend ist wunderschön, die Witterung mild, denn ich bin in seiner Nähe, ich habe ihn gesprochen, und ich darf, ich darf hoffen!

Du liesest diese Zeilen und stehst verwundert, ob Deine arme, kranke Freundinn nicht auch vielleicht geisteskrank geworden ist? Nein, Bertha! Ich bin ganz bey Sinnen, aber ich bin glücklicher, als ich noch je auf dieser armen Erde war!

Sechs Wochen sind es nun, seit ich mein Leben in dumpfer, düstrer Schwermuth hinschleppte. Wie mir damahls war? O verlange es nicht zu wissen! Du hast aus jener Zeit keinen Brief von mir, denn ich konnte nicht schreiben, und hätte ich gekonnt, ich wollte doch nicht. Zu was das Bezeichnen eines Zustandes, der gestalt- und formlos, wie ein wüster Abgrund, ewig unbildsam und öde, nicht wie das Chaos einer gährenden, sich gestaltenden Welt, nein, wie das Grauen der leeren Unendlichkeit um mich lag?

Soll ich Dir sagen, daß das Leben mich anekelte? Das wäre ein altes, verbrauchtes Wort. Ich fühlte nicht einmahl den Ekel mehr, ich fühlte nichts, nichts, als die gränzenlose Einöde

des ringsumher Weggebrochenen, Abgefallenen, mich selbst allein, und oft mich selbst nicht mehr!

Meine Gesundheit war ganz zerstört. Nur an Leiden und Schmerzen empfand ich, daß ich noch war.

Kennst Du das Bild von der Seele des gerichteten Toa aus Klopstocks Messiade?

Sie war allein, war
Ganz von allen Wesen verlassen, war nicht in der Schöpfung.
— — — — — Sie dachte wie ehmahls, auch konnte
Sie sich bewegen; doch blieb, auch bewegt, sie stets in der Öde.
Ach, vor ihr war jeder Schauplatz neuer Erkenntniß
Weggesunken, sie hatte nur Voriges, nur sich selber!

Ein gräßliches Bild! — Und es war meines! Kann wohl die ewige Weisheit einem Geschöpfe zürnen, wenn es in der Todesangst nach dem rettenden Faden greift? Und kann die strengste Tugend ein jammerndes Wesen verdammen, das aus bodenlosem Elend aufstrebt? So floh ich hierher. Ach hier, in diesen Wäldern, in diesen Felsen ward mir wohl, nur weil ich da war! Du glaubst nicht an Sympathie, liebe Bertha! Dir ist jene ewige Wahrheit ein Traum, daß zwey Wesen sich als die getrennten Hälften eines Ganzen fühlen können, und es auch sind.

Wohl! Nenne es einen Traum! Aber nun erkläre mir, warum die Nähe des geliebten Wesens, selbst die unbekannte, ungeahnete, so zauberhaft auf uns wirkt, warum auch körperlich das Blut dort leichter wallt und die Brust sich freyer hebt, wo jenes Wesen athmet, sein Hauch die Lüfte füllt, sein Geist Gedanken ausströmt, die unmittelbar, wenn auch unbewußt, die unsrigen berührend, Gefühle wie Funken herausziehn, daß wir betroffen zusammenfahren vor dem plötzlichen Strahl, bis endlich die matte Wirklichkeit, langsam nachschleichend, uns zeigt, daß Alles, was uns erhob und begeisterte, die Wirkung der unbekannten Nähe des Geliebten, die Ausströmung des Geistes unsers zweyten Ichs war?

So fühlte ich. Und ach, als er vollends erschien!

Die Nachricht, daß eine fremde, unbekannte Dame, nur von einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet, seit acht Tagen in dieser Gegend lebe, und das Haus des Eisenarbeiters auf der Wegscheide oben im Wald bewohne, machte, so sehr ich mich zu verbergen suchte, Aufsehen in der stillen Berggegend. Du kannst nicht glauben, wie beglückend einsam und ein-

fach das Leben dieser Menschen, und sein schönes Leben ist. Neugier — o nein, laß mich ein heiliges Gefühl nicht lästern! — Ahnung war es, was ihn am zehnten Tage auf einer Jagd in diesen Wald und in die Hütte seines Unterthans führte. Er trat ein. Die hohe Gestalt mußte sich unter der niedrigen Thüre bücken. Die Sonne meines Lebens ging auf, das große, freundliche Auge fiel auf mich, ich schwankte und fühlte, daß ich erblaßte. Er stand stumm. Eine Purpurgluth schoß über sein Gesicht, sein Blick strahlte im ersten Augenblick, im zweyten heftete er ihn zu Boden. Was dann vorging, weiß ich nicht. Ich sank auf einen Stuhl, es flirrte mir vor den Augen. Als ich mich wieder besann, stand er vor mir, eine meiner zitternden, eiskalten Hände zwischen den seinigen haltend, die ebenfalls bebten. Ich konnte nicht sprechen, aber sein großes Auge, aus der Umschattung der dunkeln Wimpern hervorblickend, lag lange, sehr lange mit unbeschreiblichem Ausdruck auf mir.

Wie soll ich mir diese Erscheinung erklären, gnädige Frau? sagte er endlich: Wie sind Sie hierher gekommen?

Ich sah ihn an. Bertha! Was sollte ich antworten? Es war Etwas in seiner Frage, das

mir den Hals zuschnürte. So, so hätte er nicht fragen sollen! Was ihm mein Blick gesagt haben mochte, weiß ich nicht. Er ließ meine Hand fahren, und stand eine Weile mit gesenktem Haupte vor mir. Dieses Schweigen, dieser Empfang regten unwillkührlich ein Gefühl auf, das ich sonst wohl gekannt, das aber, gegenüber von Fahrnau, sich noch nie in meiner Brust geregt hatte. Ich stand stolz und kalt auf und sagte: Es ist ein seltsamer Zufall, Herr von Fahrnau! Meine Gesundheit machte mir das Athmen der Gebirgsluft nothwendig, der Arzt drang in mich, die letzte Zeit des sinkenden Jahres zu benützen, und dieser Mann war mir bekannt. Das ist das Wort des Räthsels.

Er schwieg noch immer. Jetzt wand sich ein tiefer, langer Seufzer aus seiner Brust, sein Auge hob sich wieder und ruhte auf mir. Dann blickte er um sich her, auf die kahlen Wände, die niedrige Decke, das Geräth, das mich umgab, und das freylich mit einigen von mir mitgebrachten Stücken in dem schneidendsten Contraste stand.

Und in dieser ärmlichen Hütte wohnt Rosalie? sagte er endlich. Ein feines Roth überzog seine Wangen und eine liebenswürdige Verle-

genheit schien auszudrücken, was er zu sagen zu zart war, aber es spiegelte sich in seinen Blicken. Sein Auge fiel unendlich freundlich, beynahe zärtlich auf mich: Kann das zarte, hohe Wesen sich in dieser Wildniß gefallen?

»Man kann Alles, was man ernstlich will, und der Gott in unserm Busen gebeut.«

Er schien vor dem Verstehen dieses Gedankens betroffen. Gnadige Frau! rief er: Ich glaube, es ist nicht gut, daß wir uns hier, daß wir uns je gefunden! Er ergriff seinen Hut, und entfernte sich nach wenigen Augenblicken.

Ich hatte ihn ganz verstanden. Kein Gedanke kann in seiner Brust emporkeimen, der nicht in demselben Augenblick vor meiner Seele stände. Diese Bestürzung, dieß rasche Forteilen erschreckten mich nicht. Ich hatte den Kampf in seinem Innern erkannt und — vorhergesehen. Sein schönes Herz ist zu rein, um nicht von einem Vorurtheile, das es lange werth hielt, schmerzlich befangen zu werden, wenn eine neue, heiligere Macht es abzuschütteln befiehlt, und die schwachen Fäden des unhaltbaren Bandes verletzen doch die zarte Fühlbarkeit dieser Seele, wenn sie sich erhebt, sie zu durchreißen.

Aber das Gewaltsame der Scene hatte mich

sehr angegriffen. Ich fühlte mich krank, und gab mir keine Mühe, wie ich sonst gethan, wenn ich unter theilnahmlosen Menschen lebte, es zu verbergen. Ich legte mich bald, und fühlte mich auch am nächsten Morgen noch sehr schwach. Das Wetter war entsetzlich, ein Orkan heulte durch die engen Felsenschluchten, prasselnder Regen stürzte auf das niedrige Hüttendach und von da lärmend auf das Steinpflaster des Hofes. Ich verließ das Bett nicht. Ein Jäger von Fahrnau kam, sich um das Befinden der fremden Dame zu erkundigen. Meine Kammerfrau gab Bescheid. Hatte sie aus Liebe zu mir die Gefahr bedeutender gesehen? Hatte sie nach Gewohnheit der Menschen ihres Standes sich wichtig zu machen gesucht, indem sie Wichtigeres verkündigte? — Genug, in zwey Stunden trat Ludwig in mein Zimmer. Die Tropfen rieselten aus seinen braunen Locken und aus der schneeweißen Halsbinde, die der Mantel nicht ganz bedeckt hatte.

Mein Gott! Sie sind krank! rief er, indem er auf mich zueilte, und meine Blässe und Erschöpfung die unbesonnene Antwort der Dienerinn zu bestätigen schienen.

Jetzt ist mir besser! sagte ich, richtete mich auf und stützte mich auf die Kissen. Ach, ich

hätte so gern mehr gesagt! Mein Herz wallte über von Freude; aber sein düsterer Blick scheuchte das vorschnelle Wort zurück.

»Krank! Und hier, in diesem Hause, in dieser unfreundlichen Jahrszeit!«

Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich die Übertreibung der guten Anne schalt. Nach und nach schien er sich auch zufrieden zu geben, und der Zwiespalt in seinem Innern sich zu legen. Das war's, was ich erreichen wollte, und es fing an, mir zu gelingen. Er setzte sich vor mein Bett, ich nahm mein Tuch und drückte das Wasser aus seinen Haaren, ich bath ihn, das nasse Halstuch abzulegen, und schlang unter lieblichem Kosen und Scherzen eines meiner feinsten Indischen Musselintücher um seinen Hals. O, Bertha! Welche selige Tändeley! Welche paradiesische Momente! Abgelöst von allen irdischen Verhältnissen, nur Mensch zum Menschen, nur liebendes Wesen zum Geliebten, empfanden wir uns in der reinen Glückseligkeit des goldnen Zeitalters, das einst die ganze Menschheit beglückte, und das jetzt noch jeder bessere Mensch aus seinem Inneren, wenn auch nur auf kurze Zeit, hervorzuzaubern im Stande ist.

Seitdem ist er zweymahl hier gewesen, aber

nicht schnell hintereinander. Ich lasse das hingehen, denn ich will nichts übertreiben. Nach und nach muß sein Herz sich doch zurecht finden, und der Gedanke sich in seinem Geist entwickeln, daß unsre Liebe, rein und himmlisch, kein irdisches Band zerreißt, und keine Pflicht verletzt. Ich will ja nichts, als seinen überirdischen Theil, der mein war, ehe wir in diese Hüllen eingeschlossen wurden; ich fordere nur mein Eigenthum zurück, das ich gesucht und erkannt habe, und nun nicht mehr lassen will und kann.

Ich bin weder leichtsinnig, noch verrucht, und ich habe strenge Rücksprache mit meinem Gewissen gehalten. Ich will ihn Eleonoren nicht rauben. Was sie an ihm hat, mag sie behalten; ja, in mancher Stunde, wenn die Phantasie auf ihren Schwingen mich über die schwere Erde und ihre beengenden Verhältnisse erhebt, meine ich oft, es ließe sich Vieles machen, und ich könnte mit ihm und Eleonoren zusammenleben. Ich möchte wie Göthe's Cäcilie sagen: Stella! Nimm die Hälfte dessen, der ganz dein ist! — O nimm ihn ganz! darf ich sprechen: Was er dir ist, sey er dir fürder, bleibt er doch wieder ganz mein!

Meine Gesundheit geht seitdem viel besser,

ich athme Eine Luft mit ihm, und höre täglich von ihm reden. Die guten Bauersleute ehren und lieben ihn als ihren Vater und Herrn. Du solltest aber auch sehen, wie er mit ihnen umgeht! So freundlich, und doch so hoch! So mild, und so würdig! Und das ist nicht etwa Absicht, oder Vorsatz; es strömt aus seinem Inneren, es ist der Ausdruck seines reichen Gemüths.

Vielleicht sehe ich ihn heute. Ich habe Dir gesagt, daß das Wetter abscheulich ist. Der annahende Winter tobt schon in diesen rauhen Felsenthälern, und das niedrige Haus ist dunkel vor Nebel und Regen; aber Er wird es betreten, Sonnenklarheit wird sich ergießen, und eine Stunde himmlischer Seligkeit wird mich auf Engelsfittigen emportragen!

Ein und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 12ten October 1810.

Sechs Wochen sind es jetzt, daß ich wieder in meiner Heimath ruhig und vergnügt an meines guten Weibes Seite lebte. Die Stürme, welche jene Auftritte in ** bad erregt hatten, fingen allmählig an, sich in meiner Seele zu legen, Thätigkeit, Geschäfte, und vor Allem die Erkenntniß von Leonorens hohem Werth belebten mein Wesen, und erhielten es in angenehmer, befriedigender Spannung, kurz, ich war sehr glücklich. Da kommt vor drey Wochen unvermuthet ein Paket an mich, von Rosaliens Hand überschrieben. Es enthielt ein Buch, das ich ihr geliehen und sie mir zurückzustellen vergessen hatte, und einen Brief. Bruder! Welch einen Brief! Man muß, wie sie, die lebhafteste

Dichterphantasie mit der heftigsten Leidenschaftlichkeit vereinigen, um so schreiben zu können. Er enthielt zwar kein Wort der Beziehung auf mich, dennoch verstand ich ihn nur zu gut.

Mein Entschluß, wie ich ihn beantworten sollte, war schnell gefaßt, obwohl ich mich des tiefsten Mitleids für die Unglückliche nicht erwehren konnte. Ich schrieb achtungsvoll, ausführlich, aber ruhig, und hoffte, daß hiermit Alles und für immer abgethan seyn sollte. Kaum zehn Tage nach der Absendung dieses Briefes fing sich ein Gerücht an zu verbreiten, daß eine fremde, vornehme Dame mit einer geringen Begleitung sich eine Stunde von hier bey dem Wegscheidebauer für einige Wochen eingemiethet habe. Ich achtete nicht darauf; nur fand ich den Einfall sonderbar, in der jetzigen rauhen Jahrszeit und so kurz vor dem Anfange des Winters sich noch aufs Land und ins Gebirg zu begeben. Ein Paar Tage nachher schien Leonore nachdenklicher als sonst zu werden, und ihre liebevolle Freundlichkeit gegen mich sich zu verdoppeln. Oft sah ich ihr Auge, wenn sie sich unbemerkt glaubte, mit wehmüthigem Ausdruck auf mich geheftet. Ich befragte sie; sie wollte aber von keiner Veränderung wissen, die in ihr vorgegangen

seyn sollte. Indessen kam der Mann, bey dem die Fremde wohnte, zu mir. Der kleine Wildbach neben seinem Hause treibt einen Hammer, auf dem er Stangen schmiedet. Ein Wasserguß hatte vor einiger Zeit die Wehre beschädigt; er bath mich um Unterstützung, damit er den Schaden bessern und sein Gewerbe forttreiben könnte. Ich ging hinauf, und wollte, nachdem ich Alles selbst besehen hatte, wieder umkehren, als der Mann mich mit einer seltsamen Art bath, doch auch seine Wohnung zu besichtigen. Stelle Dir mein Erstaunen, meinen Schrecken vor — denn das war bey Gott das erste Gefühl, welches mich übermannte — als ich Rosalien in der fremden Dame erkannte! Sie schien weniger über meinen Anblick betroffen. Das Ganze kam mir wie eine angesponnene Sache vor, und so schön, so liebend sie aussah, und so sehr sich mir auch das Bewußtseyn aufdrängte, warum sie hier sey, ich riß mich los, und verließ sie etwas schnell und rauh.

Im Heimreiten aber fing die Art, wie ich sie verlassen hatte, dennoch an, mir in der Seele zu wurmen. Ich war nicht nur nicht zärtlich, ich war kaum artig gewesen. Das verdroß mich, nicht bloß, weil ich es gegen eine edle — —

Frau an dem pflichtgemäßen Betragen hatte fehlen lassen, sondern, weil diese Rauheit mir eine verächtliche Zuflucht schien, hinter die sich meine Schwäche zu verstecken nöthig gefunden hatte. — So war ich denn noch schwach, und das reizende Weib in ihrem Unglück und ihrer unverhohlnen Liebe für mich noch eben so gefährlich, als vorher in ** bad!

Unzufrieden, ärgerlich über Rosalien und über mich selbst, mochte ich mich nicht sogleich mit Leonoren zusammenfinden. Ich ritt auf einem Umweg nach Hause, und sie empfing mich mit jener stets gleichen Heiterkeit, die Kummer, Besorgniß, ja selbst eine Krankheit nur leise zu überschleyern, nie zu verscheuchen vermögen, weil sie nicht die Fröhlichkeit des jugendlichen Herzens, oder eines leichten Sinnes, sondern der innere Frieden eines stillen Gemüths ist, das, stets mit sich und seiner Pflicht, und darum mit Gott einig, wie ein sanftes Mondlicht über der Sommernachtgegend schwebt. Ich nahm mir zwar fest vor, Rosalien nur dann wiederzusehen, wenn ich mußte; aber ich wollte sie hierüber sowohl als über mein plötzliches Fortgehen verständigen, und ein solcher Brief war, das sah ich wohl ein, nicht sobald geschrieben. Daher

schickte ich, um meine Unart vom gestrigen Tage doch einigermassen gut zu machen, den Jäger nach Sarning hinüber, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Sie war krank, bedeutend krank. Sie lag in der ärmlichen Hütte, ohne andere Bedienung, als die ihrer ältlichen, etwas einfältigen Kammerfrau, ohne ärztlichen Beystand, und von allen Bequemlichkeiten entblößt, die ihr sorgenfreyes Verhältniß und ihre Kränklichkeit ihr längst zum Bedürfniß gemacht haben.

Die Kammerfrau ließ mich durch den Jäger um Gottes Willen bitten, sie doch zu besuchen, und ihre Dame nicht in dieser Einöde hülflos zu lassen. Ich konnte mich nicht entziehen, und beschloß daher auf der Stelle hinüber zu reiten.

Es war ein schreckliches Wetter. Leonore schien mit Befremden zu hören, daß ich ganz allein ausreiten wollte. Eine schnelle Wolke flog über ihr Gesicht. Ob sie etwas ahnete, weiß ich nicht. Sie blieb und bleibt sich immer gleich, und ich fand es bisher fürs Beste, ihr von Allem nichts zu sagen, und das Gewitter, das dem Frieden ihrer schönen Seele und unserm häuslichen Glücke zu drohen schien, ihr unbewußt über ihr Haupt wegzuführen. So suchte ich

eine wahrscheinliche Entschuldigung, und flog nach Sarning.

Rosalie lag zwar zu Bette, aber nur die Einfalt und Anhänglichkeit der Kammerfrau konnten sie hier Gefahr fürchten lassen. Wie sie mich empfing, wie sie sich gegen mich betrug, o Bruder! das rief alle Kräfte meines Inneren auf, um zu widerstehen und ruhig zu bleiben. Wäre sie mein Weib, meine Braut gewesen, es wäre eine Stunde der höchsten Seligkeit in dieser holden Liebeständeley dahingeschwunden! So mußte ich aber für sie und mich Ruhe und Kälte behalten, und dem Zauber kräftig entgegenstehen, der mich in Blicken, Tönen, und Worten immer enger und gewaltiger zu umstricken drohte.

Sehen werde ich sie nur selten, das habe ich ihr ganz offen gesagt. Sie ließ es sich gefallen, obwohl ich, wie sie sagt, dadurch den schönsten Frühling ihrer Hoffnungsblüthen verheere. Kein Vorwurf und keine Bitterkeit kommt über ihre Lippen. Diese Sanftmuth ergreift mich tiefer und rührt gefährlicher an mein Herz, als alle ihre Liebkosungen und ihr reizendes Getändel. Sie ist so dankbar für Alles! Ein Besuch, ein Blick, ein Blumenstrauß kann sie glücklich

machen, ihr zartes Gefühl nährt sich tagelang daran, und ihr Geist findet darin, was er wohl selbst nur aus der Fülle seines inneren Reichthums hineinlegt. Sie liebt mich wirklich, sie leidet durch diese Liebe unendlich, sie leidet mit der sanftesten Geduld, und ich muß es seyn, der alle diese Stacheln in ihr Herz drückt. Aber ich will und werde Leonoren nicht kränken, und Liebe und Ehre sollen auch künftig allein meine Schritte leiten. Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 18ten October 1810.

Du beklagst Dich, theure Schwester, über die Kürze und den düsteren Ton meiner beyden letzten Briefe. Ich bin mir nicht bewußt, in einer anderen Stimmung geschrieben zu haben, als sonst; denn meine Laune ist immer gleich und immer heiter. Wenn ich aber nicht immer Zeit finde, längere Briefe zu schreiben, so bedenke, daß die Geschäfte in einer Landhaushaltung viele Zeit wegnehmen, daß ich viel mit meinen Kindern bin, und endlich, daß Pinsel und Pallete doch auch zuweilen mächtig an mein Herz sprechen. Oft, ach, weit öfter, als ich sollte, gebe ich diesen sanften Lockungen Gehör. Ich setze mich hin, an der Spitze meines Pinsels entblüht eine Welt, unschuldiger und schmerzloser,

als die wirkliche um mich her, und ich kann in selige Vergessenheit versinken. Wenn die blühenden Farben auf der reichen Pallete mir entgegenstrahlen, wenn ihre Töne zart auf der Leinwand verschmelzen, die sanften Umrisse sich lieblich schwingen, nirgends eine Härte oder Schärfe erscheint, und alles so weich, so warm und innig vor mir steht, o dann verschwinden auch die Härten und Schärfen der wirklichen Welt aus meinem Blick, und es ist mir in solchen Stunden, als könne es nirgends anders seyn, als auf meinen Bildern.

Ich habe die Skizzen von zwey Gemählden entworfen, deren Gegenstand aus der Geschichte des Cyrus genommen ist. Das erste stellt Panthea vor, wie sie von ihrem Gemahl Abradates vor der Schlacht Abschied nimmt. Mit den schönen Waffen und dem goldnen Helm geschmückt, die sie ihm heimlich bereitet und angelegt, steht er in dem Ausdruck des Helden und des Liebenden vor ihr, empfängt mit Einer Hand von dem Wagenführer die Zügel des Wagens, den er so eben besteigen will, und legt die andere auf Panthea's Haupt, ihr schwörend, daß er in seiner Pflicht siegen oder sterben werde. Die zweyte Skizze stellt sie vor, wie sie am Ufer des

Paktolus den Leichnam ihres, im Kriege für seinen Freund Cyrus gefallenen, Gemahls in ihren Armen hält, und dieser, von einigen Kriegern begleitet, sich ihr von Weitem mit allen Zeichen der tiefsten Rührung nähert. Ich vertiefe mich mit Lust in diese beyden Darstellungen. Es gibt ja nichts Höheres, als reine, eheliche Liebe, nichts Glückseligeres, aber auch nichts jammervolleres, als ein treu liebendes Weib. Es war nicht meine Absicht, aber Abradates trägt auf dem ersten Bild Fahrnau's Züge. Sie kamen von selbst an der Spitze des Pinsels zum Vorschein. Auf dem zweyten hielt mich im Anfang eine ängstliche Ahnung ab, sie darzustellen. Ach, ich konnte mir Ludwig nicht als todt vorstellen, ohne daß mein Innerstes erschüttert wurde! Nun aber habe ich es doch gethan. Die Ähnlichkeit ist zwar nicht auffallend, aber für mein Auge und Herz ist sie es genug.

So stellt das erste Bild die höchste Glückseligkeit des Weibes in der zärtlichen Liebe und dem Ruhme ihres edlen Mannes, das zweyte den tiefsten Jammer eines weiblichen Herzens dar. Und doch! So bejammernswerth Panthea hier am Ufer des Paktolus erscheint, die Leiche desjenigen auf dem Schooß, der ihr, dem Sie

Alles war, so gibt es doch noch einen dunkleren Grad des Schmerzens, als den der armen Panthea. Ach, diese schönen, nun für immer geschlossenen, Augen würden, wenn sie sich wieder öffnen könnten, liebend an ihren Blicken hangen! Diese Hand, die, vom Arm getrennt und nur durch Panthea's Mühe wieder scheinbar mit demselben vereinigt, schlaff und kalt in der ihrigen liegt, würde den Druck dankbar erwiedern, wenn sie noch fühlte! Mit dieser treuen Liebe in der Brust ist er von ihr geschieden, und das Bild seiner Zärtlichkeit und Tugend, eine durch die andere gehoben und verklärt, schwebt wie ein tröstender Engel vor dem thränenvollen Blick. Aber wenn Abradates aufgehört hätte, seine Panthea zu lieben? Wenn er, wie der unglückliche Araspes einer strafbaren Leidenschaft erlegen wäre? — Ja, Clara! Es gibt noch einen tieferen, dunkleren Abgrund des Elends für ein liebendes Herz, als den Verlust durch den Tod!

So, liebe Schwester, ergötze ich mich an den Bildern meiner Phantasie, und bin glücklich in den Stunden, in welchen ich mich in das Reich der Formen und Farben verliere. Ich habe immer gern gemahlt, und die Mutter hat mich oft dar-

über gescholten, wenn ich, zehnmahl von ihr zu Nähpult und Küche gerufen, nicht von meiner Staffeley fort wollte. Damahls murrte mein Herz im Stillen wider geglaubte Strenge. Jetzt danke ich es ihr mit kindlichem Gefühl im Grabe, denn ich habe gelernt, meine Wünsche zu mäßigen, und die Stunden, die ich der Ausübung meines Talents widmen kann, als ein süßes Geschenk anzusehen.

Wohl mag es seyn, daß Andere, die sich ihrer Phantasie ganz hingeben, anziehender scheinen, und daß auch diese Phantasie, wo sie ungezügelt schalten darf, in helleren Blitzen sprüht. Ich werde diesen Pfad nie betreten. Was Männern ziemt, entstellt uns Frauen, und auch die Künstlerinn muß nie aufhören, Frau zu seyn. Aber es sind nur zu Viele, die unter dem Nahmen der Künstlerinnen, der Frauen höherer Art, eine Art von Freybrief zu haben glauben, der sie von jeder Pflicht, als Hausfrauen, Mütter, Gattinnen, von jeder ungelegenen Leistung, oder Beobachtung eingeführter Sitte lossspricht, Zwitterwesen zwischen Mann und Weib, die, ewig aufringend und emporstrebend zu einer Selbstständigkeit, welche ihnen die Natur versagt hat, jeden Schein, ja

jeden Anstand kühn verachten, und nur den Eingebungen glühender Leidenschaften, oder eines aufgereizten Nervensystems folgen.

Sonst hassen die Männer diese sogenannten gelehrten oder künstlerischen Frauen; aber wenn äußere Anmuth, feine Buhlerey und Schönheit der Formen einen reizenden Schleyer über das unheimliche Wesen werfen, wenn es zu gefallen versteht, dann verblendet der äußere Reiz über den inneren Gehalt, und man entschuldigt, ja man preiset wohl gar, was man sonst streng tadeln würde. Leb wohl!

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 24sten October 1810.

Es muß ein Ende dieses Verhältnisses werden, lieber Carl, auf eine oder die andere Art! Rosalie kann nicht länger in Sarning bleiben, und Leonore muß ihre Anwesenheit früh oder spät erfahren, wenn sie sie nicht schon jetzt weiß, wie ich beynahe aus einigen Dingen vermuthen sollte. Was Rosalie mir schon zum zweyten Mahle ernstlich zugemuthet, geht durchaus nicht an. Denke Dir, daß sie in ihrer dichterischen Seele den Entwurf gemacht hat, zu uns zu ziehen, und den Winter, ja selbst ihr ganzes Leben, bey uns zuzubringen. Durch die Reizbarkeit ihres zarten Baues, durch ihre Kränklichkeit, durch die Schönheit und den himmlischen Flug ihrer Phantasie mehr eine Bürgerinn jener, als

dieser Welt, sieht sie die Hindernisse, ja die gänzliche Unausführbarkeit dieses Planes nicht ein. Die Art von Zuneigung, die sie in ihrem zarten Busen nährt, ist so still, so himmlisch rein, daß wohl die Idee eines solchen Verhältnisses, wie zwey Frauen mit dem Manne, den sie lieben, vereint leben könnten, und er sie beyde, getrennt, und doch im Grunde in Eins verschmolzen, in seinem Herzen trüge, in ihrem Geiste leicht entstehen, und mittelst ihrer Phantasie sich in blühenden Bildern entwickeln kann. Aber hieran ist durchaus nicht zu denken, und eben so schwer, ihr das begreiflich zu machen. Sie kann nicht daran glauben, daß Leonore sich zu keiner solchen Theilung verstehen würde, sie spricht mit Liebe von ihr, wie von einer geliebten Schwester, und begreift nicht, wie eine Seelenverbindung zwischen drey guten, sich innig erkennenden und liebenden Wesen nicht eben so gut bestehen könnte, als zwischen zweyen. Sie will Leonoren keines ihrer Rechte als Gattinn, Hausfrau und unumschränkte Gebietherinn nehmen, sie will nur als meine, oder ihre Schwester in unserm Hause leben, mit ein Paar Stübchen zufrieden seyn und sich allen unsern Gewohnheiten und Ordnungen fügen,

wenn wir sie nur bey uns wohnen, und sie, die unstät Umirrende, die so lange vergeblich nach einem Ruheplatz in der Mitte guter, wahrer Menschen suchte, diese Zuflucht bey uns finden lassen.

Es gehört wirklich viel Standhaftigkeit, alle meine Liebe für Leonoren und alle Rücksicht auf das, was ich mir selbst in den Augen der Welt schuldig bin, dazu, um diesen, mit allem Zauber der Phantasie, mit aller Scheinbarkeit künstlicher Sophismen, und mit aller Gewalt der innigsten Liebe vorgetragenen Bitten zu widerstehen. Aber es muß seyn! Sie kann nicht in mein Haus kommen, und ich darf es Leonoren nicht einmahl ahnen lassen, daß sie es wünscht.

Leonore scheint sehr zu leiden, aber sie verbirgt es mit ungemeiner Kraft. Dieses Benehmen erfüllt mich mit noch höherer Achtung und Liebe für sie. Aber ich kann nicht ungerecht gegen Rosalien seyn, ich kann diese nicht verdammen, weil ein schwächlicher Bau, frühes Unglück und eine allzurege Phantasie, deren schöne Blüthen das Vergnügen so vieler tausend Menschen machen, sie hindern, die Dinge in den bürgerlichen Verhältnissen in ihrem wahren Lich-

te zu sehen, und ihr zugleich die Kraft benehmen, sich so zu beherrschen, wie es Leonore vermag.

Ich sehe sie sehr selten. In den vierzehn Tagen, seit ich ihre Anwesenheit erfahren habe, bin ich kaum viermahl bey ihr gewesen. Das ist doch genau das Geringste, was sich mit der Höflichkeit vereinigen läßt, die man einer Bekannten, einer Frau, und — welcher Frau! schuldig ist. Leonore ahnet mein Opfer nicht, sie nährt wohl gar einen Verdacht, von dem mein Herz mich lossprícht; aber sie soll Alles erfahren, sobald ich nur erst die dunkle Wolke, die sich über den Horizont ihres stillen Lebens zusammengezogen hat, unschädlich vorübergeführt, und Rosalien, wie ich hoffe, bald bewogen haben werde, unsere Gegend zu verlassen.

Vier und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Sarning im Gebirge den 28sten October 1810.

Ich bin in einer seltsamen und sehr unangenehmen Lage. Der Winter naht in diesen Gebirgen mit allen seinen Schrecken. Vorgestern fiel schon etwas Schnee mit Regen vermischt, gestern Morgens waren die kleinen Bäche leicht überfroren, heute ziehen schwere, lichtgraue Wolken am Himmel daher, und mein Hauswirth erwartet einen starken Schnee. Die Wohnung ist elend, kein Schutz vor der Kälte, und keine Möglichkeit, auch nur die geringste Bequemlichkeit anzubringen, die dem an die Behaglichkeit einer genügenden Existenz gewohnten Wesen, und besonders einer schwachen, über Alles reizbaren, Persönlichkeit zur Nothdurft geworden ist. Mag der strenge Forderer, oder der in Dunkel-

heit und Entbehrung aufgewachsene Mensch dieß Weichlichkeit und Verwöhnung schelten, ich sehe nicht ab, wie wir, die wir an ähnliche Lebensbedingungen gewohnt sind, dieß Alles entrathen könnten, wovon hier keine Spur zu sehen, und keine Möglichkeit, es zu erzeugen, vorhanden ist. Ich kann nicht länger hier bleiben, aber ich kann auch nicht ohne ihn leben. Und Fahrnau? Ach, er hängt so fest an dem, was er für Pflicht hält, und ist so durchaus nicht von dem abzubringen, was er Leonorens Ruhe schuldig zu seyn glaubt, daß ich mit düsterer Besorgniß in die Zukunft blicke. Jeder leise, oder ausgesprochene Anklang, den ich mehr als einmahl in seiner Seele zu erregen suchte, ob er nicht Leonoren meine Nähe entdecken und sie vermögen könnte, mich als Freundinn und Schwester bey sich aufzunehmen, hat in seiner Seele nie eine antwortende Saite gefunden.

So ist diese Leonore, wie ich es immer dachte, nichts, als ein gewöhnliches Weib, am Äußeren, an Formen klebend, unfähig, sich zur Idee zu erheben, oder die Dinge in ihren wahren Beziehungen zu schauen und das innerste Heiligthum des Menschen zu erkennen. Sie ist eifersüchtig auf ihre Rechte, sie fordert das Ge-

lübde am Altar in seiner ausgedehntesten Bedeutung, und was sie nicht zu begreifen fähig ist, die wunderbaren Tiefen in dem Gemüth dieses herrlichen Mannes, das will sie doch besitzen und mit Niemand theilen, wie der Geitzige den Schatz hüthet, der ihn nicht beseligt, und der, wenn der engherzige Harpagon sich von einem Theile desselben trennen könnte, hinreichen würde, viele Elende froh zu machen.

Ludwig hängt indeß mit inniger Liebe an ihr. Die Listige — denn dazu hat auch der beschränkteste Kopf Schlauheit genug — hat dieses kindliche Gemüth zu fassen, und sich die Herrschaft darüber zu erringen gewußt. Ihr Bißchen Mahlerey und einige Kenntnisse, die sie fertig zu brauchen weiß, machen ihn glauben, daß ein besonderer Geist in ihr wohne, und nun rechnet er es ihr hoch an, daß sie, ein Wesen höherer Art, sich so willig in ihre häuslichen Pflichten fügt. Nun wahrlich! Schon durch das, was ich in ** bad sah, meine ich, es könne sie wenig Überwindung kosten, Pinsel und Pallete mit Nadel und Kochlöffel zu vertauschen! Wo der rechte Geist wohnt, wo der Genius in uns die Adlerflügel regt, da ist es unmöglich, am Boden des eklen, schmutzigen Wirthschaftens zu

kleben und im Staube gewöhnlicher Armseligkeiten umzuwühlen; er trägt uns aufwärts zur Sonne — wir müssen nach!

Aber liegt nicht selbst in dieser Anhänglichkeit an das Weib seiner ersten Liebe, in dieser zarten Scheu seines Herzens, die Bürgschaft für mein künftiges Glück, und ein Himmel von Seligkeit? Wenn es mir nur gelungen seyn wird, diese Vorurtheile von ihm abzustreifen und seinen unbefangenen Blick zu der Klarheit zu erheben, die ihm angeboren ist, und die Gewohnheit und beschränkender Umgang nur getrübt haben, dann, dann werden diese Blumen auch mir duften. O Bertha! Wenn er erst ganz und ausschließend m e i n ist! —

Ein zweyter Versuch, den ich gewagt habe, ist nicht besser gelungen. Ich wollte nähmlich den Gedanken in ihm wecken, daß er mit seinen zwey liebenswürdigen Kindern für den Winter in die Stadt ziehen sollte, weil denn wirklich die höhere Ausbildung, derer sie so werth als bedürftig sind, bey dieser Mutter und in der Gebirgseinsamkeit nicht zu erreichen ist. Er stutzte auch vor diesem Gedanken, wie vor einem Abgrunde, der sich plötzlich vor ihm geöffnet hatte, ja, ich kann sagen, er schauderte davor. Gewiß

trat ihm auch hier Leonorens kalte, strenge Weigerung, und der Kampf, den er um so etwas Löbliches mit ihr beginnen müßte, wie ein schreckendes Gespenst entgegen!

Ich sinne und sinne mich müde, was hier zum Ziele führen könnte. Nichts biethet sich mir dar. Für List und Verstellung bin ich zu gerade. Was wird aus mir werden? Mein Kopf ist ganz wüste. Leb wohl!

Fünf und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 6ten November 1810.

Der Schleyer ist gewaltsam zerrissen, mein Unglück liegt vor den Augen der Welt offen und klar da, wie es längst vor den meinigen lag, und es wäre unnütze, ja lächerliche Zurückhaltung, auch jetzt noch schweigen und meinem blutenden Herzen den einzigen Trost versagen zu wollen, der ihm bleibt, laut zu weinen, und in Dein theilnehmendes Gemüth den Schmerz zu ergießen, der es schon so lange durchwühlt. O laß mich, liebe Schwester, an Dein liebendes Herz sinken und meinen Jammer ausschreyen, wie Bürger sagt! Er hat so lange in der wunden Brust gegraben, er ist so gewaltsam beherrscht worden; nun sprengt ein Zufall die täuschende Hülle, und die eingeschloßne

Flamme bricht um so heftiger hervor. O, ich bin ohne Maaß elend!

Ich sollte Deiner vielleicht schonen, Clara! Aber wer hat denn meiner geschont? Hat nicht das Wesen, auf das ich mein ganzes irdisches Glück gebaut habe, mich getäuscht und verrathen? Du allein darfst es wissen, dem stummen Blatt darf ich es vertrauen, und so drängt sich alle Kraft des lang verhaltenen Schmerzens in Einen Punct der Klage zusammen: Ludwig ist treulos!

Was Dir damahls das Gerücht hinterbrachte, als wir in ** bad waren, was ich Dir abläugnete, was ich der Welt, mir selbst verbergen wollte, so lange ich noch Hoffnung einer Änderung hägte — es ist wahr, es ist unzweifelhaft! Ludwig liebt die Sarewsky, er hat heimliche Zusammenkünfte mit ihr, er opfert ihr mein Herz, seinen Ruf, vielleicht das Glück seines Hauses.

Sie ist ihm auch hierher nachgezogen, die Buhlerinn! Aller weiblichen Würde, alles Wohlstandes vergessend, hat sie, als seine Liebe für mich noch stark genug war, ihn von ihr loszureißen, seine Abwesenheit nicht ertragen können. Was kann denn so ein Weib ertragen, die nie

gelernt hat, ihre Launen und Leidenschaften zu zügeln!

Der Ruf hatte die Anwesenheit einer fremden, kranken Dame, die sich oben im Walde bey einem Eisenarbeiter eingemiethet hatte, um jetzt noch — im Anfange des Octobers — der Landluft zu genießen, in der Gegend verbreitet. Eine böse Ahnung fuhr mir durchs Herz, als ich es hörte. Ob Fahrnau etwas errieth, weiß ich nicht. Er blieb die ersteren Tage ganz unbefangen, und ach, er war so liebenswürdig in seiner kindlichen Offenheit, in seiner schön gebändigten Kraft, die eine sanfte Bitte, ein flehender Blick zu entwaffnen im Stande ist!

Nach und nach wurde sein Betragen ungleicher. Eine seltsame Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, er war zerstreut und manchmahl zog es ihn mit erhöhter Zärtlichkeit zu mir und den Kindern. Aber er ging nicht öfter aus, als sonst, und blieb nicht länger weg. Daß die Fremde jene Sarewsky war, wurde mir aus Manchem, was das Gerücht verkündigte, immer wahrscheinlicher; doch hoffte ich auf Ludwigs Liebe, auf sein Pflichtgefühl. Ich bemühte mich, immer gleich und heiter zu scheinen, er sollte nicht ahnen, daß ein Verdacht in meiner Seele lebe,

das unversehrte Zutrauen sollte die heilige Scheu, und diese die Treue und die Pflicht bewahren.

So vergingen gegen drey Wochen. Ich glaubte zu fühlen, daß Fahrnau's Wärme gegen mich ab- und in eben dem Maaße seine Unruhe und Ungleichheit zunahm. Ich schwieg noch immer, ich beredete seine Zerstreuung nicht, und beantwortete die jähen Aufwallungen seiner Zärtlichkeit mit gleicher Liebe. Es war mir so süß, mein ängstlich klopfendes Herz an das seine legen, und in wohlthätiger Vergessenheit einige Augenblicke an ihm ruhen zu können! Vielleicht wäre es möglich gewesen, schon damahls durch Nachforschungen mir Gewißheit zu verschaffen; aber ich hasse dergleichen heimliches Thun, und warum hätte ich auch vorschnell die Hülle wegreißen sollen, die mir mein Unglück wohlthätig verbarg?

Gestern hat sie die Hand des Zufalls und absichtsvolle Zudringlichkeit nur zu schmerzlich zerrissen. Es war ein heller Morgen nach einigen sehr stürmischen Tagen voll Schneegestöber, das die Thäler angefüllt und ringsum schon Schlittenbahnen eröffnet hatte. Fahrnau hatte den Abend vorher seinen Schlitten bestellt. Er wollte zum Förster hinauffahren, mit dem er

zu sprechen habe, wie er sagte. Früh vor Tage stand er auf und war fort, als ich mit den Kindern erwachte. Gegen neun Uhr verfinsterte sich der Himmel aufs Neue, der Sturm vom vorigen Tage erwachte, ein ungeheures Flockengewimmel erfüllte die Luft. Mir wurde bang. Nach meiner Rechnung konnte er eben auf dem Rückweg seyn. Ich kenne diese engen Thäler, diese pfadlosen Wüsten, wenn der Sturm den Schnee aufhäuft und jedes Zurechtfinden fast unmöglich macht. Ich zählte die Minuten an der Uhr.

Es wurde eilf, halb zwölf Uhr. Jetzt hätte er längst da seyn müssen, wenn kein Unglück geschehen war. Meine Angst stieg mit jeder Secunde. Ich schellte, der Jäger sollte aufsitzen und dem Herrn entgegen reiten. In dem Augenblick sprengte ein Reitknecht von unserm Nachbar Norbeck auf den Hof. Die Eile des Burschen, die ungewöhnliche Erscheinung, und daß die Försterwohnung nur eine halbe Stunde von Ensheim liegt, übergoß mich mit eiskalten Schauern. Ich ließ den Reitknecht heraufkommen und — Gott, was mußte ich hören!

Unweit Ensheim hatten Sturm und Schneegestöber Fahrnau's Pferde scheu gemacht, sie rissen aus, schleppten den Schlitten über Stock

und Stein und warfen ihn unweit vom Schlosse über eine Anhöhe in den gefrornen Wildbach hinab. Ich erblaßte. — Ist Fahrnau verwundet? Lebt er? rief ich angstvoll.

Der Herr Baron hat sich nicht viel gethan, und nur die Hände vom Halten der Zügel ein Bißchen verstaucht, erwiederte der Bursch mit widerlichem Lächeln: Aber die Frau von Sarewsky —

Sarewsky? fuhr ich auf, und erschrack vor dem Klange meiner Stimme bey diesem Nahmen. Der Reitknecht hatte mich gewiß verstanden. Ich fühlte, daß ich glühend roth ward.

Ja, die Frau von Sarewsky, fuhr er mit demselben Lächeln fort, mit der der Herr Baron, wie es heißt, in die Residenz reisen will. — Hier brachen meine Kniee, und ich mußte mich an einem Stuhle neben mir halten. —»Sie fällt von einer Ohnmacht in die andere und läßt den Herrn Baron keinen Augenblick von sich. Da hat nun der gnädige Herr Graf mich herübergeschickt, um Euer Gnaden von dem Unfall Nachricht zu geben, damit Sie es nicht vielleicht auf eine schreckhafte oder ungeschickte Weise erführen.«

Was in mir vorging, während der Bursch

das Alles breit und weit auseinander setzte, kannst Du leichter denken, als ich beschreiben. Alles, was ich vermochte, war, mich zu besinnen, daß er ausgeredet habe. Ich ließ mich bey dem Grafen bedanken, und schickte den Reitknecht mit einem Geschenk weg; dann sank ich in einen Stuhl, und ob ich das Bewußtseyn ganz verloren, ob nur dunkle Gedanken sich verworren in meinem Geiste jagten, weiß ich nicht. Ich erwachte nach einer geraumen Weile. Die Uhr schlug Eins. Ich klingelte, ließ den Kindern das Essen bringen und warf mich aufs Bette; denn ich fühlte mich so angegriffen, daß ich weder einen Gedanken fassen, noch mit irgend Jemand sprechen konnte.

Nach und nach kam meine Besinnung, und mit ihr die klare Ansicht meines Unglücks zurück. So war ich denn verrathen, geopfert! So hatte er nicht allein sie ohne mein Wissen besucht, es waren Plane unter ihnen abgeredet worden, sie waren miteinander auf dem Wege gewesen! Wohin? mochte Gott wissen! Und wenn es auch nicht nach der Residenz war, wie Norbeck mir sagen ließ, so war es doch immer ein verbothener Weg, auf dem ein Zufall ihr Verständniß und ihre heimliche Liebe der

Welt zu ihrer und meiner Schande bloßgegeben hatte.

Gott! Wie habe ich das um Fahrnau verdient! Tausend Plane, tausend Vorsätze, wie ich mich gegen ihn betragen, wie ich dem falschen, meineidigen Herzen begegnen wollte, arbeiteten in meiner Brust, mein Kopf brannte, ein stechender Schmerz drückte an meine Stirn. Ich war ordentlich krank. Während dessen hatte es angefangen, dunkel zu werden, und plötzlich hörte ich seine Stimme. Ich sprang vom Bette auf, um das Schloß an meiner Thüre abzulassen, denn ich konnte ihn jetzt unmöglich sehen. Er kam sogleich daran, er rüttelte, ich hörte die Jungfer reden. Sie ist krank? rief Fahrnau, — und seit wann? Die Antwort der Jungfer verstand ich nicht. Und eingeschlossen? rief er wieder. Mein Gott, wenn ihr nun etwas zustößt? — Eleonore! Mach' auf! Ich bin's, Eleonore!

Der Treulose! Mit welchen Tönen der innigsten Theilnahme er diese Worte sprach!

Sie hatten durch mein Herz geschnitten. Thränen, deren Linderung ich seit der Stunde, welche mein Unglück entschied, nicht empfunden hatte, strömten heftig hervor. Ach das ist die

Gewalt des Geliebten, der Zauber seiner Stimme, wenn wir gleich wissen, daß sie nur geheuchelte Gefühle ausdrückt! Ich regte mich nicht. Er sprach noch Einiges vor der Thür, rief noch ein Paar Mahl, und ging dann. Ich weinte recht lang und weinte mich müde. Eine schwere Betäubung senkte sich endlich auf mich, und ich vergaß auf ein Paar Stunden mein Elend. Als ich erwachte, hatte der stechende Schmerz in meiner Stirn nachgelassen, aber Krämpfe regten alle meine Nerven unleidlich auf. Ich bedurfte Hülfe, schloß die Thüre auf und schellte. Die Kammerjungfer erzählte mir, Fahrnau sey noch drey bis vier Mahl an meiner Thüre gewesen, und habe sich sehr ängstlich nach mir erkundigt; dann habe er mit dem Kammerdiener gesprochen, sey noch eine Weile hastig im Zimmer auf und abgegangen, habe endlich sein Pferd satteln lassen, und sey in Sturm und Nacht hinaus, den Weg gegen Ensheim zugeritten.

Zu wem — als zu ihr, um zu sehen, wie es ihr nach dem ausgestandenen Schrecken ging? So rief es mit allen Stimmen meines schmerzlich erregten Gemüthes. Die Kammerjungfer brachte mir, was meine Lage forderte. Mir ward endlich leichter, aber ich fühlte mich sehr

erschöpft. Die Kinder kamen, ihr Anblick zerriß mir das Herz. Ach ihre Züge, besonders Adolphs, sind die seinigen — und er verläßt sie und mich um eine Fremde? Ich erwartete ihn mit der Nacht. Er kam nicht. Meine Unruhe begann von Neuem. Tausend Möglichkeiten, tausend schmerzliche Bilder zogen wild durch meinen Kopf. Ich sah ihn bey ihr, in ihren Armen, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, ich hörte ihn die Schmeichelworte und Liebkosungen an sie verschwenden, die mir gehörten, und ich glaubte verzweifeln zu müssen. Kein Schlaf schloß meine Augen, ich konnte in dieser Zerrüttung meines Innersten nur zu Gott jammern, nicht mit Fassung und Ergebung bethen. Ach dazu war mein Schmerz noch zu wild, zu neu!

Es ward Mitternacht, es schlug zwey, drey Uhr — ich war noch allein. Gegen Morgen erbarmte sich ein mitleidiger Schlaf meines erschöpften Körpers, und ich konnte einige Stunden schlummern. Als ich erwachte, war meine erste Frage nach ihm. Er war zurückgekehrt, aber ganz vor Kurzem, und sehr mißmuthig und blaß.

Ich konnte ihn nicht sehen. Wie, um Gottes Willen, soll ich ihm entgegentreten, was ihm sagen, wie auf seine Fragen antworten?

Meine Erschöpfung diente mir zum Vorwand, und auch Fahrnau hat sich in sein Kabinett eingeschlossen; ich aber habe diese Zeit benützt, um Dir zu schreiben, und mein zermalmtes Herz in Etwas zu erleichtern. Ich fühle auch, daß mir besser ist, als vorher. O meine Schwester! Was wird aus dem Allen werden? Sehen, sprechen müssen wir uns doch. Unberührt können diese Vorfälle nicht bleiben, und — o mein Gott! was wird da zur Sprache kommen?

Sechs und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Mathilde Haller.

Aus der Residenz den 10ten November 1810.

Ich bin seit gestern in der Residenz, wo ich für diesen Winter zu bleiben denke. Lassen Sie, liebste Mathilde, Anstalten treffen, mir mit allen meinen Leuten und Sachen so bald als möglich nachzukommen! Sie werden mir zwar wohl zürnen; denn ich bin Ihnen entwischt, und es war unfreundlich von mir, die Lebensgefährtinn, die so treuen Antheil an meinem dunkeln Schicksale genommen, so lange ohne Kunde von mir zu lassen. Aber ach, Mathilde! Es war das dunkelwaltende, feindselige Schicksal, das mich Unglückliche seit der Geburt verfolgt und mir jede Freude zerstört. Jetzt hat es mich hierher verschlagen, und ich muß seinen gebiethenden Winken folgen. Mein Herz ist zerrissen, das

Glück, das ich mit aller Anstrengung meiner Kräfte zu erreichen strebe, flieht vor mir zurück, und nicht einmahl die Ruhe, die der Bettler nach seinem jammervollen Tagwerke genießt, nicht einmahl Ruhe wird mir zu Theil! Meine Adresse folgt. In der großen, weiten Residenz möchten Sie mich sonst schwer finden. Kommen Sie bald!

Sieben und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 12ten November 1810.

Schwester! Was habe ich gethan! Zu welchem Betragen habe ich mich durch die unselige Lebhaftigkeit meines Temperaments verleiten lassen, die, so oft bekämpft und gestraft, doch immer wieder erwacht, die mir schon in früherer Zeit manche trübe Stunde gemacht und mich jetzt neuerdings hingerissen hat, zu thun, was ich nicht sollte, und was die verderblichsten Folgen für mein ganzes Leben hätte haben können!

Mein letzter Brief an Dich muß das Gepräge eines verworrenen, höchst aufgereizten Gemüths tragen. Ich schäme mich dessen, und beschwöre Dich, mir ihn bey Gelegenheit zurückzusenden. Es soll kein solches Denkmahl meiner Schwäche und Selbstvergessenheit auch nicht in

Deinen Händen sich befinden. Gib mir ihn zurück, und laß das Andenken daran auch in Deiner Seele verlöschen!

Ich hatte den Brief damahls kaum gesiegelt, und dem Bothen, der eben abging, mitgegeben, als man mir unsern Pfarrer meldete. Er trat ein. Sein Gesicht verkündete etwas Ungewöhnliches, und er bath mich, zu verhindern, daß Fahrnau uns nicht überrasche, ja überhaupt von seinem Hierseyn nichts erfahre. Eine kalte Hand griff bey diesen Worten in mein Herz. Ich hatte seit gestern so viel Schreckliches gehört, und was stand mir vielleicht noch bevor?

Der Pfarrer begann. Fahrnau war Tags vorher, als es schon dunkelte, bey Sturm und Gestöber zu ihm gekommen, und hatte ihn um die Erlaubniß gebethen, die Nacht bey ihm zuzubringen. Der ehrwürdige Greis, unser Beichtiger und Freund, erstaunt über dieses seltsame Begehren, willigte freundlich ein, und fand Fahrnau sehr verstört und unruhig. Nachdem er Schreibgeräthe begehrt hatte, sandte er seinen Reitknecht nach Ensheim mit einem Billet, schrieb dann noch tief in den Abend hinein, und ließ ein versiegeltes Paket, an den Pfarrer überschrieben, auf dem Tische liegen. Dann kam

er zum Abendessen, aß aber wenig, sprach noch weniger, und schien mit schweren Gedanken beschäftigt. Beym Schlafengehen both er dem Pfarrer, mit ernstem aber sehr weichem Ton, gute Nacht, und fragte, um wie viel Uhr er Messe zu lesen pflege? Der Geistliche nannte die Stunde. »Nun, so werde ich einige Augenblicke früher kommen. Ich wünschte meine Beichte zu verrichten.« Der Pfarrer sah ihn bestürzt an. Er drang in ihn, zu sagen, was er vorhabe? Fahrnau aber weigerte sich, und suchte durch einen gezwungenen Scherz auszuweichen. Am andern Morgen verrichtete er seine Andacht mit Rührung und Ernst, und eilte sogleich nach Ensheim. Es war noch nicht völlig Tag. Der Pfarrer blieb in ängstlicher Sorge zurück. Ungefähr nach anderthalb Stunden sah er Ludwig zu seiner großen Freude wiederkommen. Er war ziemlich heiter, aber etwas bleich und erschöpft, und, wie der Pfarrer meint, an der linken Schulter verwundet. Das Paket, welches er auf dem Tische gelassen, nahm er wieder mit, und ritt nach Hause. Aus Allem ging die Vermuthung hervor, daß er sich mit Norbeck geschlagen habe, und die gestrige Geschichte die Ursache des Zweykampfs gewesen sey. Das Paket, an dem er den

Abend zuvor lange geschrieben, hatte vermuthlich Anordnungen auf den schlimmsten Fall enthalten, und, o Gott, wie nahe war dieser! — Und er war es — das sagte mir mein Gewissen — um meines thörichten Betragens willen, das ihm aufgefallen seyn, und ihn zu Nachforschungen veranlaßt haben mußte! Er hatte die Ankunft des Norbeck'schen Reitknechts erfahren, er konnte mein Betragen deuten, und zu welchem Entschluß hatte es den heftigen, im Punct der Ehre so empfindlichen Mann gebracht!

Der Pfarrer hatte mich bald verlassen. Eine Fluth von Gedanken stürmte auf einmahl mit schmerzlicher Gewalt auf mich ein. Fahrnau war den Abend n i c h t bey Rosalien gewesen. Ich hatte ihm großes Unrecht darin gethan. Konnte ich wissen, ob und in wie weit ich es nicht auch mit den gestrigen Vermuthungen, die mir als lauter Gewißheiten erschienen waren, gethan hatte? Mein Betragen gegen Ludwig trat nun in dunkle Schatten, und in eben dem Maaße verklärte sich sein theures Bild immer mehr und mehr vor mir. Wenn er gefehlt hatte, wenn Sinnenreiz und listige Verführung ihn für einen Augenblick vom Pfad des Rechten abgelenkt hatten; wie konnte i c h es wagen, ein unerbittli-

ches Urtheil über ihn zu fällen, ich, die bloß auf einen langgehegten und scheinbar bestätigten Verdacht hin mich von Eifersucht und Hitze so weit hatte hinreißen lassen, ihn gar nicht zu sehen, und ihm mit kindischem Trotze jede Erklärung unmöglich zu machen! Und wenn er nun im Zweykampf unglücklich gewesen, wenn er gefallen wäre? O, Clara! Noch jetzt durchschauert mich Todeskälte bey dem Gedanken, daß ich Schuld daran gewesen wäre!

Über diese Vorstellungen hatte ich meinen Unmuth gegen ihn, meine Vorsätze, mein gestriges Leiden, Alles vergessen. Die beleidigte Eitelkeit — denn das war ja doch meine Eifersucht — wurde durch die Vorstellung in Staub gedemüthigt, wie armselig ich gehandelt hatte, und die Möglichkeit einer Gefahr für Fahrnau, seine wirkliche Verwundung überwogen noch den letzten Rest der Kränkung. Bald darauf trat er ein. Es war Essenszeit. Die Kinder und ihr Lehrer folgten ihm. Ach mich dünkte, ich hätte ihn nie so liebenswürdig gesehen! Ein stiller Ernst lag über seine edlen Züge verbreitet, er war blaß, seine Bewegungen waren langsam, und der linke Arm, den er beständig im Kleide trug, erinnerte mich an das viel größere Un-

glück, das hätte geschehen können. Ich ging ihm in großer Bewegung entgegen. Er beantwortete meinen Gruß freundlich, aber ernst, und einige Verwunderung schien sich in seinen Blicken zu mahlen. Wir setzten uns zu Tisch. Ich konnte meine Blicke nicht von ihm abwenden. Es war deutlich, daß seine Wunde ihn am Gebrauch des Arms hinderte, und manchmahl glaubte ich einen Ausdruck plötzlichen Schmerzens sich in den zusammengebissenen Lippen äußern zu sehen. Jetzt war es mit meiner Fassung zu Ende. Mir traten die Thränen in die Augen, aber ich gab mir alle Mühe, heiter zu scheinen, damit er meinen Ernst ja nicht mißdeute. Es war ein Glück, daß wir nicht allein waren.

Nach dem Essen setzte er sich zu mir auf den Sopha. Ich reichte ihm den Kaffeh, und leistete ihm alle die kleinen Dienste, die sein verwundeter Arm ihm nöthig machte. Mein Herz schlug hörbar, meine Hand zitterte, und alle Augenblicke fürchtete ich, die Thränen nicht zurückhalten zu können. Aber er schwieg, und ich auch. Keines hatte den Muth, zu berühren, was vorgefallen war. Endlich gingen die Kinder mit dem Lehrer hinaus, und Ludwig stand auf, um ebenfalls das Zimmer zu verlassen. Jetzt

war es die höchste Zeit, eine Spannung zu endigen, die ich nicht mehr ertragen konnte. Ich folgte ihm. Ludwig! sagte ich: Du leidest? Dich schmerzt dein Arm?

Was fällt dir ein! antwortete er.

O, ich weiß doch — du bist verwundet.

Seine Stirn zog sich in Falten. Wer hat dir das Mährchen gesagt?

»Der Pfarrer war heute Morgens bey mir. Zürne nicht, Ludwig, und erlaube mir, nach deiner Wunde zu sehen und dich zu pflegen!«

Eleonore! rief er heftig und finster: Das ist nicht dein Ernst.

»Doch, doch! Ach ich kann dich nicht leiden sehen.«

Hier, rief er noch heftiger, indem er mit der Rechten auf sein Herz drückte: Hier ist eine Wunde, die noch tiefer schmerzt, und die Niemand heilen will!

Ich verstand ihn. Ich wollte antworten, aber meine Thränen brachen hervor.

So ist's recht! rief er: Ergieße dich in Thränen! Brich in Klagen aus! Laß mich es recht empfinden, wie unglücklich ich dich gemacht habe!

Ich fühlte das Gewicht und die Wahrheit

seines Vorwurfs. Im Bewußtseyn meines Unrechts faßte ich seine Hand, führte sie an meine Lippen und sagte: Ich weiß, ich habe mich gestern nicht betragen, wie es recht war. Vergib mir!

Ha! schrie er, und schlug sich vor die Stirn: Auch das noch! Sie bittet mich um Verzeihung!

»Aber was soll ich denn?«

Vorwürfe sollst du mir machen, weinen, klagen, wenn es dich drückt, mir mein Unrecht vorwerfen, aber nicht deinen Kummer in dich verschlucken und krank werden! Sage, was du auf dem Herzen hast! Sprich! Ich kann mich vertheidigen, aber ich kann auch bekennen.

Ich warf mich an seine Brust. Ich konnte keine Worte finden. Meine Thränen strömten, und ich lag weinend an seinem Herzen.

Er neigte sich zu mir, unsere Lippen ruhten lange und innig aufeinander. Endlich erhob ich mich, und sagte: Aber nun erlaube mir, deinen Arm zu pflegen!

Nein, antwortete er: Noch nicht! Es liegt noch Etwas auf meinem Herzen, das erst heruntergesprochen werden muß. Es muß Alles klar und wahr zwischen uns seyn.

Er umfaßte mich, führte mich zum Sopha

zurück, und begann nun. Die Sarewsky war ihm nachgereiset. Er hatte keine Ahnung ihrer Nähe gehabt, als sie ihn durch den Bauer, bey dem sie wohnte, zu sich locken ließ. Er war in Allem nur fünf bis sechs Mahl bey ihr gewesen, und hatte sie sehr krank, sehr leidenschaftlich, und sehr unglücklich gefunden. Endlich hatte er sie beym Eintritt der rauhen Jahrszeit vermocht, die Gegend zu verlassen. Sie hatte ihm den Vorschlag gemacht, sie zu mir zu führen, um mit mir und ihm in schwesterlicher Einigkeit hier zu leben. Ein rasender Einfall! Es kostete manchen harten Sturm, der hierüber mündlich und schriftlich ausgefochten wurde. Endlich wich sie der Nothwendigkeit; aber Fahrnau mußte ihr versprechen, sie zum letzten Beweise seines Mitleids auf die nächste Poststation zu führen, wo ihr Reisewagen stand, den sie auf unsern Bergwegen nicht hatte brauchen können. Er willfahrte ihr. Bey Ensheim, wo die Straße vorbeygeht, schreckten die Pferde und warfen den Schlitten um. Man kam ihnen vom Schlosse zu Hülfe. Rosalie war wirklich ohnmächtig; aber sie erhohlte sich wieder, und, sobald Norbecks Chaise angespannt war, fuhr sie mit ihm und Fahrnau nach der nächsten Station. Ihre Kam-

merfrau war schon dahin vorausgegangen. Fahrnau übergab sie dort ihrer Pflege. Norbeck wollte sie noch eine Strecke weit begleiten. Ludwig aber eilte nach Hause, wo ich ihm seinen Kampf und Sieg so schlecht lohnte. Durch den Kammerdiener erfuhr er Norbecks absichtliche Voreiligkeit, konnte sich nun leicht mein unartiges Benehmen erklären, ward wüthend gegen ihn, forderte ihn auf diesen Morgen, gab ihm ein Andenken dieser Stunde, und ward selbst in der Schulter leicht verwundet.

Ich sah nun klar, wie Alles gekommen war. Ich konnte Ludwig nicht mehr beschuldigen. Mir war eine Centnerlast vom Herzen gefallen, aber dennoch blieb noch eine schmerzende Stelle zurück, die seine ganze kindliche Offenheit nicht zu heilen vermochte, und die eben durch die Überzeugung seines Werths noch weher that. Ich kämpfte lange mit mir selbst. Dann fragte ich endlich: Und liebst du Rosalien?

Er blickte mich ernst und düster an, und sagte dumpf: Nicht, wie dich.

Also doch?

Ich kann nicht unwahr seyn, und in dieser heiligen Stunde keinen Schatten von Lüge auf mir haften lassen. Rosalie ist sehr unglücklich,

und sehr liebenswürdig. Ihre Phantasie hat ihr Herz in unseliger Leidenschaft auf mich gerichtet. Ich konnte nicht gleichgültig gegen sie bleiben, ich bin es nicht. Hier hast du mein Bekenntniß!

Ein Schauer rieselte durch meine Glieder. Ich schwieg einige Augenblicke. Dann faßte ich mich, ergriff seine Hand und sagte: Wohl, ich bin auch hiermit zufrieden. Aber Ludwig! Bleib wahr gegen mich! Laß mich deine erste, deine vertrauteste Freundinn seyn! Er sank in meinen Arm. Es war ein schmerzlicher, ein heiliger Augenblick!

Als ich ruhig genug war, bath ich ihn nun, mich nach seiner Wunde sehen zu lassen. Er ließ es geschehen. Sie war nicht bedeutend, aber schmerzhaft, und ungeschickt verbunden, was hauptsächlich die Ursache seines Leidens war. Ich hohlte Scharpie, Leinwand, Balsam, wie ich es immer für solche Fälle in Bereitschaft habe; aber was ich oft an Fremden, an unsern Unterthanen ohne Erschütterung hatte thun können, regte jetzt mein Innerstes auf. Meine Hand zitterte, und meine Thränen hinderten mich manchmahl am Sehen. Er fühlte es, und küßte mir mit dankbarer Rührung die Hände.

Ein Fieber, das sich zu seiner Wunde gesell-

te, und wohl auch durch die Bewegung des Gemüths vermehrt wurde, hindert ihn seitdem auszugehen. Er ist den ganzen Tag um mich und die Kinder. Er ist so hingegeben, so weich mit uns Allen! Ach, es ist eine wehmüthige, aber schöne Zeit! Ein überaus zartes Verhältniß waltet jetzt zwischen uns. So muß, wie ich glaube, denen zu Muthe seyn, die wissen, daß der geliebte Gegenstand an einer unheilbaren Krankheit leidet, obwohl jetzt die Rosen seiner Wangen noch blühen, und daß er ihnen über kurz oder lang entrissen werden wird. Magst Du mich eine Thörinn schelten, die den Mann ihrer Liebe inniger umfaßt, weil sie weiß, daß noch eine Andere neben ihr in seinem Herzen lebt; ich kann nicht anders, und ich glaube, es ist so sehr gut. Nicht, als ob ich meine Ansichten und meine Handlungsweise zur Richtschnur für Andere aufstellen wollte — bey anderen Ehen mag das vielleicht nicht angehen — aber für mein Glück und mich ist es eben recht, daß ich nicht anders bin. So liebt mich Ludwig, so habe ich durch zehn Jahre einer glücklichen Ehe mich gegen ihn benommen. Ich habe seinen Character nicht studirt, ich habe mich hineingefühlt, und mein Herz hat mich die Weise gelehrt, die ihm die liebste ist. So

hoffe ich, wenn es auch recht unglücklich geht, doch seine Achtung und zärtliche Freundschaft zu erhalten. Er soll und wird es fühlen, daß es doch kein Mensch auf der Welt besser mit ihm meint, und ihn wahrer liebt, als sein Weib.

Diese Liebe, nicht Selbstbeherrschung und Berechnung, hat mein Betragen in ** bad geleitet, und ich habe ihn glücklich aus gefährlichen Netzen zu mir herübergezogen. Diese Liebe hat mich in seinen Leiden, in dem Gedanken, daß ich ihm Unrecht gethan, die herbste Qual finden lassen, und der lebhafte Wunsch, seine Schmerzen zu stillen, und ihm meine Reue zu zeigen, hat jene Scene voll heiliger Rührung herbeygeführt. So habe ich Alles, Alles durch Liebe und Demuth gewonnen, und hätte durch Stolz und Eitelkeit bald Alles verloren.

Dieser Liebe und Gottes väterlicher Leitung will ich auch ferner vertrauen. Sie werden mir durch mein schwieriges Verhältniß forthelfen. Gottes Leitung war es ja sichtbar, die den Pfarrer gerade in jenem entscheidenden Augenblick zu mir führte, von dessen Stimmung, wenn ich Ludwig zum ersten Mahle wiedersah, Alles abhing. Gott hatte mir durch den Mund

seines frommen Dieners mein Unrecht gezeigt, mein Herz war durch Reue erweicht, die Liebe bestieg ihren alten Thron wieder, und herrscht, und herrsche von nun an unumschränkt in meiner Brust. Ja, Schwester! Durch Liebe läßt sich viel, ich glaube beynahe, Alles bewirken. Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 20sten November 1810.

Sturm und Schneegestöber haben mich aus meinen Bergen hierhergetrieben. Dort in der unbequemen Einengung der unwohnlichen Hütte war es unmöglich zu überwintern. Darum gab ich meinem Bestellten in der Residenz den Auftrag, mir eine artige Wohnung hier zu miethen. Er hat sie mir auf einem der besten Plätze verschafft, und meine Haller ist auf mein Verlangen vor acht Tagen mit allen meinen Leuten und Sachen angekommen. Ich bin nun eingewohnt. Die bekannten Gegenstände umgeben mich, und es sammelt sich ein Cirkel um mich, indem Viele von denen, die ich in ** bad kennen lernte, hier wohnen. So könnte mir denn recht leidlich seyn, wenn mein Geist nichts als gesellige Verhältnisse

suchte, oder wenn in irgend einer der Gestalten, die sich um mich bewegen, ein eigentliches Gemüth lebte.

Es ist doch etwas unbeschreiblich Hohles um diese gesellschaftlichen Menschen. Zusammengeblasen aus den verschiedensten Enden und Bedingungen der Welt, trotz alles natürlichen Contrastes in eine conventionelle Form gezwängt, der das rohe, gemeine, oder schale Innere mehr oder weniger widerstrebt, nur angesprochen von Nichtigkeiten der laufenden Tage, nur bestimmt von dem Urtheil ihres Gleichen, drehen sie sich im schwindelnden Kreise ewig wiederkehrender Armseligkeiten herum, schminken das fahle Antlitz des verblichenen Lebens mit grellen Farben markloser Zerstreuungen, matten sich ab in glänzendem Elend, und finden einen erbärmlichen Triumph darin, es einander an prächtiger langer Weile und eleganter Abspannung zuvor zu thun.

Ein ekelhaftes Geschlecht! Nicht einmahl zu kräftig wilden Thaten, zu tüchtigen Verbrechen haben sie Elasticität genug. Sie sind bloß schlecht. Gewinnen, Erlisten und Erraffen, ist ihres Geistes höchste Kraftäußerung, das also Gewonnene auf eitle Art vergeuden, ihr Genuß. Ge-

müth haben sie keines, vermuthen keines, und ehren darum keines an Andern. Mich sucht man auf, aus Ton, aus Neugierde. Man muß doch diese Rosalie kennen, muß doch wissen, wie die Frau aussieht, die im ganzen Vaterlande gelesen, bewundert und in Ländern anderer Zungen mit Achtung genannt wird, man muß mit ihr gesprochen haben, und Etwas von ihr zu erzählen wissen. So treibt denn der Wind der Neugier und Eitelkeit eine Menge müßiges Volk um mich herum, und hier und da ist doch etwas Gehaltvolleres darunter. Befriedigend ist Nichts, und ich halte es auch hier nicht mehr lange auf diese Art aus. Ermüdet von dem schalen Geschwätze des Nachmittags und Abends lege ich mich erschöpft zur schlaflosen Ruhe, und stehe müder als am vorigen Tage wieder auf, um eben so nichtigem Treiben entgegenzusehen.

Kennst Du das Mährchen von Göthe, wo in der lieblichen Gegend Thiere, Blumen, und der wunderschöne Jüngling im königlichen Purpurmantel, Jedes nach seiner gewohnten Art sich bewegt, und zu leben scheint, und doch in allen diesen kein Geist, kein wahres Leben, sondern nur Schein und starre Entseelung ist? So ist es hier. Wenn man diese Menschen, ihr re-

ges Treiben, ihr Durcheinanderwimmeln sieht, sollte man glauben, es wären empfindende, selbstbewußte Wesen. Es ist nicht also, und es ergreift mich ein Grausen, daß es nicht so ist, und ich mich unter ihnen finde, wie der Taucher: Unter Larven die einzige fühlende Brust! Mich schaudert oft, wenn ich in diesen bunten Kreisen sitze, wenn die Gestalten um mich her sich regen, aufstehen, niedersitzen, hingehen, sprechen, lachen, und mich der grauenhafte Gedanke überfällt, daß das lauter Maschinen, Automate sind, die von mir nichts wissen, nichts verstehen, und das, was sie zu sagen scheinen, gar nicht denken oder meinen!

Es muß anders um mich her werden, Bertha, sonst laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren. Und, dem Himmel sey Dank! dem festen Willen, dem echten Geist und dem Golde hat noch selten etwas mißlungen. Ich will aber fest, mein Geist wird die rechten Wege finden, und wenn mein Geld Genüsse, Zerstreuungen, und Glanz um jene Menschengestalten herzaubert, die einzig darin ihres Lebens Zweck und Gehalt finden, wenn ich sie dadurch meinem Willen dienstbar mache, ist wohl dann das elende Metall, das, selbst schwer und widerstrebend, den

Menschen so gern zu sich herab und auf die Erde zieht, aus der es gegraben worden, zu einem schöneren Gebrauch veredelt worden?

Noch schwebt mein Plan mir dunkel vor. Undeutlich und verworren regt es sich in der Tiefe; aber die Formen und Umrisse werden sich entwickeln, Jedes wird an seinen Ort treten, der Weg, den ich zu gehen, die Menschen, die ich in Bewegung zu setzen, die Mittel, die ich anzuwenden habe, Alles wird sich klar vor mir gestalten. Es wäre doch nicht das erste Mahl, daß Rang, Einfluß und politische Wichtigkeit ohne es zu wollen, oder zu ahnen, im Dienste geistreicher Liebenswürdigkeit gestanden und ihre Befehle vollzogen hätten. Der Dichter trägt die Welt im Busen. Ihm ist keine menschliche Sinnesart, kein Standesverhältniß fremd, er erkennt sie alle, wie sie sind, im Spiegel seines Genius, und er weiß, wie Jedem zu Muthe ist. So weiß er auch, wie er sie handhaben muß. Hat er gleich sonst den Blick auf höhere Welten gerichtet, und achtet er nicht das Treiben und Trachten der Gegenwart, so kann er doch, wenn diese mit ihren eintönig lästigen Forderungen dringend auf ihn zutritt, sie gewaltig ergreifen, und zu seinen Zwecken dienend benutzen. Pe-

trarca war Staatsmann, und Arioſt Geſandter. Und wer hat Schillern die ewigen Berge der Schweiz gezeigt, die er ſchildert, als wäre er unter ihnen groß geworden? Ja, die Welt liegt in des Sängers Bruſt, und ſo denn auch ihre Liſt, ihre Feinheit, ihre Politik. Ich will nicht unglücklich ſeyn, ich will beſitzen — die Welt mag ſagen, was ſie will! Leb wohl!

Neun und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 26sten November 1810.

Gestern endlich, theure Mutter, kam Ihr sehr verspäteter Brief vom 10ten dieses an, der die Antwort auf die im Anfang dieses Monaths von der gütigen Tante an Sie gestellte Frage enthielt, ob Sie mir wohl erlauben wollten, den Winter ganz bey ihr in der Residenz zuzubringen, nachdem ihre unangenehmen Geschäfte ihr den Aufenthalt in der Hauptstadt nöthig, und ihre mißliche Gesundheit treue Pflege und fröhliche Gesellschaft unentbehrlich machen. Sie sind so gütig, zu bewilligen, daß ich bey der armen Tante bleiben, und ihr seyn darf, wessen Sie, dem Himmel sey Dank, im Genusse ungestörter Gesundheit und in kräftiger Thätigkeit gar nicht bedürfen.

Der Gang der Angelegenheit, und der Schneckenschritt der Geschäfte dehnen unsern Aufenthalt, der auf höchstens sechs Wochen berechnet war, zu fünf oder sechs Monathen aus, und die Ungewißheit des Ausgangs wirket durch das Gemüth auch sehr auf den Körper der kränklichen Frau. So zerstören der Winter und der Proceß, was der Sommer und die Badecur gut gemacht hatten, und ich fürchte, wenn wir mit Ende des Winters zu Ihnen kommen, wird die gute Tante genau auf eben der Stufe der Besserung stehen, als da, wo sie Sie verließ, und ich will froh seyn, wenn es dabey bleibt.

Mir geht es übrigens hier sehr wohl, und ich habe Ihnen eine sehr bedeutende Nachricht zu geben. In den Abendcirkeln bey Graf Elmswerth erscheint seit ein Paar Wochen ein junger Mann, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, und dessen angenehme Gestalt, Geistesbildung und Reichthum, schon ehe er erschien, der Gegenstand vieler Gespräche war. Wahrlich, der Ruf hatte nicht zu viel von ihm gesagt. Graf Milota ist nicht so schön, wie Fahrnau, aber er ist zierlicher gebaut; sein Witz ist nicht so blitzend, möchte ich sagen, wie Lothars, aber er ist ansprechender. Überdieß ist er der einzige Sohn

eines der reichsten Häuser in seiner Provinz, hat auf einer fremden Universität studirt, dann eine Reise durch die bedeutendsten Länder Europens gemacht, und kommt jetzt in sein Vaterland zurück, um sich, wie man sagt, eine Braut zu wählen. Sie können denken, welche Bewegungen seine Erscheinung in der Mädchenwelt erregte, und welche Plane und Schritte da gemacht wurden. Ich sah dem Spiele eine Weile zu, und konnte es um so ruhiger, als mir nicht entgangen war, daß er mich bemerkt und bereits unter dem übrigen Schwarm unbedeutender Geschöpfe zu unterscheiden angefangen hatte. Neulich in der Soirée wußte ich das Gespräch auf Musik und Declamation zu lenken. Lehmbach, der zu seinem Unglück gegenwärtig war, ergriff hastig die Gelegenheit, in mich zu dringen, und die Frau vom Hause, froh, ihre Gesellschaft angenehm unterhalten zu können, stimmte mit ein. Ich gab nach, spielte Guitarre, sang und declamirte endlich. Milota's Augen hingen unverwandt an mir. Ich konnte deutlich sehen, was in ihm vorging, und wie das Bedeutende der Erscheinung unter Umgebungen, in denen er sich so Etwas nicht vermuthend war, ihn ergriff. Seitdem habe ich ihn stets an meiner Seite,

und Lehmbach will verzweifeln. Ich sehe wohl deutlich, daß mich der arme Mensch wirklich liebt, und es thut mir leid. Aber wer heißt ihn auch in Gesellschaften ein Herz mitnehmen, das man verlieren kann? Gegen Milota kann er doch auf keine Weise den Vergleich aushalten. Ich habe genaue Erkundigungen über diesen eingezogen. Alles bestätigt die erste Ansicht. Milota ist die glänzendste Parthie, die jetzt in der Residenz und vielleicht in der Monarchie zu machen ist. Ich werde vorsichtig seyn, aber nichts versäumen, was mich je eher je besser zum Ziele führen könnte. Was mir einigermaßen unangenehm fällt, ist, daß die Tante für Lehmbach sehr eingenommen ist, und mir über mein Betragen gegen ihn Vorwürfe macht. Mein Gott! Ich bin mir ja nicht bewußt, mehr als freundlich und belebt in seiner Gegenwart gewesen zu seyn, weil er wirklich Verstand hat, und unter dem Kreise, der mich in ** bad umgab, der Bedeutendste war. Jetzt ist es anders. Die Residenz ist kein Badeort, die Gestalten sind mannigfaltiger, die Wahl ist größer, und es ist nicht meine Schuld que tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier.

Noch eine Neuigkeit in der großen Welt ist

die glänzende Wiedererscheinung der berühmten Frau. Sie werden errathen, daß ich die Sarewsky meine. In ** bad liefen zuletzt gar wunderliche Gerüchte über sie, ihre Herkunft, ihre frühere Lebensweise u. s. w. herum. Vermuthlich um noch unangenehmeren Entdeckungen auszuweichen, denen man auf der Spur war, ging sie nach . . z. Von dort verschwand sie nach ein Paar Wochen plötzlich, ließ ihr Gesellschaftsfräulein, ihre Domestiken, kurz Alles zurück, und man wußte nicht, ob sie mit einem neuen Verehrer entflohen war, oder ob sie vielleicht ihren Gläubigern hatte entweichen müssen; denn ihr Aufwand ist wirklich ungeheuer. Auf einmahl erscheint sie hier, bewohnt ein äußerst kostbares Quartier auf einem der ersten Plätze der Stadt, sieht blühender aus, als je, macht ein schönes Haus, erscheint mit Glanz, wo sie sich zeigt, und es gehört zum guten Ton, bey ihr eingeführt zu seyn. Der Oberhofmarschall ist ihr erklärter Verehrer, und man spricht davon, daß sie es noch durchsetzen wird, bey Hofe aufgeführt zu werden. Ich kann das nicht begreifen; denn man weiß ja, daß sie von der Rotüre, und ihr Vater, wie ich höre, ein abgesetzter Lutherischer Prädicant war. Ihre zahlreichen Män-

ner sollen wohl meist aus guten Familien gewesen seyn, aber das kann doch den Flecken ihrer Geburt nicht bessern.

Eben so räthselhaft, wie sie, aber auch eben so bemerkt, ist jener Lothar, auf dessen Beschreibung Sie sich wohl aus meinen frühern Briefen erinnern werden, und der unter der unbestimmten Hülle eines Kunstliebhabers, Künstlers und eines Originalgenies vielleicht ein noch unbestimmterers Inneres verbirgt. Er hat sich hier ein Bißchen entsansculottirt. Er kleidet sich mit Anstand, ja mit Eleganz, der ungeheure Schnurrbart ist bis auf einen leichten Schatten verschwunden, und schönere Wäsche, als er trägt, habe ich nie gesehen. Doch selbst in dieser Eleganz ist ein Streben nach origineller Einfachheit sichtbar.

Er hat, wie man sagt, hier wichtige Protectionen, und soll in Geheim in diplomatischen Geschäften gebraucht werden. Manche halten ihn für einen Französischen Emissär, und andere flüstern sich in's Ohr, er sey einer der ersten und vielwissendsten Oberen eines geheimen Ordens. Was ich bemerke, ist, daß er ungemein viel Geist, ausgebreitete Kenntnisse, aber eine böse Zunge und eine besondere Kühnheit hat.

Daher macht er sein Glück, wo er will. Bey mir würde es ihm aber wohl fehlen. Das sieht er, und weicht mir aus.

Doch ich habe Ihre Geduld mit lauter Unbedeutenheiten ermüdet; ich schließe daher, und küsse tausendmahl Ihre mütterlichen Hände.

Dreyßigster Brief.

Bertha von Selnitz an Lothar.

* gau den 1ten December 1810.

Ich möchte Ihr Erstaunen und die Miene sehen, mit der Sie diesen Brief entfalten und ausrufen: Von Bertha! Nun, was kann die mir wollen! Freylich, lieber Freund! Es sind jetzt beynahe fünf Jahre, seit keine Zeile mehr zwischen uns hin und her geflogen ist, wie sonst wohl öfter geschah. Seitdem hat sich in und um uns Viel geändert, und — les journées se succedent sans se ressembler. Aber ich will Ihrem Erstaunen und Ihrer Verlegenheit mit einem Mahle ein Ende machen, indem ich Ihnen sage, daß ich Ihnen bloß schreibe, um Erkundigungen über unsere Freundinn Rosalie von Ihnen einzuziehen, Erkundigungen, die mich höchlich interessiren, und die

ich, wie jetzt die Sachen zu stehen scheinen, schwerlich von ihr selbst erhalten werde.

Der letzte Brief vom 20sten November, den ich von ihr bekam, ist eine lange Hieroglyphe für mich. Was soll ich von einem Schreiben aus der Residenz denken, da ich sie mitten in den Bergen vermuthete? Was von einem Brief, in welchem ein gewisser Nahme gar nicht genannt ist, der sonst mit Flammenzügen, wie durch ihr Herz, so durch ihre Briefe ging? Krank scheint sie nicht zu seyn, und auch nicht so verzweifelt, wie ich es vermuthen würde, wenn jenes Verhältniß gewaltsam zerbrochen worden wäre, aber sehr verdrießlich, angeekelt von Allem, ärgerlich, und voll geheimer Plane. Sollte ihre Leidenschaft so schnell verlöscht seyn? Sollte Sättigung sie aus der so sehnlich gewünschten und mit so viel Heftigkeit gesuchten Nähe vertrieben haben? Das wäre eine sonderbare, aber nicht ganz neue Erscheinung in Rosaliens Gemüth, welches wohl schon mehrmahls das heftig Ergriffene schnell wieder fahren ließ, wenn es sie in die Ruhe stiller Sicherheit wiegte, und sie nicht mit ewig neuen Kämpfen und Ängsten in ewig neuer Spannung hielt. Doch auch in diesem Falle würde sie, wie ich glaube, offenherzig mit mir

gesprochen haben, wie sie es sonst that, wenn so eine zum Himmel lodernde Flamme, die Alles um sie her und sie selbst zu verzehren schien, vor dem Hauche des Zufalls oder einer neuen blendenden Erscheinung in todte Asche zerfallen war. Aber zu schnell scheint es mir auf jeden Fall, und in ihrem ganzen Briefe keine Spur einer Veranlassung zu dieser großen Umwälzung!

Und endlich, was sollen die Plane bedeuten, von denen sie spricht? Es scheint, als ob sie irgend eine Intrigue, oder eine weit aussehende Machination vorhätte. Will sie etwa gar eine Rolle auf dem Theater der Politik spielen? Macht ihr ein Minister, ein Prinz den Hof? Ist der ländliche Apoll aus ihrem Herzen verdrängt? Hat dieser seinen Vortheil so wenig verstanden, daß er sich ihr ohne Rückhalt als willige Beute hingab? Oder hofft sie nun auf einer erhabneren Bühne durch ihren Geist zu glänzen, und die kleinen Hände im großen Spiel zu haben*)? Ich verstehe kein Wort, aber ich sterbe vor Neugierde.

Wenn Sie nur einen Funken Mitleid mit dieser weiblichen Schwäche haben, und sich vor-

*) Göthe's Tasso.

stellen können, wie mich nach Auflösung aller dieser Räthsel verlangt, so schreiben Sie mir so bald als möglich, und lassen es mich nicht entgelten, daß durch einige Zeit Ihr Andenken bey mir in Schatten gestellt, und ein Band ganz aufgelöst zu seyn schien, das billig als Freundschaft und gegenseitiges Wohlwollen hätte fortdauern sollen, und in meinem Herzen wirklich fortgedauert hat, wenn Ihnen auch kein äußeres Zeichen davon erschien! Leben Sie wohl!

Ein und dreyßigster Brief.

Lothar an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 7ten December 1810.

Sie haben Recht, gnädige Frau! Ich war allerdings erstaunt, als ich Ihre Schrift auf dem Umschlag eines Briefes an mich erkannte, an mich, den Sie nicht nur seit so langer Zeit mit keiner Zeile, sondern selbst in den Briefen an Ihre Freunde mit keiner Erwähnung beglückten. Was war also natürlicher, als der Gedanke: Die schöne Frau bedarf deiner, und diesem Bedürfniß, nicht deiner Persönlichkeit, hast du den Brief zu danken? So errieth ich im ersten Augenblicke den Inhalt Ihres Schreibens im Allgemeinen, und meine Sehergabe hatte mich weniger getäuscht, als manchen Andern, der seine Eingebungen aus erhitzter Phantasie schöpft. Sie möchten Etwas wissen? Ich soll es Ihnen sagen? Gut! Hierzu wird aber vor allen Din-

gen erfordert, daß ich selbst unterrichtet sey, und das bin ich nicht.

Sie wissen, oder wissen vielleicht auch nicht, daß meine Denkart bey der liebenswürdigen Rosalie sehr dunkel angeschrieben ist. Ich bin ihr ein unheiliges und viel zu reales Wesen, als daß sie, deren Herz wie Thespis Wagen nur Schatten und Idole tragen kann*), mich begreifen, oder gar mit mir sich befreunden könnte. Nun freylich! An Schatten fehlt es nicht, wenn man die ansehnliche Zahl der Lieblinge, die einst in ihrer Seele geherrscht haben, und nun für sie abgeschieden sind, berechnet, und kaum haben die Hexen im Macbeth so viele Könige aus Banco's Geschlecht im Zauberspiegel gezeigt, als wir solche herrschende und wieder verschwundene Königsschatten im Herzen der schönen Frau nachweisen könnten. Jeder war zu seiner Zeit ein Idol, begabt mit allen Eigenschaften, die sie an ihm wünschte, und gekleidet in die Gestalt, die der eben damahls Erwählte trug.

Den jetzt regierenden Heros werden Sie wohl aus ihren Briefen kennen, doch gewiß

*) Schiller.

nicht in seiner wahren Gestalt, sondern nur in der dichterischen Verklärung, worin unsere phantasiereiche Freundinn ihn sieht. Hören Sie also einmahl einen Unparteyischen, und lassen Sie sich von mir aus eben jener Sehergabe, die den Inhalt Ihres Briefes errieth, das Schicksal dieser Leidenschaft vorhersagen! Fahrnau ist schön, er hat vornehmen Anstand, der aber nicht immer der wahre ist, er ist gutmüthig aus Temperament, tapfer aus Unbesonnenheit, hochmüthig um seiner Geburt willen, und er macht sein Glück bey den Damen. Es kam mir oft unbegreiflich vor, welche allgemeine Theilnahme er in ** bad erregte. Doch wer vermöchte diese ätherisch feinen, leichtbesaiteten Seelchen zu begreifen, die, in zarte Hüllen eingeschlossen, jedem Eindruck offen, unsre Lust und unsre Qual machen, von denen man Alles erwarten, und bey denen man auf nichts rechnen kann?

Auf geradem, officiellem Wege, meine schöne gnädige Frau, ist es mir, wie Sie aus dem Vorigen sehen werden, unmöglich, Ihnen etwas Zuverläßiges über unsere Freundinn zu melden; indeß bin ich doch im Stande, so ziemlich Ihren Wünschen zu entsprechen, und es soll mich freuen, wenn mein Bericht Sie einigermaßen

befriedigt, und mit Wohlgefallen an den Commissionär erinnert, der mit Vergnügen Ihren Befehlen nachlebt.

Wo Frau von Sarewsky war, als sie plötzlich aus **tz verschwunden, und wie es ihr Anfangs in ihrer ländlichen Ein- oder Zweysamkeit ging, werden Sie besser wissen, als ich. In der großen Welt weiß man kaum, daß sie in Sarning gewesen, man trügt sich mit den albernsten Geschichten, und ich habe daher nicht ohne Mühe endlich den wahren Zusammenhang erfahren, den ich Ihnen hiermit mittheile.

Rosalie hatte einige Wochen in dem allerglücklichsten Zusammenseyn mit dem jetzigen Idol ihres Herzens zugebracht. Alles begünstigte die Liebenden. Die arglose Leonore ahnete nicht, daß ihre furchtbarste Feindinn in der Nähe sey, und Fahrnau, so wenig Kopf er sonst hat, war doch listig genug, seiner Frau ein X für ein U zu machen, und verliebt genug, um den tollen Plan zu entwerfen, mit Rosalien geradezu durchzugehen! Wohin sie ihre Schritte zu lenken gedachten, und welche ferne Wüsteney sie, wie Atala und Chactas, in ihre Schatten bergen sollte, weiß nur Gott und vielleicht die beyden Liebenden. Vielleicht, sage ich! Denn bey Verliebten

ist ein folgerechter Plan wohl immer eine große Voraussetzung. Genug, es war Alles verabredet, und sie hatten schon eine hübsche Strecke im Schlitten zurückgelegt, als ihnen der Unstern oder Leonorens Schutzgeist den einfältigen Norbek in den Weg führte. So waren sie ertappt, verrathen. Leonore erfuhr die scandalöse Geschichte, und wurde krank. Fahrnau forderte den ungebethenen Einmischer, schlug sich, wurde schwer verwundet nach Hause gebracht, und mag jetzt eine Gardinenpredigt zu hören bekommen, die ich nicht mit ihm theilen möchte. Die schöne Rosalie aber floh nach der Residenz, spielt die Unbefangene meisterlich, hat den Oberhofmarschall zum getreuesten Verehrer, weiß den alten Herrn trefflich zu kirren, und sucht sich mit allen bedeutenden Personen am Hofe zu befreunden. Was sie eigentlich vorhat, kann man nur errathen, denn sie hüllt es in das undurchdringlichste Geheimniß. Daß es aber keine politischen Zwecke sind, dafür stehe ich. Diese dichterische, schöne Seele sieht in ihren Träumen die große Welt, den Hof und alle Staaten viel zu tief unter sich. Ich wäre daher vielleicht sehr geneigt zu glauben, daß sie darauf hinarbeitet, ihren Liebling in die Stadt zu locken. Ist das, dann

gehört er ganz ihr; aber er gehört ihr dann auch nicht lange mehr. Nicht als ob er ihrer so bald überdrüssig werden würde — dazu ist er viel zu leidenschaftlich — aber sie wird die Sicherheit des Besitzes einschläfern, und ihn der Reue und den Vorwürfen seiner beleidigten Ehehälfte preisgeben. Das ist das Prognosticon, welches ich dieser Liebe stelle, und zugleich Alles, was ich über diese Geschichte zu sagen weiß. Möchte es Sie befriedigen, meine schöne gnädige Frau, und Sie nicht bereuen lassen, sich an den halbvergessnen Freund gewendet zu haben, der sich glücklich schätzt, wenn Sie seiner bedürfen wollen!

Zwey und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 14ten December 1810.

Es scheint, meine theure Schwester, als ob der Mensch, wenn er recht glücklich ist, dem Himmel mißfiele, und es ist wohl auch möglich, daß es so ist. Wir sind ja hier, um zu lernen und um zu glauben; dort erst sollen wir schauen und genießen. Ich war glücklich, liebe Clara, glücklich, wie wenig Menschen es sind; und als ich so recht mitten im innigsten, bewußtesten Gefühl meines irdischen Wohlseyns stand, da griff die Hand der Vorsicht in die Blumenbeete meiner Freuden, pflückte die schönsten ab, knickte andere, daß sie nicht wieder aufstehen, und streckt sie jetzt noch einmahl aus, um, wie es scheint, mit strengem Entschlusse Alles zu vernichten, was mich still und froh gemacht hat.

Du kannst wohl denken, daß seit den letzten Auftritten der alte Stand der Dinge nicht wieder hergestellt werden konnte. Ich weiß nun, daß in Ludwigs Herzen, wenn auch minder lebhaft, neben dem meinen noch ein anderes Bild lebt; ich weiß, was einmahl gewagt wurde, und was wieder gewagt werden kann und wird, wenn eine zügellose Leidenschaft, die nicht mehr ganz ohne Hoffnung ist, dazu antreibt, und dieß Wissen allein würde hinreichen, wie der Genuß vom Baume der Erkenntniß, mich aus dem Paradiese meiner Ruhe und Liebe zu vertreiben. Aber ich sehe das Gewitter bereits aufsteigen, das sich über meinem Haupte entladen wird. Ich sehe die geheimen Faden sich schlingen und dehnen, in deren trügerischen Netzen mein ganzes Erdenglück zusammenstürzen soll, und ein Herz, das immer kämpfen und in stets neuen Angriffen sich abmatten soll, muß wohl endlich dem unermüdeten Feind erliegen.

Wenn ich in die Jahre meiner frühen Jugend und ersten Liebe zurückdenke, wie ich Ludwig das erstemahl sah, durch seinen kriegerischen Ruhm uns Mädchen in unsrer Ältern Hause schon voraus angekündigt, und als er bey der Tante ankam, in allem Glanz der Jugend, der

Schönheit und der Ehre! Geblendet, still stand ich in meinem Winkel. Ich konnte nur verworrene Gedanken fassen; denn ich war längst die verlobte Braut eines Mannes, den ich kaum kannte, und von dem mir meine Mutter und meine Freunde sagten, er sey liebenswürdig und tugendhaft. Julius von Tengenbachs Bild war mir stets in freundlichem Lichte erschienen, und der Gedanke, ihm einst anzugehören, mir immer lieb. Jetzt erhob sich auf einmahl die Vorstellung dieses unauflöslichen Bandes mit ungewohnter Kälte in meiner Seele, und ein verwirrter Streit begann in meinem Inneren. Erst nach und nach wurde ich meiner Überraschung Meister. Vernunft und Pflichtgefühl verdrängten jeden ungehörigen Gedanken, und ich konnte mich dem schönen Fremdling mit ziemlicher Unbefangenheit nähern. Aber das blieb nicht lange so. Der junge Offizier, um den sich Alles drängte, richtete seine stillen, dunkeln Blicke gerade auf die, auf die allein er sie nicht hätte richten sollen, und die Unbekanntschaft mit meinen Verhältnissen ließ ihn nicht ahnen, daß hier ein unübersteigliches Hinderniß walte. So gab er sich der zarten Neigung hin, die ihn still, aber innig, an mich zog. Du warst damahls im Kloster,

liebe Clara, bestimmt, Dein Leben darin zuzubringen. Der Braut des Himmels durfte ich nichts von den Stürmen sagen, die sich in meiner Brust erhoben. Ich sah, wie die zarte Regung in der Seele des reinen, starken Jünglings immer wuchs, und die Schüchternheit, die ihn abhielt, sich geradezu zu erklären, hielt auch mich ab, oder machte mir es vielmehr unmöglich, ihm zu sagen, daß ich längst das Eigenthum eines Andern sey. Ein Zufall hatte es ihm entdeckt, und nun brach die erst so sanfte Neigung in Flammen wüthender Leidenschaft aus. Was hat er nicht gethan, um eine Verbindung aufheben zu machen, die mir kein Glück, und ihm, wie er damahls glaubte, unabsehbares Elend bereitete! Als er Alles unmöglich fand, und meine Mutter nicht zu bewegen war, das Wort, das sie dem sterbenden Gemahl gegeben, zurückzunehmen, da hielt er es in dem Lande, in dem Welttheile nicht mehr aus, wo ich lebte, und einem Andern gehörte. Er ging mit seines Vaters Einwilligung nach England, und wollte sich von dort nach Ostindien einschiffen. Im Hafen von Portsmuth, im Begriff, Europa vielleicht für immer zu verlassen, traf ihn ein Brief seines Vaters. Meine stillen Gebethe und sein heißes Fle-

hen hatten den Himmel gerührt. Julius hatte selbst das Band zerrissen, das ihn an mich knüpfte, indem er auf der Universität geheirathet hatte. O Clara! Noch zittert mein Herz, wenn ich den Augenblick dieses Wiedersehens mir zurückrufe! Wie er auf Flügeln der Liebe und Ungeduld wieder in sein Vaterland kehrte und zuerst in mein Zimmer trat! Keines vermochte zu reden, keines seine Seligkeit zu fassen. Er lag zu meinen Füßen, an meiner Brust, ehe ich noch recht wußte, wie es kam. Und jetzt? — Sind wir noch dieselben? Ach in meinem Busen lebt noch ganz das alte Gefühl! Seine Leidenschaft war viel glühender. Wie oft hat er mich nicht in der Trunkenheit seiner Freude, und auch schon vorher, als ich mich still gefaßt meinem schweren Schicksal ergab, mit dem er ringen und es bezwingen wollte, der Lauigkeit, des Mangels an wahrer Liebe beschuldigt! Und jetzt? — muß ich wieder sagen!

Ich rufe mir oft jene Bilder zurück. Ach ich weiß Alles noch so genau, jede Regung, jedes Wort! Und wenn ich das Alles überdenke, so meine ich oft, es wäre nicht möglich, es müsse nur ein schwerer Traum, oder eine Betäubung seyn, daß es nun so ganz anders steht, und ich

fürchten muß, dieß Herz ganz zu verlieren, das ohnehin nicht mehr ausschließend mein gehört!

Verzeih, liebe Schwester! Ich sollte Dir erzählen, und verliere mich in Klagen und Träumen. Aber es erleichtert mein Herz, und so trägst Du Nachsicht mit mir!

Vier Wochen waren seit meinem letzten Briefe an Dich in wehmüthiger Stille hingeflossen. Ludwigs Wunde am Arm heilte nach und nach durch meine Pflege; die Wunde seines Herzens suchte ich durch die lindeste Berührung, und die zärtlichste Schonung ebenfalls zu schließen. Er war mir so dankbar für Beydes. Er hielt sich treu und fest zu mir, wie ein verletztes Kind sich an die Mutter schließt, deren verachtete Warnung ihm jenen Unfall zugezogen hatte, und ich bewachte mit eben der Sorge und Liebe eines Mutterherzens jede seiner Bewegungen, suchte ihm Freude zu machen, wo ich konnte, und die Bande wieder fester zu ziehen, an denen eine frevelnde Hand gerüttelt hatte. Da er jetzt mehr zu Hause bleiben mußte, gewöhnte er sich bald daran, immer um mich zu seyn. Er half mir beym Mahlen, er lernte mir kleine Nebengeschäfte ab, und machte sie bald viel geschickter, als ich selbst. Sein richtiger Blick und seine eigne

Fertigkeit im Zeichnen verbesserten, manchen meiner Fehler, und als er einst — ich hatte es nicht gewollt — während ich aus dem Zimmer ging, die Skizzen jener zwey Gemählde aus Panthea's Geschichte fand, und sein Bild auf jeder, und sein zartes Gefühl ihm den geheimen Sinn jener Zeichnungen offenbarte — o meine Schwester, dieser Augenblick zärtlicher, verklärter Liebe wird ewig einer der hellen Puncte in meinem Leben bleiben! Und wenn es noch so dunkel werden sollte, in jenen Augenblicken waren wir Beyde weit glücklicher, als Menschen in der Ordnung seyn können!

So standen die Sachen, und meine Seele fing schon an, sich wieder stillen Hoffnungen zu öffnen, als man eines Nachmittags, wo wir, mit den Kindern plaudernd und lehrend, beysammensaßen, Ludwig einen Brief mit dem Insiegel des fürstlichen Hofes überbrachte. Mich überlief bey dem ersten Anblick ein Schauer. Alles Fremde, Ungewohnte kann so leicht eine Erschütterung an dem jetzt nur schwach befestigten Gebäude meines Glücks verursachen. Der Oberkammerherr schrieb meinem Manne in den verbindlichsten Ausdrücken, daß der Fürst sich seit einiger Zeit schon mehrmahl geäußert habe, warum denn Fahrnau, der

einst so rühmlich gedient habe, der durch Geburt und Thaten einen so ausgezeichneten Platz am Hofe behaupten, und dem Staate ferner nützen könnte, sich und seine Vorzüge so ganz und gar in ländliche Einsamkeit vergraben wolle? Er, der Oberkammerherr, sehe sich verpflichtet, ihm diese wiederhohlten gnädigen Äußerungen des Monarchen zu hinterbringen und ihn einzuladen, auf einem würdigen und glänzenden Schauplatz die Gnade seines Fürsten und den Dank des Vaterlandes zu ernten u. s. w.

Ludwig hatte kaum ausgelesen, als mir sogleich ein ganzes Gewebe strafbarer List, das hier angelegt sey, hell vor den Augen stand. Er schien davon im ersten Augenblicke nichts zu ahnen; aber das Unbegreifliche dieses Schrittes, nachdem man während acht Jahren seiner ganz vergessen hatte, mochte ihn doch nach und nach auf Vermuthungen geführt haben, die er zwar nicht aussprach, um mich nicht zu verletzen, die sich mir aber deutlich in seinen Zügen offenbarten. Er erhob sich, und verließ das Zimmer. Wie mir zu Muthe war, bis er wiederkam, und das Urtheil über mein Leben oder Tod gefällt war, kannst Du besser erachten, als ich schildern. Gegen Abend trat er in mein Kabinett, einen offenen

Brief in der Hand. Er sah etwas blaß aus, aber eine himmlische Freundlichkeit glänzte in seinen großen, dunkeln Augen. Ich habe mich beym Oberkammerherrn entschuldigt, liebe Leonore! hub er an: Ich nehme seinen Antrag nicht an. Meine häusliche Ruhe und Unabhängigkeit ist mir lieber, als aller Glanz des Hofes. Da lies, was ich geschrieben! Er hielt mir das Blatt hin. Überraschung und Freude hatten mir die Sinne benommen. Ich wies es mit der Hand zurück, stand auf, und drückte unter Thränen, und — warum soll ich mich schämen, es zu gestehen? — indem ich halb in die Kniee sank, seine Hand an meine Lippen. Er war bestürzt, er hob mich schnell auf, und drückte mich an seine Brust. Wir hatten uns wortlos verstanden. Keine Sylbe erwähnte des Vorfalls weiter. Der Brief wurde abgeschickt und Alles scheint nun wieder ruhig. Aber Schwester! Schwester! Es wird dabey nicht bleiben. Sie wird nicht nachlassen, nach ihm zu streben, sie wird andere und stärkere Triebfedern in Bewegung setzen, der Kampf, den Ludwig gekostet hat, wird erneuert, der Sieg noch schwerer werden, und — und endlich? O Gott! Was wird dann aus uns werden?

Ich habe keine andere Beruhigung, als die Ergebung in den Willen Gottes. Er hat mir diese Prüfung auferlegt, er wird wissen, wozu. Ach, ich war wohl zu glücklich, und hatte in fortdauerndem Wohlseyn mich vielleicht von Sicherheit und Übermuth einschläfern lassen! Wenn ich dieß lebhaft erkenne und mein Leiden zu meiner inneren Vervollkommnung anwende, dann, hoffe ich, wird der, der uns durch's dunkle Thal des Todes führt, auch mich väterlich mild durch das noch viel dunklere des Verlusts von Ludwigs Liebe führen. Leb wohl!

Drey und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 19ten December 1810.

Sind es die gemeinen Künste zänkischer Xantippen, womit diese Leonore den Mann, der seine Würde nicht aufs Spiel setzen mag, in willkührlichen Schranken hält, oder ist es die Gewalt eines überwiegenden Verstandes, der dieß weiche Gemüth einst mit Hülfe zärtlicher Regungen unterjocht hat, und nun in festen Banden höherer Pflicht und unauslöschlicher Dankbarkeit hält?

Wie dem immer sey, sie arbeitet mir offenbar entgegen, und sie ist mit mir in die Schranken getreten. So beginne denn der Kampf!

Schon in Rosenstein hatte sie mit List oder Gemeinheit ihn mächtig von mir abzuhalten gewußt. Ich spürte deutlich ihren unsichtbaren Ein-

fluß, wie man die Macht eines bösen Dämons erkennt, der in jede unsrer Freuden Gift zu gießen, und aus jeder unschuldigen Begebenheit Gefahr zu bereiten weiß. Sie — oder die Furcht vor ihr, das ist einerley — hat ihn vermocht, meinen dringendsten Bitten und Vorstellungen zu widerstehen, und ihm sogar den Gedanken einer Trennung von mir erträglicher, als den ihres Widerwillens, gemacht.

Ich beschloß, das Gebirg zu verlassen, wo ich ohnehin in dieser Jahrszeit nicht länger mehr bleiben konnte. Fahrnau versprach, mich im Schlitten auf die nächste Station zu begleiten, wo ich meinen Reisewagen, der in den Gebirgswegen nicht zu brauchen war, gelassen hatte. Wir fuhren ab. Die heitere Luft verfinsterte sich bald, Sturm und Gestöber machten die Pferde scheu, und unweit eines Schlosses, das einem von Fahrnau's Freunden gehört, warf der Schlitten um. Man kam uns zu Hülfe. Dieser Zufall hatte unserm Verhältniß eine Öffentlichkeit gegeben, in der ich nichts, als das muthige Bekenntniß einer tadellosen Empfindung sah, die ihm aber, in seinem ängstlich zarten Ehrgefühl schrecklicher als der Tod war. Aufgereizt durch vermeinte Beschämung, verletzt in den zartesten

Saiten seines Gemüths, schien er gegen Alles, ja gegen mich selbst gleichgültig, und nur bemüht, das Verlorne wieder herzustellen. Er begleitete mich halbgezwungen bis an die Station, kehrte dann auf sein Schloß zurück, und seitdem keine Zeile, keine Erinnerung an mich, die, aufgelöst in dem Gefühl, ihm anzugehören und ein Theil seines Wesens zu seyn, ihr Leben nur an den Pulsschlägen der Liebe erkennt! Nein, ich kann ohne ihn nicht leben, Bertha! oder vielmehr, ich lebe nur in ihm, durch ihn, ich erkenne mich nur in ihm, und darum muß er mein werden, mein im strengsten Sinne des Worts, mein auf ewig, ohne scheinende Theilung!

Sie hat es nicht anders haben wollen. Sie pocht auf ihre Rechte, die ihr Priester und Advocat zusichern, und hält, was sie nicht zu brauchen versteht, mit neidischen Händen fest. Es ist ja doch jedem Geschöpfe erlaubt, sich um sein Leben zu wehren. Er aber, sein Besitz, ist mein Leben. Wer das antastet, verletzt die Bedingungen meines Daseyns. Er ist mein Feind, ich muß mit ihm kämpfen — und ich werde siegen!

Er muß in die Residenz. Darauf steht das Gebäude meiner ganzen Zukunft in diesem und

jenem Leben fest. Er muß aus dem beengenden Gewahrsam der Eifersüchtigen in meine Nähe, und in die Umgebung des frisch wechselnden Lebens. Dann, wenn ihn die Welt mit ihren Ansprüchen an ihn von allen Seiten anregt, wenn das Bewußtseyn seiner Vorzüge ihm zeigt, was er gilt, und was das Leben ihm schuldig ist, dann wird er auch sich und seine häusliche Beschränkung erkennen, sie wird ihn trübe und schal anekeln, er wird sich ihr entreißen, und mir angehören.

Ein Versuch hierzu wurde vereitelt. Die Antwort kam nicht aus Ludwigs Herzen. Er kann die Hoffnung, mich zu sehen, nicht so kalt von sich weisen. Könnte er das? O dann, dann mag dieses kümmerliche Athmen, das eintönige Schlagen dieses Herzens still stehen! Dann mag ich, dann kann ich nicht mehr leben! — Aber nein! Es ist nicht möglich! Er kann mich nicht vergessen haben, sonst müßten die allmächtigen Gesetze der Natur aufhören, und ein Ding müßte zugleich seyn und nicht seyn können! Seine Liebe zu mir und meine zu ihm ist nur Ein Gefühl, denn unsere Seelen sind Eins, und wie das Wasser, in tiefen Krümmungen herumirrend, scheinbar weit voneinander entfernt, sich

doch auf jedem Puncte in gleicher Höhe zu erhalten strebt, und überall nur Eine wagerechte Linie hält, so muß es in unseren Herzen seyn. Übrigens haben mich diese Stürme sehr angegriffen. Ich bin krank. Erschöpft gehe ich zu Bette, und stehe erschöpft nach einer ruhelosen Nacht auf, in der kaum auf Viertelstunden ein heißer, betäubender Schlaf mich besucht. Wenn dieser Zustand nicht bald endet, so erliege ich, ehe ich ihn wiedersehe, oder seine Ankunft zerreißt die mürben Fäden meines Daseyns vollends. O Bertha! Auch das wäre Seligkeit, in seinem Anschauen, in seinen Armen zu sterben!

Vier und dreyßigster Brief.

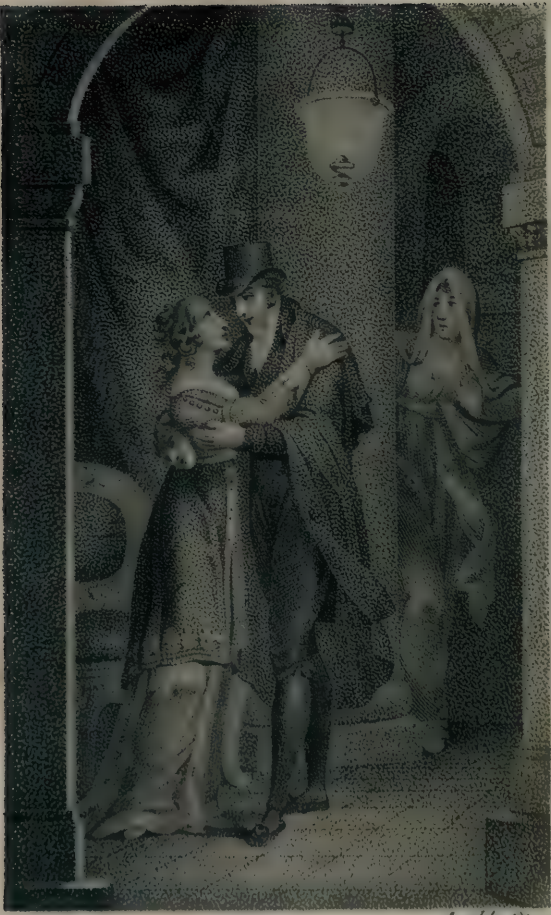
Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 26sten December 1810.

Meine Augenblicke sind gezählt. Die Zimmer stehen voll Koffer und Kisten. Wir ziehen für diesen Winter in die Residenz. Der Fürst hat Fahrnau bestimmt auffordern lassen, seine Kammerherrendienste, die er durch acht Jahre, seit wir auf dem Lande leben, unterlassen hatte, wieder zu verrichten. Er will ihn sehen, sprechen, und, wie es heißt, in Geschäften brauchen. Hier ist also nichts mehr zu thun, als sich unter die höhere Macht, die das Schicksal der Fürsten, wie das unsrige, lenkt, zu beugen und sich mit Muth zu waffnen. Mein erster Gedanke, als dieß unwiderruflich ausgesprochen wurde, war, daß Fahrnau allein gehen würde. Ich hätte ihn nur mit blutendem Herzen können abreisen sehen; aber ich hätte es gethan, um ihm zu zeigen, daß ich ihm vertraue. Doch in seiner Seele findet

die Idee eines von uns getrennten Lebens nicht Platz, und als wir uns das erste Mahl über die zu ergreifenden Maßregeln besprachen, waren seine Kinder und ich schon fest in seinen Plan verwebt. Die Art, wie er mich bath, ihn zu begleiten, als ich ihm die Kosten eines Winteraufenthalts mit der ganzen Familie in der Residenz vorstellte, zeigte mir, daß er mich durchaus in seiner Nähe wissen wollte. O dieß kindlich schöne Gemüth ahnet nicht, wie unumschränkt es in meiner Seele herrscht!

Mich umschweben lauter düstre Ahnungen. Beym Einpacken streifte sich mein Trauring vom Finger, und aller angewandten Mühe ungeachtet, obgleich ich den Koffer zweymahl ganz umpackte, wurde er nicht mehr gefunden. Auch hat von dem Tage an, da jener Brief vom Hofe kam, sich die bisher heitere Winterwitterung ganz geändert. Nebel, Dunkelheit, ungesunde Nässe erfüllen die Luft, zwey unsrer Domestiken sind krank, und die Wege grundlos. Es ist, als ob uns Alles hier zurückhalten wollte. Und doch müssen wir fort! Man ruft mich ab. Lebe wohl, liebe Schwester! Nächstens mehr aus dem Grabe meiner Ruhe, der Residenz!



Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

geborne von Greiner.

Der übel Größtes ist die Schuld.

Schiller.

*

Zweyter Theil.

Leipzig, 1818.

In Commission

bey August Liebeskind.

Frauenwürde.

Erſter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Aus der Reſidenz den 25ten Januar 1811.

Mein Brief, den ich Dir bald nach unſerer Ankunft in der Hauptſtadt ſchrieb, hat Dir meinen Eintritt in die große Welt und an den Hof gemeldet. Es hat mich hier nichts freundlich, nichts behaglich angeſprochen. Ich war fremd in dieſen Cirkeln, bin es noch, und werde es wohl auch bleiben. Nicht daß man mir nicht mit Zuvorkommung begegnete; das geſchieht, wenn es auch um meinetwillen nicht wäre, ſchon um meines Mannes, um des bedeutenden Nahmens Willen, den er ſich früher im Dienſte gemacht, um ſeines Vaters Willen, deſſen Andenken hier ſehr hoch in Ehren ſteht, endlich um ſeiner Perſönlichkeit Willen. Ihn wird man nirgends überſehen, auch wo er unbekannt wäre. Aber man

ehret auch mich insbesondere. Ein freundlicher Ruf muß mir zuvorgegangen seyn, und, was mich sehr wundert, man weiß von meiner Liebe zur Mahlerey und von meinen Arbeiten. Ich muß sie zeigen. Man scheint einen Werth darauf zu legen, oder thut es auch wohl. Die Fürstinn und ihre Schwester begegnen mir mit Auszeichnung, und es wäre Alles, wie es seyn sollte, wenn ich auch viel mehr Eitelkeit besäße, als ich nicht zu haben hoffe. Dennoch verläßt mich das unheimliche Gefühl nicht, das mich bey der ersten Zumuthung, unser liebes Rosenstein mit der Residenz zu vertauschen, ergriff. Es war etwas Ähnliches, was ich empfand, als vor sechs Monathen der Entschluß gefaßt wurde, nach ** bad zu gehen, nur daß, was dort unbestimmt in dunkler Ahnung von möglichen Gefahren für mein häusliches Glück mir vorschwebte, jetzt deutlich ausgesprochen in meiner Seele dasteht, und die schwankenden Umrisse sich zu genau erkannten Gestalten ausgebildet haben. Ich kenne meinen Feind, und ein scheinbarer Waffenstillstand kann mich über meine ängstlichen Besorgnisse nicht beruhigen. Es ist wahr, Ludwig scheint, durch frühere Verlockungen gewarnt, die Gefahr zu meiden, und jene Person behan-

delt ihn fremd mit achtungsvoller Höflichkeit. Ich kann daraus wahrnehmen, daß mein Mann sich so, wie es seiner würdig war, gegen sie benommen haben müsse. Aber sie ist überall zu sehen, wo der Hof und die große Welt erscheint, und sie zeigt sich in einem Glanz, in einem Liebreiz und zugleich in einem so anständigen Benehmen, daß Alles, was auf Geist und Liebenswürdigkeit Anspruch macht, oder dafür Sinn hat, die gefährliche Zauberinn umgaukelt, und selbst die strengste Sittsamkeit nichts an ihrem Benehmen zu tadeln findet. Und Schwester! Sie ist schön, sie ist höchstanziehend! Das muß auch der Neid, das müssen selbst die, die sich durch ihr verführerisches Wesen gekränkt fühlen, eingestehen.

Ja, sie ist sehr anziehend, ich sage es noch einmahl; aber sie ist es als empfindendes Wesen, als Mensch, nicht als Frau. Abgerissen vom heimathlichen Boden des Weibes, von den festen Wurzeln der Häuslichkeit, der Liebe zur Arbeit, Ordnung und Stetigkeit, schwebt sie in einer Region, die ihr freylich manche ihrer Fähigkeiten auf eine weit umfassendere Art auszubilden, und sich Reizungen anzueignen erlaubt hat, die wahren Frauen, wie liebenswürdig sie sonst seyn mögen, doch ewig verwehrt bleiben

müssen. Ihr Reichthum überhebt sie mancher Anstrengung, welche sie nun ganz den Genüssen ihres Geschmackes und Geistes widmen kann. Ohne häusliches Band bewegt sie sich frey in der Welt, und lebt, wo und wie sie will. Das gibt ihrem Geist eine Freyheit der Ansichten und eine Überlegenheit, die sie hoch über Viele stellt. Sie ist Künstlerinn und Dichterinn, und ist es im vollen Sinn; denn sie kann den Eingebungen ihrer Phantasie lauschen, so lange und so viel sie will, ohne zu besorgen, daß irgend eine Pflicht darunter leide. Darum ergibt sie sich auch ihrem Talent mit so glücklichem Erfolg, daß jedes ihrer neuen Producte die Welt entzückt. Aber eben diese Freyheit, die sie sich für ihren Geist genommen hat, will auch ihr Herz behaupten, und so wie sie keine Fesseln des Hauswesens dulden mag, will sie auch keine der häuslichen ja selbst der bürgerlichen Pflichten tragen. So lebt sie nur als empfindendes, und zwar als höchst fein und reizbar empfindendes Wesen. Sie läßt sich, wie von dem Schwunge der Phantasie, also auch vom Strome des Gefühls fortreißen, ohne zu ahnen, oder zu achten, wohin er führt, und dieselbe unbesorgte Lebhaftigkeit, die der Unterhaltung mit ihr ei-

nen, besonders im Auge der Männer, so unwiderstehlichen Zauber gibt, reißt sie zu gleich unbedachter Äußerung ihrer Leidenschaften hin, denen sie den Zügel eben so willenlos schießen läßt, als sie im lebhaft anregenden Gespräch sich von keiner Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände meistern lassen will. So mag sie wohl hundert anziehende, ja große Eigenschaften haben; eine Frau im wahren Sinne des Wortes ist sie nicht. Dennoch huldigt ihr das andere Geschlecht allgemein, und Ludwig hat hier nur zu viele Gefährten seiner ehemahligen Schwäche, die ihm sehr wohl zur Entschuldigung dienen können.

Du kannst denken, daß dieser Gegenstand meine ganze Seele in Anspruch nimmt. Ich habe sehr viel, und, wie ich hoffe, so unpartheyisch als ich kann, über diese seltsame Erscheinung nachgedacht, und gefunden, daß, wenn es wahr ist, daß das menschliche Herz oft sehr auffallende Widersprüche in sich vereinigen kann, diese doch vorzüglich im männlichen Herzen beysammen wohnen. Sind es nicht die Männer, welche von uns, als die ersten und unverläßlichen Tugenden, Häuslichkeit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Liebe zu Ordnung und Stille fordern? Sind sie es nicht, die ein willenloses

Hingeben in die Kraft des höher stehenden Geschlechts, ein kindliches Anschmiegen als unseren höchsten Reiz, und als die unwiderstehlichste Waffe gegen sie selbst anrühmen? Dennoch sehen wir täglich selbstsüchtige Coquetten mit unentfliehbarer Gewalt über ihre Sclaven herrschen, sie zum Spielwerk ihrer Launen machen, und ihrer Herzen um so gewisser seyn, je grausamer das Spiel ist, das sie mit ihnen treiben, so daß oft der Beherrschte dieß deutlich erkennt, und dennoch nicht vermag, die unwillig getragenen Ketten zu zerbrechen.

Weiber, wie diese berühmte Sarewsky, ohne Alles, was die Frau in ihrem Wirkungskreis achtungswürdig macht, mit Neigungen und Eigenheiten, die kein Ehemann an seiner Gemahlinn oder Tochter wünschen, ja kaum dulden würde, erfreuen sich gerade der ausgezeichnetesten Huldigungen der Männer. Sie zerbrechen jede Schranke der Weiblichkeit, sind und thun beynahe gerade das Widerspiel von dem, was man in Reden und Schriften an uns preiset, und doch sind es sie, die jene unglücklichen Leidenschaften einzuflößen, den verblendeten Mann über jede Einwendung seines klaren Verstandes zu bethören, und sich für jede Laune und Un-

weiblichkeit eine Entschuldigung, ja oft eine Rechtfertigung von ihm zu ertrotzen oder zu erschmeicheln verstehen.

Aber diese Weiber sind es auch, denen keine Rolle zu schwer, keine Verstellung zu niedrig, und keine Lockung zu kühn scheint, um sich des Besitzes eines Herzens zu versichern, das sie erstreben wollen, wenn gleich Recht und Wohlstand, bürgerliche Gesetze, und heilige Pflichten sich ihrem unrechtmäßigen Begehren in den Weg stellen.

Laß mich von diesem Gegenstand abbrechen, liebe Schwester! Ich fühle, daß ich bitter werde, und ich habe für diesen Augenblick nichts zu klagen. Ludwig beträgt sich so edel gegen Andere, und so liebevoll und offen gegen mich, daß es Undank gegen ihn wäre, wenn ich jene Gefühle wieder in mir aufkeimen lassen wollte, die mich so lange quälten. Was im Schooß der Zukunft schläft? Warum es wecken, und seinen Schmerz, wenn einer darin ist, vorausnehmen?

Etwas steht uns bevor, das mir durchaus unangenehm, aber mit jenen Verhältnissen in keiner Beziehung ist. Der Fürst begegnet meinem Mann, seit wir hier sind, mit großer Auszeichnung. Er läßt ihn oft rufen, und Fahrnau

hat schon zweymahl mit ihm und der fürstlichen Familie allein gespeist. Ich kann mir diese Erscheinung wohl erklären. Der Fürst ist offen, bieder, ein treuer Gemahl und Vater. Er scheint für diese Empfindung antwortende Klänge in Ludwigs Brust zu finden, und in dem Gemüthe des freyen Mannes, der sich nie an den Hof drängte, um etwas für sich zu erhalten, oder vor Andern zu glänzen, liegt auch wahre Zuneigung für ihn, glühende Liebe fürs Vaterland, und ruhiger Freymuth. Darum sucht der Fürst ihn an sich zu ziehen, und er ließ wirklich neulich im Gespräche nicht undeutlich den Wunsch fallen, Fahrnau möchte die Aufsicht über den Erbprinzen, und die Leitung seiner Erziehung übernehmen.

Ludwig war betroffen, und sein erster Gedanke der Entschluß, den glänzenden Antrag, der seiner vergnügten Unabhängigkeit Gefahr drohte, abzulehnen, wenn der Fürst das jetzt nur hingeworfene Wort einmahl im Ernst wiederhohlen sollte. Er sagte es mir sogleich. Du kannst denken, daß ich über die Äußerung des Fürsten noch mehr erschrack; denn wenn der Aufenthalt in der Residenz Ludwig ungelegen ist, so ist er mir aus leicht begreiflichen Ursachen,

furchtbar. Doch konnte ich nicht verkennen, daß das Vertrauen des Fürsten ehrenvoll sey, und der Gedanke, durch das Gute, was ein Erzieher in das Herz des künftigen Beherrschers legen kann, segensreich für sein Vaterland zu wirken, für einen edlen Mann allerdings viel Reiz haben müßte. Zudem mischte sich die Betrachtung ein, wie wichtig und nützlich diese Änderung unserer Verhältnisse auch für unsere Kinder, besonders für Adolph in Rücksicht seiner jetzigen Ausbildung und künftigen Laufbahn seyn würde, da unsere Vermögensumstände uns bisher auf die Einsamkeit unseres Gutes einschränkten. Ich gab auch Ludwig alles dieß mit aufrichtigem Sinn, obwohl mit heimlich blutendem Herzen zu bedenken. Ich erinnerte ihn an den gesunkenen Glanz seines Hauses, das durch seines Großvaters unverhältnißmäßigen Aufwand, und durch seines Vaters allzugroße Gutherzigkeit herabgekommen war. Ach Gott! Ich sagte Alles, was das unpartheyischeste Gemüth für diese Sache anführen konnte, um mir ja nie, nie auch den leisesten Vorwurf meines Gewissens zuzuziehen, als hätte eine selbstische Furcht vor Ludwigs möglichem Rückfalle mich bestimmt, ihn von einem Wirkungskreise abzuhalten, der

zwar ehrend und lohnend für jedes edelstolze Gemüth, aber auch ein Band war, das ihn in der gefährlichen Nähe jener Person festhielt.

Ludwig hatte auf alle meine Vorstellungen nur Eine verneinende Antwort. Er schien auf dem Wege vom Schloß zu mir bereits Alles erwogen, und seinen Entschluß bestimmt genommen zu haben. Er wollte durchaus nicht, und mein gedrücktes Herz erhob sich zu süßer Hoffnung, und fröhlicheren Aussichten in die Zukunft.

Aber wird es dabey bleiben? Sollte der Fürst jenes Wort ganz absichtslos haben fallen lassen? Und wenn er es wieder aufnähme, wenn er ernstlich in Fahrnau dränge, ihm den Segen seines Thuns, und was er für kommende Zeiten wirken könnte, vorstellte: wird Ludwig auch vor dieser so lockenden Stimme sein Herz verschließen, und die Liebe zur Unabhängigkeit es über die Liebe zu Ruhm und Einfluß, die für jeden Mann so reizend ist, davon tragen? Ach ich wage nicht, es zu hoffen! Umsonst sind wir nicht, aus unsern stillen Bergen hierher beschieden worden, und ich ahne, daß uns noch Wichtigeres, aber, wie eine innere Stimme mir sagt, nicht viel Gutes begegnen wird. Leb wohl!

Zweyter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 10ten Februar 18xx.

Mein Loos ist gefallen, ich bin am Hofe angestellt, und mit meiner Freyheit ist es, wenigstens vor der Hand, vorbey. Doch wird es im Ganzen nicht lange währen, und ich hoffe, vielleicht noch die wilden Rosenhecken auf meinen heimischen Bergen blühen zu sehen.

Der Fürst hatte mehrmahl, und ganz ernstlich mit mir darüber gesprochen, daß er mich gern seinem Sohne zugesellen möchte, daß ich über den Gang seiner Erziehung wachen, und nicht sowohl sein Oberhofmeister als sein älterer Freund seyn sollte, dessen Umgang und unwillkührliche Einwirkung ihn im Guten festhalten, und zum Besseren leiten könnten. Mein Entschluß war, wie ich Dir früher gemeldet habe, vor-

längst gefaßt. Ich hatte gemeinschaftlich mit Leonoren Alles, was sich dafür und dawider sagen ließ, reif überdacht, und — Dir kann ich es sagen — die stille Fassung, mit welcher die Gute, Holde, sich bereit fand, ein ihr gewiß unerfreuliches Schicksal auf sich zu nehmen, hatte wohl das größte Gewicht in die verneinende Schale gelegt. In dieser Ansicht war es mein fester Wille, den wiederhohlten Antrag des Fürsten mit Ehrerbiethung auszuschlagen, und so meine Unabhängigkeit und Leonorens Zufriedenheit zu behaupten. Meine Antwort war dieser Ansicht gemäß. Aber ich sollte nicht so leicht wegkommen. Manches, was er mir sagte, würde, wenn ich es Dir wiederhohlte, wie Prahlerey klingen; doch kann ich nicht läugnen, daß es mich freute, ohne meinen Entschluß wankend zu machen. Als ich aber Alles angeführt zu haben glaubte, was den Fürsten bewegen könnte, von seinen Gedanken abzustehen, meine Ungewohntheit, am Hofe zu leben, die mir nur überall Widerspruch und Feindschaft zuziehen würde, meine Liebe zur Stille, und zu meiner Familie, von der ich mich nun einmahl, wenn auch nur durch eine abgesonderte Wohnung, zu trennen nicht im Stande sey, und als ich in dieser Hinsicht an

des Fürsten eigenes Herz appellirte, der als Vater und Gemahl im Kreise der Seinen glücklich ist, da wurde er nachsinnend. Er entließ mich, nicht ungnädig, aber in Gedanken, und befahl mir, am andern Tage um dieselbe Stunde wieder zu kommen. Ich kam, und fand ihn heiterer, als ich ihn verlassen hatte. Nach einer kurzen Einleitung kündigte er mir an, daß er ein Mittel gefunden habe, unsere beyderseitigen Wünsche zu erreichen. Ich sollte nähmlich nicht auf immer, sondern nur bis im Sommer, wo Graf Helfenstein, dem allein er nächst mir das Herz seines Sohnes anvertrauen möchte, von seinem Gesandtschaftsposten zurückgekehrt seyn würde, Oberhofmeister bey dem Erbprinzen seyn, sammt meiner Familie im Schlosse wohnen, und überdieß, da er doch wünschte, daß ich bey meinem Zögling schliefe, noch die Erlaubniß haben, meinen Adolph, der um ein Paar Jahre jünger ist, mit uns wohnen, und soviel es thunlich wäre, an allen Unterrichts- und Spielstunden des Prinzen Antheil nehmen zu lassen. Das, so endigte er seine Rede, das kann ich als ein Opfer für meine Wünsche, und das Wohl meines Kindes von ihnen als Edelmann und guten Unterthan fordern, und fordre es auch.

Hier war nun nichts weiter zu sagen. Ich ergab mich mit so gutem Anschein als möglich, und mußte gleich in der nächsten Woche mein Amt übernehmen. Der Prinz ist ein schöner hoffnungsvoller Knabe, in dessen Seele große Anlagen bey einer offenen herzlichen Gemüthsart liegen. Man hat uns ein sehr schönes, nur zu prächtiges Apartement im Schlosse eingeräumt. Meine Zeit ist zwischen meinem Zögling und meiner Familie getheilt, der ich mich nun freylich, so wie meinen Geschäften, nicht mehr so ganz froh und ungehindert hingeben darf. Aber der Gedanke an meine neue Pflicht, an das Gute, das ich vielleicht stiften kann, endlich an die Unausweichbarkeit des Schrittes muß mich erheben, und so viel möglich entschädigen. Doch habe ich den Titel eines Oberhofmeisters, der mit zu vielen Ansprüchen und also auch mit zu vielem Neide von Andern verbunden ist, gehorsamst verbethen, und heiße der erste Kammerherr des Erbprinzen. Ich wohne und schlafe mit ihm. Adolph liegt in anstossenden Kabinett. Die Knaben fangen an, sich aneinander zu schließen, mein Zögling, so scheu und mißtrauend er auch in den ersten Tagen mit dem neuen Aufseher umging, gewinnt mich lieb, der Fürst und die

Seinigen behandeln uns mit mehr als Gnade, ich kann sagen, mit Freundschaft, und Alles am Hofe bückt sich vor mir, sucht mir zu schmeicheln, und meine Gunst, die man für sehr wichtig hält, zu erringen. Dieß letztere ekelt mich an; denn ich weiß, wie ich es zu nehmen habe.

Leonore beträgt sich wie überall, so auch in ihren neuen Verhältnissen, unvergleichlich. Ungemein schön weiß sie den Mittelweg zwischen dem Stolz, mit dem Andere ungewohnte Würden behaupten, und einer an ihrem jetzigen Platze nicht mehr geziemenden Unterordnung zu gehen, wenn sie öfter, als es ihr lieb ist, in den Cirkeln der Fürstinn, und des ersten Adels erscheinen muß.

Es ist wohl noch eine Ursache, die ihr dieses Erscheinen unangenehm macht. Rosalie hat, ich weiß nicht auf welchem Wege, Mittel gefunden, sich bey Hofe vorstellen zu lassen. Ihr eigenes Herkommen berechtigt sie nicht dazu; doch ist die Geburt ihres zweyten und ihres gegenwärtigen Mannes wohl darnach, daß sie auf diese Auszeichnung Anspruch machen kann. Wer ihr erster gewesen, verbirgt sie noch immer mit einer Art von ängstlicher Scheu, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß ihr zu warmes, argloses Herz sie vielleicht zu einer Thorheit hingerissen,

und dieser erste so sorgfältig verläugnete Gemahl von der Art gewesen ist, daß sie sich seiner schämen müßte, wenn man ihn kennte. Wie dem immer seyn mag, sie geht nach Hof, erscheint in den ersten Gesellschaften, und Leonore begegnet ihr hier oft. Das kann im Grunde Beyden nicht lieb seyn, obschon eigentlich keine mehr etwas von der Andern zu fürchten hat. Zwischen Rosalien und mir ist Alles abgethan, und kein Rückfall zu besorgen. Auch beträgt sie sich ganz darnach, und zwar mit einer Sicherheit und Ruhe, die ich in diesem heißen, von Liebe so sehr beherrschten Wesen nicht vermuthet hätte. Aus ihrem Betragen gegen mich spricht nicht Kälte, oder Trotz, sondern die vollkommenste Gleichgültigkeit, die ihr die Macht gibt, ganz unbefangen mit mir zu seyn. Es ist gut, daß es so ist; denn es erleichtert mir meine Rolle gegen sie, die sonst nach dem, was in Sarning zwischen uns vorgefallen, jetzt, wo die Umstände uns einander so oft entgegen führen, für mich sehr schwer, und für sie peinlich seyn müßte. Aber daß sie das Alles so geschwind überwunden hat, daß eine solche Liebe so schnell verglühen, und nicht dem Hasse, sondern der vollkommensten Unbefangenheit Platz machen konnte, das

fasse ich nicht. Oder war es nicht Liebe? War es Phantasie, Laune, die gerade in dem Augenblick, wo sie in dem beweglichen Gemüthe aufblitzte, und ich vom Zufall geführt ihr in den Weg kam, ihre Blicke auf mich richtete? Ich kann nicht läugnen, daß mich hier das erste Zusammentreffen mit ihr, obwohl ich darauf vorbereitet war, etwas erschütterte, und auch in Leonorens Gemüth, ich sah es deutlich, ging eine heftige Bewegung vor. Nur sie, die Urheberinn aller dieser Verwirrungen, behauptete ihre völlige Ruhe, und behandelte Leonoren und mich ganz gleich, wie angenehme alte Bekannte, die man nach einiger Zeit der Trennung unvermuthet an einem andern Orte wiederfindet.

Vorgestern war Ball bey Hofe. Rosalie kam spät, aber so schön glaube ich sie nie gesehen zu haben. Pracht, Geschmack und Phantasie hatten ihre Toilette geleitet. Ich stand an der Thüre, als sie eintrat. Ihr erster Blick fiel auf mich, das fröhlich geöffnete Auge verweilte unbefangen auf dem meinigen, sie sagte mir einige Worte. Dann nahm sie der Kreis ihrer Verehrer in die Mitte, und sie war nicht mehr zugänglich. In ** hab hatte ich hundertmahl die Äußerung von ihr gehört, daß sie durchaus nicht tanzen

dürfe, weil es ihrer Gesundheit höchst nachtheilig wäre, und daß ihr diese Entbehrung kein Opfer koste, da sie den Tanz nicht liebe. Hier tanzt sie, tanzt mit Leidenschaft, und wie eine Grazie!

Denke Dir meine Verwunderung, als ein Geflüster, ein Hinweisen der Nebenstehenden auf einen fernen Punct auch meine Blicke nach jener Seite richtete, und ich Rosalien am Arme des jungen und schönen Grafen Milota die Reihen der Ecossaise herabschweben sah! Alles stand bewundernd um sie, und das Gedränge ward noch größer in ihrer Nähe, da jeder nach diesem Tanze mit ihrer Hand zum nächsten beglückt zu werden wünschte. Auch mich wandelte eine Lust an, sie aufzufordern. Ich hätte sehr gern erfahren mögen, ob sie wohl mir einen Tanz zusagen, und, von meinem Arm umschlungen, auch in der Nähe meines schlagenden Herzens diese unbegreifliche, und wahrhaft ungeheure Ruhe behauptet haben würde. Ein Blick auf Leonoren schlug die flüchtige Aufwallung nieder. Ich blieb stehen, und sah zu. Die jungen Laffen trieben das Getändel mit ihr bis zum Lächerlichen. Die alten Gecken, deren Reihen der Hofmarschall anführt, waren noch ekelhafter. Das Alles nahm mich

nicht Wunder. Daß aber sie, deren Gemüth etwas besseres kennt und selbst schaffen kann, sich an diesem schaalen Geschwätz ergötzen, in diesen Zerstreuungen Vergnügen finden, und nun auf einmahl ein Geräusch, das, wie sie sonst hundertmahl sagte, betäubend auf sie wirkte, mit Lust aufsuchen mag, das kann ich nicht begreifen.

Ich habe darüber oft nachgesonnen, und auch mit Leonoren, der ich aus keiner meiner Empfindungen ein Geheimniß zu machen gelobt habe, darüber gesprochen. Es kann nicht anders seyn. Ich muß geirrt, und meine verführte Phantasie muß mich ein ganz anderes Bild von ihr haben auffassen lassen, als ihr wirkliches Seyn darstellt. Es war ein Irrthum. Ich habe ihn gebüßt. Jetzt erscheint Rosalie in ihrer wahren Gestalt, und der Zauber ist ganz vernichtet. Leb recht wohl!

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 14ten Februar 1811, Nachts um 3 Uhr.

Ich komme vom Hofball nach Hause. Da liegen meine Diamanten, und schimmern im Schein der Kerzen, die den einsamen Schreibtisch beleuchten. Dort hängt über dem Stuhl das reichgestickte Kleid, dessen Schimmer in dieser Nacht manchen Anzug verdunkelte, der, weh mir! ein glücklicheres Herz bedeckte. Alle Herrlichkeit, aller Glanz umgibt mich noch, in meinen Ohren klingt die rauschende Musik, vor meinen Augen wirbeln noch die bunten Gestalten, und ich bin allein, verlassen, und elend! Ich werfe mich an den Tisch, um nach einigen Stunden folternder Fröhlichkeit dieß Herz, in dem so wüste Stürme toben, in einem Brief an Dich zu erleichtern.

Die Rolle, die ich auf Deinen Rath spiele, wird mir von Tag zu Tag peinlicher, ja bald unerträglich, und ich sehe nicht ein, ob und wann sie mich an mein Ziel führen wird.

Ich sehe ihn beynahe täglich in allem Zauber seiner Schönheit, seines Edelsinns, und seines Ruhms. Des Fürsten Liebe ruhet auf ihm, die Höflinge schmiegen sich vor ihm, und die Blicke der Frauen drehen sich nach ihm. Er bleibt einfach, gerade, und scheint nur Sinn für seine neuen Pflichten, nur Aufmerksamkeit für Leonoren zu haben. Ich, die das Alles veranlaßt, die ihn in diesen Zauberkreis gezogen, und ihm die Gunst des Fürsten verschafft hat, ich, die ihm überall erscheint, werde nicht bemerkt.

Alles Andere drängt und bemüht sich um mich. Im Sonnenschimmer meiner Blicke, nach Einem derselben geizend, beglückt, wenn ein freundliches Lächeln sie trifft, oder ein kleiner Vorzug vor Andern ihnen zu Theil wird, umschwirrt mich eine bunte Menge. Ich überwinde meine innerste Natur, ich erscheine bey Hofe, ich habe gethan, was ich vielleicht nicht sollte, um diesen Zutritt zu erlangen — denn die Verläumdung war auch hier gegen mich geschäftig und die Etikette, so wie die Rücksicht auf adelige Ge-

burt ist hier streng — ich biethe Alles auf, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ich decke meine Brust mit einem dreyfachen Schild scheinbarer Gleichgültigkeit, weil Du mir rietheſt, auch diese letzte, und meist unfehlbare Waffe gegen den männlichen Stolz zu versuchen, und was habe ich bisher gewonnen?

O Fahrnau! Fahrnau! Wie gelange ich an dieß schöne, ruhige Herz? Durch welche Kunst werfe ich einen Funken der Gluth, die mich verzehrt, in deine Seele, die noch vor nicht langer Zeit so innig mit mir zu fühlen, mich ganz zu verstehen und zärtlich zu bedauern schien? Ist es möglich? Ist diese hohe Gestalt, die in der Mitte der Höflinge steht, kaum nach den bunten Reihen sieht, die sich in mannigfachen Wendungen vor ihr entfalten, und wenn ich an ihr vorbeytanze, mich freundlich aber kalt begrüßt, noch derselbe Fahrnau, dessen Seele der meinigen in jeder leisen Ahnung entgegen kam, dem ich vertraute wie einem Bruder, der mein ganzes dunkles Geschick kennt, der mich theilnehmend tröstete, dessen Anblick, dessen Stimme einst hinrichte, Trübsinn, Sorge, ja körperliches Leiden von mir zu scheuchen?

Und was soll ich thun? Soll ich ihm wieder

in all meiner unverhehlten Liebe entgegengehen, wie in seinen heimischen Gebirgen, und ihn unerbittlich und schroff finden, wie die Felsen jener Gegend? Nein! Das darf durchaus nicht seyn! Es wäre eben so erniedrigend als zwecklos. — Aber was soll ich thun?

Jedesmahl, wenn sich eine Gelegenheit darbiethet, wo ich, von Glanz und Huldigungen umgeben, vor ihm auftreten kann, regen sich die Schwingen oft getäuschter Hoffnung in meinen Herzen. Heute, flüstern lockende Zauberstimmen in meinem Inneren, heute gelingt es dir vielleicht! Er kann dich nicht ganz vergessen haben! Er kann nicht so kalt gegen dich seyn, als er scheint! Ich folge dem Ruf, ich zeige mich, ach das wunde Herz mit Diamanten bedeckt, die ihm ihre Härte und Kälte leihen, und Perlen auf der Brust, auf der lieber meine Thränen um ihn liegen sollten! Er sieht mich, folgt mir wohl auch mit seinen Blicken, ich glaube eine geheime Regung, die sich zu verrathen fürchtet, in seinen Zügen zu lesen, und eine leise Dämmerung jenes vollen Tages zu bemerken, der mich einst so glücklich machte, mein Herz öffnet sich, tausend süße Hoffnungen ziehen in dasselbe ein, und plötzlich stürzt vor einem eisigen Blicke oder Wort,

vor einer Vernachläßigung, die nur aus der vollkommensten Gleichgültigkeit entstehen kann, das ganze Lichtgebäude meiner Seligkeit zusammen!

Lange, liebe Bertha, halte ich diesen aufreibenden Kampf nicht aus. Wenn es wirklich so ist, wenn ich ganz vergessen bin, dann — o ich habe Muth genug, ein Daseyn, das das Schicksal mir zum Hohn gab, und um das ich ja nicht gebethen habe, abzuwerfen, wenn ich keinen Zweck, als Elend, vor mir sehe!

Vierter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

* ach den 1ten März 1811.

Seit zwey Monathen bin ich in Europa, und seit vierzehn Tagen in meinem ehemahligen Vaterlande. Zwar ist es derselbe Boden, der mich gebar, es sind noch diese Straßen, diese Häuser, zwischen denen ich in meiner Kindheit wandelte, und es begegnet mir noch hier und dort ein altbekanntes Gesicht, von dem ich nicht immer recht weiß, wohin ich es reihen soll, das aber auf ein mahl eine ganze Welt alter Erinnerungen aus der Tiefe der Vergangenheit emporträgt, und mich halb schmerzlich, halb süß jener Zeiten mahnt, die nimmer wiederkehren; dennoch kann ich dieses Land, seit es seinen Beherrscher, und zum Theil auch seine Sitten verändert hat, nicht mehr so recht für mein Vaterland erkennen. O Hermann!

Was ist geschehen, seit ich es verließ, um Heilung oder wenigstens Betäubung tiefer Schmerzen in weiter Ferne zu suchen!

Ich war in Smyrna auf der Rückkehr aus so mancher Irre, in welcher mein zerstörtes Gemüth mich herumgetrieben hatte. Vier Jahre waren seit dem Wendepunct meines irdischen Glückes mildernd hingezogen. Ich hoffte den Anblick der Heimath und der gewohnten Umgebungen schmerzloser aushalten zu können, und in alten Verhältnissen, unter Jugendfreunden, ein ruhiges Dämmerleben zu führen. Da traf mich die Nachricht von den Unfällen meines Vaterlandes, und von der grauenvollen Umwälzung, die seine politische Lage ganz geändert hatte. Wir waren abgerissen von dem väterlichen Stamm, um den die verschiedenartigen Zweige sich bisher brüderlich gereiht hatten, und eine Französische Provinz geworden.

Diese Nachricht, indem sie gewaltsam auch die letzten Fäden sprengte, mit denen mein Herz noch an der heimischen Erde hielt, bestimmte mich, vorerst zu bleiben, wo ich war, und dann die nächste Zeit Untersuchungen auf der Ebene von Troja und in den Ruinen Carthago's zu widmen. — Vergangenheit! Deine düsteren

Schatten sind es, dein geheimnißvolles Dunkel, in denen dem Unglücklichen am wohlsten ist! Alles, was uns erfreut, vergehet. Wir sehen der schwindenden Täuschung nach, und wissen nicht, ob wir uns mehr betrüben sollen, daß der schöne Traum entflohen ist, oder daß all unser Glück nur ein Traum war?

Selbst Ruine dessen, was ich einst gewesen, über den Ocean hinüberblickend auf mein Vaterland, das zerrissen, blutend, in Trümmern lag, auf den Welttheil, in welchem eine gewaltige Aufgährung alle alten Einrichtungen zerstört, und der Zeit eine neue Gestalt gegeben hatte, fremd in diesen neuen politischen Verhältnissen, ohne ein theures Band, das mich in jene Fernen zog, ohne Einen Menschen, Dich ausgenommen, der auf dem ganzen weiten Flächenraume Liebe oder Theilnahme für mich hatte — was sollte ich zu Hause thun? Was mit dem Erbtheil meiner Väter geschehen seyn mochte, war mir unbekannt. Vielleicht hatte es in Abwesenheit des Besitzers irgend ein Französischer General sich zugeeignet; vielleicht waren die Baarschaft und die Wechsel, die ich bey mir trug, Alles, was ich von meinem Vermögen noch mein nennen konnte! Der Gedanke schlug mich wohl nicht nieder; denn der,

welcher die Bestimmung seines Lebens verfehlt, dem man Alles, sogar sein Vaterland geraubt hatte, konnte seine kleine Habe ohne Bedauern dem Übrigen in das große Grab nachwerfen.

Unter solchen Betrachtungen bildete sich denn mit Liebe und Begierde der Gedanke in mir aus, die Ruinen der großen Vergangenheit zu besuchen. Auf den Ebenen, wo einst weltberühmte Städte gestanden sind, wo Schlachten gekämpft wurden, deren Getöse noch bis zu uns herüber hallt, wo Blut geflossen ist, dessen Tropfen die Geschichte aufbewahrt, wo Menschen mit allen ihren Schmerzen und Streben litten, stritten, fielen, und nun Jahrtausende darüber hingegangen sind, so daß kaum eine Spur jener großen Umwälzungen sichtbar bleibt, und das Zerstörte wie die Zerstörer, das Umgewandelte und das auf seinen Trümmern Errichtete, Alles, Alles dahin ist — da, hoffte ich, sollte mir leichter werden, und es war so. Mein eigenes Unglück verschwand vor den Riesenbildern gesunkener Nationen. Ich sah die Gattinn Hasdrubals mit ihren Kindern auf den brennenden Trümmern der Burg von Carthago stehen, und den Lorbern des siegenden Römers, dessen Treulosigkeit allein ihm das Übergewicht über ihr, im Falle mehr

als im Glücke großes Volk gesichert hatte, durch ihren Heldentod ein unauslöschliches Brandmahl aufdrücken, ich sah Flammen, Blut, Rauch und Mord die Straßen der einst herrlichen Stadt durchtoben, ein Staat war vor meinen Augen verschwunden, und seine Spur vertilgt.

Was gilt ein Einzelner vor diesen Gedanken? — So legte ich das Opfer meines zerstörten Glücks auf den Brandaltar so vieler gesunkenen Tausenden, und schiffte mich mit stilleren Herzensschlägen nach Neapel ein.

In Rom fand ich wieder Briefe. Man meldete mir, daß zwar meine Häuser in ** ach und meine beyden Landgüter durch Einquartirungen und Requisitionen sehr heruntergebracht, aber doch noch mein Eigenthum wären, indem man auf die gesetzliche Erkundigung, daß ich vor mehr als fünf Jahren mitten im Frieden aus ganz anderen Ursachen abgereist, und also nicht vor den Feinden geflohen war, meine Ansprüche anerkannt, meine Verwalter in ihren Verrichtungen bestätigt, und überhaupt außer jenen Forderungen sich weiter nichts erlaubt hatte. Zugleich rieth man mir aber, auf meine Rückkehr zu denken, um durch persönliche Gegenwart das Meinige vor möglichen Eingriffen zu schützen.

Die Richtigkeit dieses Rathes leuchtete mir ein. Doch hatte ich nicht Lust, das schöne Italien allzuschnell zu durchfliegen. Bequem reisete ich daher durch Florenz, Pisa und Meiland, hohlte nach, was ich auf der ersten Reise versäumt, oder was die damahlige Verstimmung meines Inneren mich nicht recht hatte erkennen lassen, und langte so endlich hier an, wo meine zurückgelassenen Leute mich jubelnd empfingen, indeß wehmüthige Erinnerungen wie Pfeile durch meine Seele drangen.

Nach Fallowetz bin ich noch nicht gekommen, und will es auch nicht sehen. Dieser Schauplatz, zuerst meines vollen Glückes, und dann der grausamsten Enttäuschung, ist mir verhaßt. Wäre er kein Fideicommiß, ich hätte Dich längst gebethen, ihn in meiner Abwesenheit zu veräußern. So aber darf ich das nicht, und da mag denn das Gut bleiben, wie es ist. Ich will es redlich verwalten, um es einst, wenn auch lachenden Erben, in möglichst gutem Stand, wie ich es von meinen Vätern überkam, zu hinterlassen. Das bin ich meinem Hause schuldig, es ist die Pflicht des Stammhalters und Familienhaupts.

Es kommt mir oft beynahe lächerlich vor, wenn ich mich in dieser Eigenschaft denke, mich,

den Vereinzelten, nicht Vermählten, nicht Verwitweten, den Kinderlosen, von allen Hoffnungen Abgeschnittenen, der nur thätig für Fremde, und nur mit Geschäften beladen ist, die ihn und seine Zukunft nichts mehr angehen. Fünf Jahre in anderen Himmelsstrichen, auf wechselnden Reisen, hatten einen wohlthätigen Schleyer über die Vergangenheit gedeckt, und außer der Heimath, fern von Verwandten und häuslichen Verhältnissen, war mir diese meine hoffnungslose Vereinzelung auch minder schmerzlich erschienen. Hier wacht Alles bitter wieder auf. Nicht als ob ich ihren Verlust betrauerte — diese Liebe ist längst gestorben, ich erkenne deutlich, daß jenes Gemüth nie gemacht war, in häuslichen festen Banden glücklich zu seyn und glücklich zu machen, ja ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, daß sie beydes gar nie werden wird — aber daß die Hoffnung auf Erdenglück, die ich in der Verbindung mit ihr voraussah, ganz und gar nicht erfüllt ist, daß ich durch ihre Religion, die ihr erlaubte, sich von mir zu scheiden, und einem Andern ihre Hand zu geben, indeß die meinige ewig gebunden ist, um alle meine Freuden betrogen bin, das steht hier unter den alten Umgebungen wieder leben-

diger vor meinen Augen, und macht, was durch die Wirklichkeit ohnedieß nicht erfreulich ist, den Druck einer fremden Oberherrschaft, das Ungefüge ungewohnter Formen, den täglichen Anblick unserer Dränger, durch die Erinnerung noch unerträglicher.

Ich werde schwerlich lange in ** ach bleiben; aber Du hörst auf jeden Fall von mir, ehe ich die Gegend verlasse. Schreibe mir bald, lieber Hermann, und besonders recht viel von Deinen Angelegenheiten! Auch Du trägst ja seit Jahren eine Wunde in der ungeheilten Brust, denn Du gehörst auch zu den besseren Herzen! — —

Das war eine Bitterkeit gegen die Vorsicht, und eine Lüge zugleich! Ich nehme sie zurück. Mein Unglück, das Unglück so manches guten Menschen darf mich niemahls verleiten, allgemeine Schlüsse zu machen, die eben so ungerecht als übereilt wären. Nein! Die Vorsicht ist gütig, sie gibt uns viele Freuden; aber in des Menschen verkehrtem Herzen liegt das Gift, das sie zerstört. Der Mensch ist der Teufel des Menschen, und wir sind es allein, die das Paradies verscherzten. Auch mein Schicksal war meine Wahl, nicht Fügung des Himmels, der mir durch den Willen liebender Ältern ein ganz an-

deres Loos bestimmt hatte. Ich griff vorwitzig in die Fäden des Geschicks, riß und zerriß, knüpfte neue nach eigener Lust, und trage nun die Schuld meiner Bethörung.

Ich darf nicht murren, und ich will es nicht. Doch mag jene Verirrung stehen bleiben, und Dir zeigen, wie schwach noch das Herz Deines Freundes ist, der doch zuweilen wähnt, die Welt und sich selbst besiegt zu haben.

Noch einmahl, lieber Hermann! Vergiß nicht, mir ein getreues Bild Deiner Lage, Deiner Hoffnungen zu machen! Ich lebe nur noch in anderen Menschen, und Du bist meinem Herzen der Theuerste!

Fünfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 2ten März 1811.

Ist es möglich, daß in einer menschlichen Brust ein so gäher Wandel aller Gefühle vorgehen, und ein Gegenstand, den zu besitzen wir vor Kurzem alle Schätze der Welt gegeben hätten, uns auf einmahl so ganz und gar gleichgültig werden kann, daß wir ihn, selbst nicht durch die Erinnerung an unsre vorigen Empfindungen, unter andern unbedeutenden unterscheiden können? Ich habe eine solche Veränderung bisher für unmöglich gehalten. Dennoch ist sie, und ich empfinde ihre unbegreiflichen Wirkungen.

Rosalie hat mich so ganz vergessen, daß gar keine Beziehung, auch nicht die lebendigste, nächste, auf das, was einst zwischen uns lebte, nur eine flüchtige Aufwallung in ihr er-

regt. Sie könnte, glaube ich, wenn es ihr einfiele, unsere Verhältnisse in * * bad, und was in Sarning geschehen, einmahl zu einem Schauspiel verarbeiten, mit mir darin auftreten, und eiskalt dabey bleiben.

Mir ist es, obwohl mein Wille fest, und mein Streben gewiß ernst ist, noch nicht so gut geworden, den Gegenstand einer unglücklichen Neigung ohne innere Bewegung sehen zu können. So oft ich sie erblicke, zuckt eine unfreywillige Regung durch mein Innerstes, und ihre rührende Gestalt, der Wohllaut ihrer Stimme, vor Allem aber der Zauber ihrer Sprache, die der Ausdruck eines edlen gebildeten Geistes ist, verfehlen, wie sie kein Herz ungerührt lassen, auch jenes nie ganz, das einst, das noch vor Kurzem so heftig davon war angesprochen worden.

Ich weiß, was ich Leonoren und mir selbst schuldig bin, aber ich habe Herz und Sinne, und eine unselige Nothwendigkeit, die mich in die Kreise gebannt hat, in denen sie unablässig vor mir schwebt, reißt mich wider meinen Willen täglich in die Gefahr.

Je mehr ich mir aber der zwar erstickten, aber noch glimmenden Flamme in meiner Brust bewußt bin, desto unbegreiflicher ist es mir, wie

sie allein so stark, so eisig kalt zu seyn, und in kühnem Trotze auf diese Kälte mit den vergifteten Pfeilen zu spielen vermag, die jeden Augenblick ihr oder mein Herz durchbohren, und mit langen, unheilbaren Schmerzen durchdringen können. Laß Dir erzählen, was vor zwey Tagen geschehen ist!

Die Fürstinn hatte von der neuen gesellschaftlichen Unterhaltung, die jetzt in der eleganten Welt an der Tagesordnung ist — von den Tableaux reden hören. Es ist eine Art von tändelnder Huldigung, die man den Künsten zu machen scheint, um sich mit ihnen abzufinden, während man die Künstler darben läßt, und die Kunstwerke, die man nur in flüchtigen Momenten auffascht, weiter keiner Achtung mehr würdigt, — eigentlich bloß ein Mittel, Zeit und Geld los zu werden, und so durch das Eigene dieser Unterhaltung, wo die Zurüstungen und der Aufwand von vielen Tagen in Einem flüchtigen Augenblick verpraßt werden, ein wahres Zeichen der Zeit!

Ich habe an Leonorens Staffeley, und durch ihren richtigen Geschmack, den Werth der Gemählde und der Künstler einigermassen beurtheilen gelernt. So kommt jenes Treiben mir vollends nichtig vor; und als bey Hofe das Project

entworfen ward, den Geburtstag der Fürstinn mit vier solchen Darstellungen zu feyern, war ich aus mehr als einer Ursache entschlossen, keine Rolle anzunehmen. Auch Leonore entschuldigte sich, und nur, als man ernstlich in sie drang, ergab sie sich zum Schein. Daß Rosalie vor Allen gewählt wurde, einige Rollen zu übernehmen, versteht sich. Schon waren mehrere Proben gehalten, als Leonore, wie sie sich es früher vorgenommen hatte, nicht wohl ward. Auch fand man, daß Graf Milota, der in dem dritten Gemählde, die Reinigung Mariä von Guido Reni, die Rolle des Hohenpriesters darzustellen hatte, nicht sogleich wieder in dem letzten Tableau, Theseus, wie er Ariadnen verläßt, erscheinen könnte, weil — Gott weiß was für Toiletten- und Drapperie-Ursachen die schnelle Umkleidung unmöglich machten, und daß also Jemand anders den Theseus übernehmen müsse. Ich wurde vorgeschlagen. Die Fürstinn, die allen Proben beywohnte, und mit der den Großen der Erde eigenen Ungeduld diese Störung ihres Vergnügens ertrug, sandte sogleich zu mir. Ich mußte meinen Zögling mitten in einer Lehrstunde, bey welcher ich sonst gegenwärtig zu seyn pflege, verlassen. Zugleich ver-

nahm ich, daß Rosalie die Ariadne vorstellen würde, und das Peinliche dieser Stellung vermehrte die Unlust noch mehr, mit der ich mich dem Befehle der Fürstinn fügte.

Ich erzählte Leonoren sogleich, was vorgefallen war. Ich bath sie ihren Widerwillen zu überwinden, zu sagen, daß ihr besser sey, und ihre Rolle zu behalten. Sie schien gereizt. Doch überwand sie diese Aufwallung, bestand aber fest auf ihrem Sinn, nun und nimmer bey der Vorstellung zu erscheinen. Ich verließ sie verstimmt, und war es selbst nicht minder.

Am andern Tage mußte ich bey der Probe erscheinen. Anzug und Stellung wurden versucht, und alles recht gefunden. Rosalie blieb in ihren Kleidern. Auch gab sie Stellung und Ausdruck nur nachläßig an; denn sie hatte, wie es hieß, schon mit Milota alles einstudirt. Gegen mich betrug sie sich freundlich, kalt, und spielte sogar, freventlich möchte ich sagen, mit Erinnerungen, die sich ihr in meiner Gegenwart aufdringen mußten.

Vorgestern endlich hatte die Aufführung Statt. Die zwey ersten Tableaux hatten nichts Bedeutendes. Beym dritten zeigten sich Rosaliens zarte Gestalt und die Kunst ihres Mienen-

spiels auf eine höchst anziehende Weise. Sie war ganz die in sich selbst hineingeschmiegte, holde, demüthige Jungfrau, deren himmlisches Urbild dem Künstler vorgeschwebt haben mochte, wie sie im enganschließenden, rothen Gewande, jungfräulich verschämt, und ganz in Andacht versunken, mit gefalteten Händchen an dem Bethpult knieete, während Milota als Hoherpriester, trefflich costümirt, den göttlichen Erstgebornen, den sie dem Gesetz nach opfern mußte, auf seinen Händen hielt. Mein Adolph und der Erbprinz gaben mit viel jugendlicher Lebhaftigkeit und Wahrheit die beyden Knaben mit dem Leuchter und den Täubchen, dem Opfer der heiligen Jungfrau. Der Vorhang rollte zum drittenmahl herab, und mich überfiel ein unheimliches Gefühl; denn jetzt galt es jene Ariadne.

Der Hintergrund des Gemähldes war ein Meeresufer, das einige Felsen mahlerisch und wild gruppirten. Ganz weiß gekleidet, das reiche Haar um die halbentblößten Schultern zerstreut, knieend vorgebeugt, in unendlich reizender Stellung, das große, wirklich von Thränen feuchte Auge auf mich geheftet, lag sie vor mir, und der leidenschaftliche Ausdruck ihres Gesichts, die bittende Stellung, endlich der Sinn des Bildes,

Alles rief mir mit ungeheurer Gewalt jene letzten Stunden in Sarning zurück. Mein ganzes Innerstes war in Aufruhr. Ich mußte mir gegenwärtig halten, wo ich war, und daß Alles nur ein Spiel sey, um nicht an das Daseyn einer Empfindung zu glauben, die mein Herz aufs heftigste bewegt haben würde. Das Bild erhielt rauschenden Beyfall, und man ließ uns unsere Stellung nicht so bald, wie bey den drey ersten, verlassen.

Endlich sank zu meiner Freude der Vorhang, und ich verließ meinen Platz am Schiffe, in das Theseus, von seinen Gefährten ermahnt, einzusteigen im Begriffe ist. Rosalie erhob sich gleichfalls. Sie schien ganz erschöpft. Ich trat hinzu, sie zu unterstützen. Dasselbe that in eben dem Augenblick der Hofmarschall, ihr erklärter Verehrer. Sie dankte mir freundlich, und reichte dem Hofmarschall ihre Hand. Das vermochte Rosalie nach dem, was ihr Gesicht eine Minute vorher ausgedrückt hatte, nach dem, was vor zwey Monathen noch sich wirklich in ihrer Brust bewegte! O Weiber! Weiber! Wer möchte nicht sicherer auf Sand am Meeresufer bauen, als auf Euch!

Und auch Leonore! Es war mir unaussprech-

lich ärgerlich und sogar beleidigend, daß sie so bestimmt, so gewaltsam könnte ich sagen, diese Vorstellungen vermieden hatte. Ich hatte auf ihre milde, begütigende Gegenwart gerechnet. Oder fürchtete sie etwa eine Scene? Glaubte sie, Rosalie würde consequenter, und ich schwächer seyn, als wir Beyde es nicht sind?

Sonst ist mein Leben ziemlich angenehm. Der Fürst achtet mich. Mein Zögling nähert sich immer mehr meinem Herzen. Ich sehe gute Keime sich entfalten, deren Früchte mein Vaterland einst genießen wird; und wenn ich mir dann sagen kann, daß ich sie auch nur zum Theil gepflanzt habe, so soll mich das Opfer nicht reuen, das ich gebracht habe. Leb wohl!

Sechster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Pallast den 8ten März 1811.

Bisher haben, meine Briefe, liebste Schwester, Dir die unbedeutenden Vorfälle des Tages gemeldet, oder nur von Sorgen für die Zukunft, und von schönen Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit gesprochen. Bald werden sie Dir die Schmerzen der Gegenwart zu melden haben. Ich sehe genau, wie Alles kommt, wohin es führen wird, und wohin man es haben wollte, als man uns in die Stadt lockte. Andere bemerken es nicht. Es fällt ihnen nicht ein, das für Comödie zu halten, was die schlaueste, durchdachteste von allen ist, und sie träumen von Sicherheit eben in jener Ruhe und Kälte, die zu groß ist, um natürlich zu seyn, und die deßwegen mir die ängstlichste Ahnung einflößt.

O diese Sarewsky ist eine feine Buhlerinn! Ich möchte Niemanden, selbst sie nicht, die meine bitterste Feindinn ist, ohne Grund so lieblos beurtheilen; aber die Rolle, die sie, seit wir hier am Hofe zu leben gezwungen sind, gegen Fahrnau spielt, ist, so wie die ganze Machination, die uns aus unserem stillen Landsitz gerissen, mitten in den Wirbel des Hoflebens, in ihre Gegenwart, und in all den Schimmer von Ansehen und Einfluß gebracht hat, das Werk der listigsten Coketterie. Fahrnau ist nicht mehr der unbedeutende Landedelmann, dessen guter Wille nur seinen Unterthanen wichtig, und dessen Thätigkeit höchstens dahin geschäftig war, das Erbe seiner Väter zu verbessern. Jetzt sieht der Hof, die Stadt auf ihn, die Gunst des Fürsten macht ihn Vielen werth, Vielen verhaßt, Allen bedeutend. Seine Persönlichkeit vollendet, was der Ruf von ihm sagt. Er gilt als Mann von Ansehen und als Mensch. Man bewirbt sich um ihn, man zieht ihn in alle Cirkel, zu allen Festen, die die Fürstinn sehr liebt, und sinnreich veranstaltet. Sein Ehrgeiz, der ihn früher schon in seiner militärischen Laufbahn leitete, und dessen Kränkung die Ursache seines früh genommenen Abschieds war, ist nun wieder

erwacht, er wird genährt, und auf jede Art geschmeichelt. Und während der ganze Hof und beynahe Jedermann, der mit ihm in Berührung kommt, ihm ausgezeichnete Aufmerksamkeit, ja oft Unterwürfigkeit beweist, beträgt nur das einzige Wesen, das kurz vorher in glühender Leidenschaft an ihm gehangen hatte, sich so kalt gegen ihn, als gälte er ihr nicht mehr wie jeder unbedeutende Kammerjunker, der am Courtage zwischen der großen Menge sich verliert.

Du begreifst, welchen Eindruck dieses Benehmen auf ihn machen muß, und kannst daraus auf die List und Verstellungskunst dieser Person schließen. Auch rechtfertigt der Erfolg ihre kluge Ansicht; denn schon beginnt das bestürmte Gemüth zu wanken, und die Neuheit der Waffe selbst sichert durch Überraschung den Sieg. Er war zuerst darüber erstaunt, dann gereizt. Nun ist er beleidigt. Eine Vorstellung von Tableaux, die neulich gegeben worden, war die Veranlassung dazu. Er hatte ausgeschlagen mitzuspielen, und seine Pflichten bey seinem Zögling dienten ihm zur Entschuldigung. Ich hatte keine so geltenden Gründe anzuführen. So machte ich im Anfang zum Scheine mit; aber der Entschluß, mich nicht an der Seite jenes Weibes zur Schau zu stellen,

war fest in mir. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht der Gedanke zu der ganzen Sache von ihr selbst auf eine geschickte Art in die Seele der Fürstinn geworfen worden wäre. Der Erfolg schien Anfangs ihre Berechnung zu täuschen. Fahrnau spielte nicht mit, und ich erschien bey den Proben. Sie war mißlaunig, hatte immer Krämpfe, war still, zerstreut. Der Tag der Aufführung rückte heran, und ich bekam nun, wie ich mirs vorgenommen hatte, einen sehr heftigen Schnupfen. Meine Person in dem einzigen Bild, in dem ich zu figuriren hatte, war bald ersetzt; aber als ich entfernt war, zeigte sich auf einmahl ein Hinderniß, daß derselbe Spieler nicht in zwey aufeinander folgenden Tableaux erscheinen konnte. Theseus, in dem letzten Gemählde, sollte eine schöne jugendliche Heldengestalt seyn. Man fand ungeheure Schwierigkeiten, Milota's Costüme so schnell zu ändern. Ein Anderer war nicht da, oder sollte nicht da seyn, man wußte das der Fürstinn leicht begreiflich zu machen, kurz, es wurde zum Erbprinzen hinüber geschickt, Fahrnau mußte erscheinen, das Costüme, die Stellung probiren, und die Aufführung hatte Statt.

Ich kenne dieses Gemählde eines hiesigen

Künstlers. Es ist schön gemahlt, und vorzüglich gut gedacht. Ariadne, in allem Schmerz verrathener Liebe und banger Verzweiflung, liegt im Vordergrunde, die Hände flehend gegen den Grausamen ausgestreckt, der in einer überaus schön geordneten Gruppe von seinen Gefährten halb freywillig, halb mit Gewalt auf's Schiff gezogen wird. Theseus Stellung ist meisterlich. In dem halbvorgebogenen Oberleib, in der kühnen Wendung des Halses und Kopfes gegen die Knieende, die er verlassen will, verlassen muß, und für die noch immer ein Flüstern der Liebe spricht, ist ungemein viel Leben, und das Costüme, das schon Milota's zierliche Gestalt in ein sehr vortheilhaftes Licht stellte, zeigte Ludwig wirklich wie einen Halbgott. Ich sah die Vorstellung nicht; aber er kleidete sich bey mir an, und ich gestehe Dir, daß ich Rosaliens Macht über sich selbst bewundere, die, wie ich nachher hörte, während und nach dieser Darstellung, wo Umstände und Gemüthslage so auffallend an das eigene Verhältniß erinnern mußten, ihre scheinbare Ruhe beybehielt. Das hat nun Fahrnau's mühsam erhaltenes Gleichgewicht ganz gestört. Er ist übellaunig, zerstreut. Mir hat er ziemlich bitter meinen Eigensinn, wie er es nannte,

durchaus nicht mitzuspielen, vorgeworfen; über Rosaliens Gleichgültigkeit aber äußert er sich mit einer Art von seyn sollender Zufriedenheit. Er wünscht ihr und sich Glück, daß es zwischen ihnen dahin gekommen ist; aber er kann nicht aufhören, sich gegen mich in lange Erörterungen über den Doppelsinn ihres Characters und über die Widersprüche in ihrer räthselhaften Brust zu erschöpfen. Er glaubt in dieser Offenheit den größten Beweis seiner eigenen Ruhe zu finden, und über dieß Weib nur wie über eine seltsame Erscheinung Betrachtungen anzustellen; aber die Weitläuftigkeit seiner Untersuchungen, die Bitterkeit mancher Bemerkung, ja selbst der Scharfsinn, womit das Kleinste aufgesucht wird, zeigen deutlich, daß sein Gemüth jetzt von anderen und nicht minder gefährlichen Regungen bewegt wird, ja daß, was der sich offen hingebenden Leidenschaft nicht gelungen war, weil eben diese Offenheit sein Zartgefühl beleidigte, nun der scheinbaren Kälte, o Gott! vielleicht nur zu bald gelingen wird.

Kann ich ihm das aber sagen? Kann ich ihm das gefährliche Räthsel lösen, ihm entdecken, daß, und welche Rolle dieß Weib spielt, und wie diese unbegreifliche Gleichgültigkeit nichts als

ein sehr begreiflicher Kunstgriff ist? Soll ich den Nachtwandler wecken, der auf der halsbrecherischen Höhe, wenn er noch eine Sicherheit hat, sie bloß in der Unbewußtheit finden kann?

Oder hätte ich vielleicht meinen Widerwillen gegen jede Production überhaupt, und besonders gegen jene unterdrücken sollen, wo mir in dem Gemählde Esther vor Ahasverus die Rolle der zweyten Sclavinn (Rosaliens Gefährtinn), welche die ohnmächtige Esther (Gräfinn Ida O'born) unterstützt, zu Theil ward? Ich fand etwas in meiner Brust, das sich unabläßig gegen diese Gemeinschaft sträubte, und ich entzog mich. Vielleicht würde, wenn ich meine Rolle behalten hätte, dann der Tausch zwischen Milota und Fahrnau nicht Statt gefunden haben? Vielleicht, sage ich! Vielleicht auch nicht! Und welche Lage für mich, Zeuginn jenes Gemähldes gewesen zu seyn, wo die Verlassene zu den Füssen des sich ihr aus Pflicht entziehenden Geliebten, die Buhlerinn vor den Füssen meines Gemahls, lag! Nein! Es war unmöglich!

Denke an meine Ahnungen in Rosenstein, an den verlornen Trauring! Du spottetest in

Deinem Briefe ein Bißchen über diese Bangigkeit. Ich will Dir zugeben, daß gar keine Beziehung zwischen dem zufälligen Verlust des Kleinods und Ludwigs drohender Untreue ist; aber da doch das kleinste Ereigniß sowohl Folge als Wirkung in der unendlichen Kette der Begebenheiten, und eigentlich nichts Zufall ist, könnte der Verlust des Ringes nicht eine Warnung gewesen seyn, mich entweder aufmerksamer zu machen, oder mein Gemüth in stiller Ergebung vorzubereiten?

Noch Etwas muß ich Dir melden, ehe ich diesen langen Brief schließe. Baron Lehmbach, von dem ich Dir so oft mit achtungsvoller Erwähnung geschrieben, macht eine Geschäftsreise, die ihn in euer Städtchen führt. Ich werde ihm Briefe an die Tante und Dich mitgeben. Empfangt ihn freundlich, und sucht ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen! Das wünschen Ludwig und ich; denn wir schätzen ihn beyde sehr. Er ist der Einzige beynahe von allen unsern Badebekannten, den wir mit Vorzug wieder aufgesucht und in unsern Kreis zu ziehen gestrebt haben. Er ist auch nicht glücklich. Ida O'born, die er im Bade nicht ohne Anschein von Hoffnung geliebt, behandelt ihn, seit sie in der Re-

sidenz ist, sehr — übermüthig, könnte man sagen, wenn Lehmbachs edler Stolz es bis dahin hätte kommen lassen. Sie hat jetzt große Plane. Der reiche, schöne Milota schwärmt um sie, und sie scheint seine Bewerbungen ernstlich zu nehmen, obwohl sie mir nicht ganz aufrichtig vorkommen. Es gibt einen gewissen Character zärtlicher Aufmerksamkeit und innigen Interesses, der, wie ich glaube, seinem Betragen gegen sie immer und ewig fehlt. Doch ist er sehr galant, und ihr Stolz mit diesen auffallenden Huldigungen zufrieden. Lehmbach hat sich ganz zurückgezogen. Er erscheint nur in den großen Cirkeln, wenn er muß, und ergibt sich ganz seinen Geschäften, seinen holden Kindern, und dem Umgang mit wenigen Freunden. Wie gesagt, wenn er zu Euch kömmt, begegnet ihm um unsertwillen freundlich! Leb wohl!

Siebenter Brief.

Hermann Walter an Julius von Tengenbach.

— burg, den 14ten März 1811.

Willkommen, mein Julius, im Vaterlande, und möchte die milde heimische Luft die Wunden Deines Gemüths freundlich heilen, jede schmerzende Stelle vernarben, und endlich einmahl in den Hallen Deiner Väter, wo wir jung gewesen, und uns in frohen Knabenspielen herumgetummelt hatten, Zeit und Gewohnheit den Frieden in Deine Brust zurückführen!

Du bist so gut, lieber Julius! Kaum in der Heimath angekommen, ist die erste Frage nach meinem Schicksal, meinen Wünschen. O mein Freund! Jenes ist, wohl zum Theil durch Deine Vorsorge, leidlich; diese sind, bis auf den für Dein und noch eines theuren Wesens Wohl,

alle begraben. Ich habe meine Rechnung mit der Welt, und mit meinem Herzen seit drey Jahren abgeschlossen. Mein Lebensplan ist fest bestimmt. Mein Amt, das ich vom Staate habe, und was durch Deine Geschäfte mir zufließt, reichen hin, mich meinen geringen Ansprüchen gemäß anständig zu erhalten. Besseres habe ich einst gewünscht. Es ist mir nicht geworden, und ich konnte entsagen und entbehren.

Du liebst mich, Julius, ich weiß es; auch bist Du jetzt ruhiger, und mehr mit Dir selbst einig. So höre nun die einfache Geschichte meines Lebens, in so fern es nicht mit dem Deinen zusammentraf, und besonders die meiner letzteren Jahre, während ich, durch Meere und Welttheile von Dir getrennt, weder leicht verirrten Blättern zarte Verhältnisse anvertrauen, noch auf Dein mit dem eigenen Schmerz beschäftigtes Gemüth die Last meines Kummers legen wollte!

Die schönste Zeit meines Lebens war die meiner fröhlichen Kindheit und ersten Jugend, wo ich, auf dem Schlosse Deines Vaters mit Dir erzogen, in sorgenfreyem Muthe einer schimmernden Zukunft voll nützlicher Thätigkeit entgegen sah. Wie wir uns da abmühten, und doch

so glücklich waren! Wie wir auf den freyen Bergen uns frey fühlten, und, entzündet durch die Lesung großer Alten, durch manchen schönen Traum neuerer Schriftsteller, Plane zur Beglückung der Menschheit, zur Erneuerung des Veralteten, zur Vervollkommung des ganzen Geschlechts entwarfen! Damahls lag die Welt wie in einer Knospe, Alles mögliche versprechend und gar nichts versagend, vor uns. Die Ahnung, daß es in der Wirklichkeit anders seyn könnte als in unsern Träumen, kam nicht in unsere Seelen. Brust an Brust gedrückt schwuren wir damahls auf der Spitze des Klosterbergs, wo Dein väterliches Schloß, alle Deine Besitzungen, und noch vieler andern Edlen Güter, mit Flecken, Dörfern, Hügeln und Strömen wie eine Mappe unter unsern Füssen lagen, mit reinem Willen Gutes zu wirken, und da unten so viel wahres Glück zu verbreiten, als uns möglich seyn würde. — Schöne Träume! Was ist davon in Erfüllung gegangen?

Du erinnerst Dich vielleicht noch des alten braven Justitiars Haller. Dein Vater liebte ihn nicht. Des Greisen ungeschmeidige Außenseite widerstand dem Gutsherrn, der am Hofe, und jetzt auf seinen Besitzungen, an ein sehr zu-

vorkommendes Betragen bey seinen Untergebenen gewohnt war. Dennoch mußte er seiner strengen Tugend Gerechtigkeit widerfahren lassen, und der wackere Alte erhielt sich in seinem Amte. Seine ältere Tochter Mathilde war unsere Spielgefährtinn, ein holdes fröhliches Wesen, das Dich mit Deinen ernsten Ansichten, und mich mit meinen Pedantereien, wie sie es nannte, unaufhörlich neckte, aber übrigens uns Beyden, und vorzüglich dem Pedanten, recht gut war. Wir liebten uns, ohne es uns je gesagt, ja ohne es kaum gedacht zu haben.

Du wurdest mit mir in die Hauptstadt unserer Provinz geschickt, um dort den höheren Unterricht, den unsere Lehrer auf dem Dorf uns nicht geben konnten, zu empfangen. Von da führten Deine Verhältnisse Dich nach fremden Universitäten, während ich im Vaterland mir die Kenntnisse zu erwerben suchte, die nöthig waren, um einst das Amt meines Vaters zu übernehmen. Der alte Haller starb. Er war zu redlich gewesen, um Vermögen zu sammeln. Dein Vater hatte ihn zu wenig geliebt, um für seine Witwe mehr, als er gerade schuldig war, zu thun. Sie sah einer trüben Zukunft entgegen, und verließ Fallowetz mit ihren drey Kindern.

Mathilde mußte Tag und Nacht arbeiten, um den Unterhalt für sich und zwey jüngere Geschwister gewinnen zu helfen, und ihre heitere Fröhlichkeit erlag dem langen Druck. Aber auch mein Vater hatte den Ort meiner Geburt verlassen. Eine Kleinigkeit entzweyte ihn mit seinem Herrn, und Beyder Character war nicht darnach, um sich über die einmahl eröffnete Kluft mit mildem Sinne wieder zu vereinigen. Er ließ sich an dem Ort nieder, wo ich studirte. Wir lebten auf einem sehr bequemen Fuß. Von Mathilden hörte ich wenig; doch lebte das Andenken der sanften Jugendgespielinn in mir, und spornte mich zu regerem Fleiß an, weil das holde Traumbild einer künftigen Vereinigung mit ihr mir vorschwebte. Indeß war Vieles geschehen. Du hattest das Familienbündniß, zu dem Du lange zuvor bestimmt warst, zerrissen, auf der Universität geheirathet, und brachtest, als Dein Vater Dir sterbend verzieh, die junge schöne Frau nach Fallowetz.

Um diese Zeit fand sich eine Anstellung für mich an dem Orte, wo Mathilde lebte, und ich zog sie jeder anderen vor. Ich sah sie wieder. Sie war noch sehr hübsch, sehr gut, ja wohl noch besser, als damahls in ungeprüfter Jugend; aber

Jahre und häuslicher Kummer hatten die frischen Wangen gebleicht, und den Zauber harmlosen Frohsinns zerstört. Mir erschien sie nur desto anziehender. Wir liebten uns mit inniger treuer Liebe, und mein Plan für die Zukunft war gemacht. Zwar konnte ich damahls noch nicht daran denken, ihr meine Hand anzubiethen; aber ich durfte auf Beförderung zählen, und meines Vaters Vermögen galt für bedeutend. Eben um diese Zeit meiner stillen Hoffnungen war es, als der Himmel Deines Glückes über Dir zusammenbrach. Du vermochtest nicht unter seinen Trümmern zu leben, gingst in die weite Welt, und durch drey Jahre wußte Niemand Etwas von Deinem Aufenthalt. Ich trauerte um Dich, und schämte mich bisweilen an der Schwelle meines künftigen Glücks einer so lächelnden Zukunft entgegen zu sehen, indeß mein Freund, zu viel höheren Ansprüchen geboren, durch ein feindseliges Geschick aus seiner Bahn geworfen, unstät in fremden Regionen irrte, oder bereits ein unbekanntes Grab unter fernem Himmel gefunden hatte.

Da traf, damit uns einerley Schicksal, wie einerley Gesinnung vereinige, auch mich der schwere Schlag. Mein Vater starb, und hinter-

ließ beynahe nichts. Dieß Wenige gebührte seiner Witwe, und zwey unerzogenen Stiefbrüdern. Ich, der bereits im Stande war, mein Brot zu verdienen, konnte keine Ansprüche darauf machen; aber meine Zukunft war zertrümmert. Bey der gewaltsamen Störung der öffentlichen Wohlfahrt, die zu gleicher Zeit unsern Staat einer fremden Herrschaft überlieferte, blieben nur wenige Aussichten auf Beförderung übrig, und diese wenigen wurden von Vielen in Anspruch genommen, die mehr Schutz und Fürsprache hatten, als ich. Ich entdeckte Mathilden diese Lage der Dinge, und gab ihr mit ihrer Treue auch die Freyheit, einen Anderen, Glücklicheren, zu wählen, zurück.

Laß mich über diesen trübsten Zeitpunct meines Lebens hinweggehen! Ich habe Mathilden seitdem kaum zweymahl gesehen, und nie gesprochen. Vor zwey Jahren verließ sie ** burg. Sie fand eine anständige Versorgung bey einer reichen Pohlnischen Dame, deren Kränklichkeit und Launen ihr die stete Begleitung einer Gesellschafterinn zur Nothwendigkeit machten. Mathilde dachte an ihre Mutter, gab ihre Freyheit hin, und reiset nun mit dieser Dame unabläßig herum. Soll ich Dir den Nahmen der Dame nennen?

Du erräthst ihn, und kennest mit ihm Mathildens Loos. Wir schreiben uns nicht. Nur zuweilen, wenn ich ihre alte Mutter besuche, höre ich etwas von ihr. Ich wollte sie ganz freygeben, und mein schweres Werk nicht halb thun.

Jetzt weißt Du Alles, was Du zu wissen verlangtest. Ich lebe still meiner Pflicht. Meine Hoffnungen und Freuden sind gestorben. Aber sollten es denn wirklich auch die Deinigen seyn? Ich habe über Deinen Brief lang und reiflich nachgedacht. Der Gedanke, Dich noch immer so unglücklich zu wissen, hat mich schwer gedrückt. Alle Aussichten Deiner stolzen kräftigen Jugend standen vor meiner Seele auf, und ich kann die Vorstellung nicht fassen, daß das Alles vernichtet seyn, und Du, den Natur und Glück zu so Großem bestimmt hatten, in leerem Wirken für Andere, die es Dir nicht einmahl danken, vergehen solltest?

Warum das? Weil Du gebunden bist, während Jene, die den Knoten auf ihrer Seite freventlich zerriß, ungehindert in der Welt flattern darf? Weil Du durch dieß einseitige Verhältniß Dich verhindert glaubst, eine zweyte Wahl nach Deinem Herzen zu treffen, und als Vater und Gatte wieder glücklich zu werden? Julius! Du

kennst mich, und weißt, daß mich weder jemahls Lüsternheit verlockt hat, ein Gesetz, das mit Weisheit gegeben ward, tollkühn zu überschreiten, noch eitler Wahn oder Unglaube mich verführten, die Lehren der Kirche, in denen Tausende ihr Wohlseyn finden, zu verspotten. Aber wenn Du in Deinem Verhältnisse Dich noch immer gebunden glaubst, und dieser Glaube die freye Ausübung einer Kraft lähmt, welche die Natur Dir für Dein und Anderer Glück gegeben hat, so kann ich darin nur — verzeih, wenn ich es so nenne — ein Vorurtheil, oder, um richtiger zu reden, den übriggebliebenen Druck von längst abgenommenen Ketten erkennen, der Deiner gedrückten Seele das Gefühl ihres geträumten Daseyns vorspiegelt, wie man noch lange eine Last auf den müden Armen zu fühlen wähnt, wenn man sie längst abgeworfen hat. Sie hat sich frey gemacht; dadurch hat sie auch Dich entbunden. Eure Ehe ist gelöset, denn sie hat bereits den zweyten Gemahl. Dein Schwur ist vernichtet durch ihre Treulosigkeit, und weder menschliche noch kirchliche Strafen könnten Dich treffen, wenn Du die Freyheit, die sie Dir gegeben, für Dich brauchtest. Glaubst Du aber, um der Schwachen willen, eine Förmlichkeit nö-

thig zu haben, so wende Dich an Deinen Bischoff, oder nach Rom, und ich bin überzeugt, es wird Deinen Gründen und Deinen Mitteln nicht an Überzeugungskraft fehlen. Deine Ehe wird feyerlich für aufgelöst erklärt, und Dir die Freyheit gegeben werden, Dein edles Herz für sich und seine nächsten Umgebungen wieder zweckmäßig und segensreich wirken zu lassen. Denke diesen Andeutungen nach! Prüfe, überlege, und laß mich hoffen, daß Dein heller Sinn endlich über die Nebel, die ein feindliches Geschick auf Dein Daseyn gehäuft hat, siegen, und Dich wieder dem frohen Genuß Deiner Kräfte und des Lebens wiedergeben soll! Leb wohl!

Achter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 15ten März 1811.

Ich fange an, an die Güte Deines Rathes zu glauben. Ein schwaches, fernes Dämmerlicht eines Hoffnungsmorgens geht über meinem umnachteten Daseyn auf. Ich habe ihn durch meine Kälte gereizt, er fühlt sich beleidigt, er begegnet mir mit offenbarer Vernachläßigung, er ist nicht mehr ruhig, nicht unbefangen, und — O Gott! Gott! Wenn dieser dornichte mühevolle Weg ans Ziel führte! Wenn es mir gelänge!

So hebt mich die Woge freudiger Zuversicht hoch empor, um mich bey der klaren Besinnung des nächsten Augenblicks sogleich wieder in bodenlose Tiefe zu stürzen, wo Verzweiflung, Verlassenheit, Verachtung vom Geliebten — o das ist das schmerzlichste aller Gefühle — und

hoffnungsloser Gram wohnen. Und wenn Fahrnau's Unwille dazu führte? Wenn der Vorzug, den ich einem erbärmlichen, fast lächerlichen abgelebten Gecken gebe, ihm mein Herz verdächtig machte? Wenn er an niedrige Triebe, an Liebe zu Einfluß, zu Gold, an armselige Eitelkeit von meiner Seite glauben könnte?

Nein, nein, das kann er nicht! Er kennt mein Herz und seine Tiefen, die sich oft genug vor ihm entfaltet haben. Aber wenn Eleonorens Einflüsterungen — Sie sind jetzt immer zusammen, und scheinen sich ganz verständigt zu haben. O ich bin unaussprechlich elend, verstrickt in ein endloses Labyrinth von Beziehungen und Rücksichten, die, eine so nothwendig wie die andere, sich doch gegenseitig bestreiten, und alle von Einem höchsten über Alles Herrschenden bedingt sind, das meine Hoffnung, meine Kräfte, mein Leben regiert!

Ich muß den Hofmarschall schonen. Er ist das unwissende, aber mächtige Werkzeug meiner Absichten. Durch ihn habe ich den Fürsten zuerst auf Fahrnau aufmerksam machen lassen, durch ihn wurde er ihm auch persönlich bekannt. Was sich hernach machte, war die Wirkung von Fahrnau's eigenem Werthe; und wenn es gleich in

meinem Plane lag, daß er an den Hof, und dadurch an die Stadt gebunden würde, so lag doch eben diese Art der Anstellung, die ihn sehr eng umschränkt, nicht darin. Durch jenen armen Menschen, der, ohne es zu ahnen, schon mehrere meiner Absichten ausgeführt hat, hoffe ich wohl auch ferner einzuleiten, was ich durchgesetzt haben will; aber da ein Zufall ihm mein ehemahliges Verhältniß zu Ludwig entdeckt hat, so muß ich mich doppelt in Acht nehmen, um nicht durch Enthüllung meiner wahren Gesinnung mich meines Werkzeugs früher zu berauben, als mein Werk vollendet ist.

Was mich diese Vorsicht, diese Verstellung kostet, und wie ich mich dadurch gemartert fühle, kannst Du, die mich kennt, leicht ermessen. Frey wie die Luft, entsetzt vor jeder Art von Falschheit, ja vor jeder Absichtlichkeit, bewegte sich von jeher mein Wesen in den leichten Regionen phantasiereicher Unabhängigkeit, und ich folgte dem Zuge meines Herzens mit dem vollen Bewußtseyn, daß es mich nie zum Unrechten, nie zum Gemeinen führen würde. Und jetzt? Ich schäme mich meiner selbst, wenn ich mich wie eine häßliche Spinne in der Mitte eines künstlichen Gewebes denke. Ach die Spinne spann es aus

den Fäden, die ihr Leben nähren! So that auch ich; und wenn es zerreißt, dann reißt auch mein Leben mit.

O Ludwig! Keine von allen Qualen, Entbehrungen und Schmerzen, die ich schon um Deinetwillen ertrug, ist mit dieser gänzlichen Verläugnung und Entfremdung meines eigensten Selbsts, mit dieser künstlichen Rolle zu vergleichen, die Du mich jetzt zu spielen zwingst!

So, liebe Bertha, stehen nun die Sachen. Es erscheint eine Möglichkeit der Hoffnung. Mehr aber, als diese Möglichkeit, die auf der Bemerkung beruht, daß wenigstens eine Regung in jene starre Gleichgültigkeit gekommen sey, ist es auch nicht. O wann, wann wird dieser schwachen Dämmerung der erste bleiche Lichtstrahl folgen!

Es stehet ein großes Fest bevor, mit welchem die Fürstinn die Ankunft ihres Bruders feyern will. Hier ließe sich vielleicht etwas thun. Ich habe einen Gedanken, aber es ist noch ein Embryo, und bedarf erst einer weiteren Ausbildung. Sobald ich etwas, niederschlagendes oder erhebendes, erlebe, sollst Du es wissen.

Neunter Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 16ten März 1811.

Wenn Du diesen Brief erhältst, liebe Schwester, so laß in meinem Hause Alles zu meinem Empfange zubereiten; denn ich denke längstens in vierzehn Tagen in * * g einzutreffen. Es sind Umstände eingetreten, die einen längeren Aufenthalt hier peinlich machen würden, und so fordern es Anstand und Klugheit, einen Ort zu verlassen, an dem uns nur immer unangenehmere Ereignisse erwarten.

Wir haben beyde, liebe Rosine, lange genug in der Welt gelebt, um uns unsere Grundsätze zu bilden, ihnen nachzuleben, und auch wohl nie mehr davon zu weichen. Es würde also vergeb-

lich, ja thöricht seyn, mit Dir über die Deinigen zu rechten. Indessen bringt es die Selbstliebe, deren Tochter die Eitelkeit ist, mit sich, daß wir uns eines gewissen befriedigten Gefühls nicht ganz erwehren können, wenn der Erfolg unsere Ansichten, die wir im Widerspruch mit Andern hegten, und durch gute Gründe zu unterstützen wußten, rechtfertigt. So geht es mir jetzt, und obgleich ich inniges Mitleid mit Ida's zerstörten Hoffnungen trage, und gern alles Mögliche thun würde, die Last, die jetzt auf ihrem Herzen liegt, freundlich abzulösen, muß ich doch sagen: Ich habe es vorgesehen, vorgesagt, und ich segne im Ganzen den Gang, den die Vorsicht mit dem Schicksal dieses mir theuren Geschöpfes nahm.

Ihre Briefe werden Dich von den Verhältnissen und Hoffnungen unterrichtet haben, in denen sie sich mit Baron Lehmbach, mit dem Fürsten, und jenem Grafen Milota befand, der nächst Fahrnau in unsern Cirkeln die meiste Aufmerksamkeit erregt.

Meine Gesinnungen über diese Männer sind Dir bekannt. Den Fürsten hielt ich in seinen abgelebten Jahren und mit seinem beschränkten Geiste unserer Ida unwürdig. Milota war reich, schim-

mernd, jung und voll Geist. Der Verstand konnte nichts wider ihn einwenden, aber mein Herz fand allerley Bedenken. Er war im Anfange seines Aufenthalts in der Residenz um jede schöne Blume geflattert. Zuletzt schien er sich zwar für Ida zu entscheiden, er zeichnete sie auf jede Art aus, und nährte in ihr, und Allen, die ihn beobachteten, gegründete Hoffnungen, daß er sich nächstens erklären, und ihr seine freye Hand und sein großes Vermögen anbiethen würde; aber diese Erklärung verzog sich von einer Woche zur andern, ohne daß man eine Ursache davon einsah, und dieß, nebst der ganzen Abgemessenheit des jungen Menschen, die mitten durch ein tollscheinendes Betragen nur zu wohl durchblickte, flößte mir Mißtrauen ein.

Meine Wahl war daher unter den Bewerbern um Ida's Gunst längst entschieden. Lehmbach, vor der Welt vielleicht der unscheinbarste von ihnen, erschien mir im würdigsten Licht. Er war von geringerer Geburt, als die beyden Andern, aber seine Talente hatten ihm einen Platz verschafft, der ihm erlaubte, sich dicht neben sie zu stellen. Wenn sein Witz nicht so schimmerte, wie jener des Grafen, so übertraf er ihn an soliden Kenntnissen, und den Fürsten ließ er in dieser Rück-

sicht weit hinter sich. Sein Vermögen war zwar mit dem dieser Beyden nicht zu vergleichen, aber er hatte Jugend und Wohlgestalt gegen den Fürsten, und eine offene, rechtliche Liebe gegen Milota's galantes künstliches Betragen in die Wagschale zu legen.

Ich sagte das Ida sehr oft, und schrieb es auch Dir. Ihr waret beyde anderer Meinung. Im ** bad trug es der Fürst bey Dir, in der Residenz Milota bey Ida über Lehmbach davon. Auch das hätte ich ihr noch mögen zu Guten halten; aber was ich nicht billigen konnte, war die Art, wie sie Lehmbach behandelte, und die wahrlich an Übermuth grenzte. Er fühlte es tief, denn er hatte es nicht verdient. Er zog sich endlich zurück, und überließ Ida ihrem Stolz und ihren Hoffnungen.

Doch eben diese Hoffnungen blieben Wochen, ja Monathe lang, was sie waren. Der Graf betrug sich immer gleich aufmerksam, gleich galant, selten zärtlich, oft künstlich. Ich suchte Ida bemerkbar zu machen, daß wahre Liebe sich nicht so benehme, ja sich so umsichtig und klug zu erhalten gar nicht im Stande sey; aber ihr lebhafter Wunsch, ihre hohe Meinung von Milota, und, um die Sache mit dem wahren Nahmen

zu nennen, ihre Eitelkeit erlaubten ihr nicht, hier klar zu sehen, und meiner Warnung Gehör zu geben. Mit einem Scharfsinn, den ich bewundern mußte, so wenig ich glaube, daß er bey einem wahrhaft liebenden Herzen Platz gefunden hätte, wußte sie sich alle räthselhaften Wendungen seines Benehmens zu deuten, die günstigen in vollem Lichte aufzufassen, und sich durch keine meiner Bemerkungen in ihrer Ansicht irre machen zu lassen. Ich hatte vielmehr dadurch nichts erreicht, als ihr Herz von mir zu entfremden, das sich bald ganz und ausschließend zu Dir, als derjenigen Vertrauten, wandte, die nun freylich die beßte und natürlichste, aber in diesem Fall auch die partheyischeste war.

So vergingen vier Monathe, als wir hörten, Milora's Vater werde erwartet, um seinen Sohn von hier abzuhohlen. Nun glaubte Ida das Ziel ihrer Wünsche zu fassen. Der alte Graf kam an; ein würdiger, gebildeter Mann, der uns öfters besuchte, und mit Auszeichnung behandelte, aber auch nicht das Geringste in seinem Betragen verrieth, was auf Ida's Hoffnungen deutete. Jetzt zum ersten Mahl fing auch in ihrer Brust ein Zweifel sich zu regen an, besonders nachdem der Sohn seit des Vaters Anwesenheit

viel seltener, und nie ohne diesen zu uns kam. Aber noch sträubte sich ihr Stolz gegen die Anerkennung irgend eines Irrthums, bis endlich hier und dort sich erst leise, dann lauter, das Gerücht verbreitete, der alte Milota sey gekommen, um mit Graf Isenheim das Heirathsgeschäft zwischen dessen Tochter, die auf dem Lande bey ihrer Mutter lebt, und seinem Sohne zu beendigen, indem die beyden jungen Leute schon seit ihrer Jugend versprochen waren, und die Verbindung nur aus Familien-Rücksichten vor der Welt geheim gehalten wurde.

Ich sah die gewaltsame Wirkung wohl, welche diese Nachrichten auf Ida's Gemüth machten. Aber ihr Stolz, und ihre vorige Zurückhaltung erlaubten ihr nicht, mit mir darüber zu sprechen, und durch eine solche Mittheilung ihr gepreßtes Herz zu erleichtern. Sie litt, das konnte ich sehen; aber sie trug ihr Anliegen mit Kraft und scheinbarer Gleichgültigkeit, bis vorgestern Jemand bey uns eintrat, der eben vom Hofe kam, wo der alte Graf die bevorstehende Heirath seines Sohnes förmlich erklärt, und ihn als Bräutigam dem Fürsten vorgestellt hatte. Ich sah auf Ida, und ich muß Dir gestehen, daß Mitleid und Bewunderung sich in mir misch-

ten, indem ich sie beobachtete. Sie erblaßte zuerst, und ihr Auge erlosch, so daß ich glaubte, sie würde umsinken. Dann fuhr eine Purpurgluth über ihr Gesicht, ihre Blicke flammten, sie zitterte; aber sie beherrschte dieß Zittern, ja sogar ihre Stimme, als sie sich gleich darauf ins Gespräch mischte, verrieth den Sturm nicht, der in ihrem Inneren vorging. Kein Mensch, als wer so genau mit der Geschichte ihres Herzens vertraut war, wie ich, konnte das Geringste an ihr merken. So ist sie noch. Kein Wort nennet den Niederträchtigen, der sie so lange mit täuschenden Hoffnungen hinhielt. Sie verliert keinen Laut über die Geschichte, auch nicht gegen mich. Sie thut überhaupt jetzt gar nichts. Sie zeichnet nicht, singt nicht, arbeitet nicht, sie schläft auch nicht, sie ißt beynahe nichts, aber sie läuft den ganzen Tag von einem Besuch zum andern, lacht, plaudert, tobt, könnte man sagen, in toller Laune, und scheint lustiger als je.

Diese Comödie mag die Welt täuschen, und das ist, wenn Du willst, recht; mich täuschet sie nicht. Ich lese in Ida's Herzen, ich sehe den aufreibenden Kampf, der in ihm vorgeht, und ich fürchte für ihre Gesundheit. Darum habe ich beschlossen, obgleich mein Prozeß meine Anwe-

senheit hier wohl noch verlangte, das arme Mädchen weg, und in Deine Arme zu führen, damit sie keine Zeuginn der weiteren Ereignisse, und besonders nicht der Hochzeitfeyerlichkeiten seyn dürfe, welche, wie man sagt, in fünf bis sechs Wochen mit vielem Pomp gefeyert werden sollen.

Ich hielt es für meine Pflicht, Dir von diesem allem, und besonders von meinem vorhabenden Schritt Nachricht zu geben; denn ich sehe wohl, daß Ida sich nicht überwinden kann, über eine Sache zu sprechen, die ihren Stolz so sehr verwundet. Was mich betrifft, so preise ich, wie ich Dir im Eingange meines Briefes gesagt habe, die Vorsicht, daß es so gekommen ist. Ein Mensch, der so falsch, ja so schadenfroh seyn kann, ein Mädchen, welches ihm auf keinerley Art durch ihr Betragen ein Recht dazu gegeben, so künstlich zu täuschen, würde weder Ida, noch irgend eine Frau glücklich machen. Gottlob! Der Zauber ist zerstört, und wenn auch Ida's Herz für den Augenblick blutet, so ist das besser, als wenn sie ihr ganzes Leben hindurch bereuen müßte. Auch ist sie muthig und stark, jung und frohen Sinnes, und solche Narben verharschen mit der Zeit. Sie kann

noch wohl warten, und der Freyer, der sie verdient, bleibt ihr nicht aus. Darum bin ich mitten unter diesen Stürmen getrosten Muthes, und hoffe, daß, wenn wir nur erst bey Dir sind, sich Alles geben wird.

Zehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 24sten März 1811.

Nach dem, was ich aus den Reden der Tante schließen konnte, hat sie Ihnen vor einigen Tagen Nachricht von den Vorfällen der letzten Zeit gegeben, und auch von unserer bevorstehenden Reise Meldung gethan. Daraus wird nun nichts. Die Umstände haben sich plötzlich verändert, und ich freue mich, geliebte Mutter, Ihnen ein eben so unerwartetes, als höchst angenehmes Ereigniß anzukündigen. Es hat sich eine bedeutende, ja, ich darf sagen, eine in aller Rücksicht wünschenswerthe Parthie für mich gefunden, zu welcher ich Ihre und Tantens Einwilligung schnell zu erhalten nicht zweifle.

Ein Graf von Lichtwerth, Sohn des **schen Gesandten am hiesigen Hofe ist vor drey Wo-

chen hier angekommen. Sein Vater hat ihn in den Gesellschaften vorgestellt, und, obwohl er sonst unser Haus selten besuchte, ihn auch sogleich bey uns eingeführt.

Ich konnte aus Allem, was ich sah, schließen, daß dieß nicht ohne Absicht geschah, und es hat sich also bewährt. Gestern hat der Vater bey der Tante um mich angehalten, und ich eile, Ihnen genaue Nachricht von allen Umständen zu geben, und recht dringend um Ihre Einwilligung zu bitten.

Der junge Lichtwerth ist nicht schön, aber er ist nicht abschreckend. Eine lange Kränklichkeit hat ihn in seinen Kinderjahren von früher Anstrengung abgehalten, aber Fleiß und Beharrlichkeit haben in der Folge das Fehlende ersetzt. Er hat keinen schimmernden Verstand, aber er hat gesunde Beurtheilungskraft, und viele schöne Kenntnisse in der Botanik, Chemie, Ökonomie, die ihm auf seinen weitläufigen Gütern sehr zu Statten kommen, und zugleich eine unerschöpfliche Quelle von Zerstreuung und Unterhaltung für ihn, und seine nächsten Umgebungen sind. Er ist der älteste Sohn, seines Vaters Vermögen ist sehr groß, die Familie alt, glänzend, von jeher durch wichtige Staats- und Kriegs-

dienste vortheilhaft ausgezeichnet. Wilhelm, so heißt der junge Graf, lebt auf einem Gute, das ihm sein Vater bereits abgetreten hat, und das er aufs vortheilhafteste bewirthschaftet. Von seiner Mutter, die von ihrem Mann seit langen Jahren getrennt lebt, hat er ebenfalls einiges Vermögen zu erwarten; denn er ist ihr einziger Sohn, und seine beyden Brüder sind Kinder der zweyten Frau des Grafen. Er würde, mir zu gefallen, den Winter in einer Residenz zubringen, und ich soll die Freyheit haben, wenn mir das Gut, auf dem er jetzt lebt, nicht gefiele, mir unter den Gütern seines Vaters ein anderes zum Wohnort zu erwählen.

So sind die Umstände, liebste Mutter, und was ließe sich wohl gegen eine solche Parthie einwenden? Darum füge ich, um Sie zu bestimmen, nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß diese Heirath oder vielmehr Ihre Einwilligung dazu alle dringenden Wünsche meines Herzens erfüllen, und mich unaussprechlich glücklich machen würde. Ich weiß, daß Sie mich mit dem zärtlichsten Muttergefühl lieben, daß mein Glück Ihnen theuer ist, und daß Sie von dem Stande der Dinge und meinen gegenwärtigen Verhältnissen unterrichtet sind. Ich muß hei-

rathen, je eher und glänzender, desto besser. O versagen Sie mir Ihre gütige Einwilligung nicht! Je schneller ich sie erhalte, desto glücklicher wird sie mich machen. Mutter! Theure, geliebte Mutter! Sieh Dein Kind vor Dir auf den Knieen! Höre sein dringendes Flehen, und gewähre, was Du nicht verweigern kannst, ohne mich grenzenlos unglücklich zu machen!

Eilfter Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 24ten März 1811.

Ida hat mir gesagt, daß sie Dir von einem neuen Ereigniß, und von einem Entschluß Nachricht gegeben hat, worauf ihre ganze Seele jetzt mit Heftigkeit gerichtet ist, welcher mir aber theils eben deßwegen, weil diese Heftigkeit das Mädchen hindert, vorurtheilslos zu sehen, theils seiner ganzen Natur wegen höchst zuwider, und wahrhaft verderblich scheint.

Was sie Dir in Rücksicht der Vermögensumstände des Freyers und der Familien-Einrichtungen geschrieben hat, ist wahr. Lichtwerth ist in dieser Hinsicht eine der besten Parthien, die man für ein Mädchen wünschen kann. Aber seine Gestalt ist unansehnlich, und seine Gesundheit schon von Geburt an schwächlich. Auch hat diese körperliche Schwäche auf seinen Geist gewirkt, und wie im physischen so auch im moralischen

hat bloß eine vortreffliche Erziehung ihn zum Theil aus dieser traurigen Lage gerissen. Er hat zwar allerley gelernt, und ist nicht eben dumm, nicht eben krank, und auch nicht eben widrig; aber er ist doch durchaus kein Mann, der ein Mädchen von so viel Verstand, Schönheit und Talenten, wie unsere Ida, glücklich machen könnte. Woher ihr schneller Entschluß stammt, kannst Du errathen. Es ist der durch Milota's Falschheit gekränkte Stolz. Sie will nicht als eine Verlassene vor der Welt erscheinen, und vielmehr zeigen, daß sie einen noch reicheren, glänzenderen Freyer hat finden können; denn der Gesandschaftsposten des Vaters wirft einen hellen Schein auf den Sohn. Sie setzt gerade ihren Stolz darein, noch vor, oder wenigstens zugleich mit Milota getraut zu werden, und es scheint sie am meisten zu kitzeln, daß sie an Pracht und Schmuck, wie an Gestalt und Talenten, Milota's Braut, die ein einfaches Landmädchen ohne Vermögen ist, verdunkeln wird. Das sind die Beweggründe ihrer Heirath, darum will sie ihr ganzes Lebensglück opfern, und, wie ein rasender Spieler an der Pharobank, ihre Ruhe, ihre Freuden, ja vielleicht ihr Gewissen auf eine Karte der Eitelkeit und gekränkten Liebe setzen.

O laß das nicht zu, liebe Schwester! Sprich durch Dein mütterliches Ansehen dazwischen, und halte sie ab, in ihr Verderben an der Seite eines halb blöden Mannes zu laufen! Ich habe gethan, was ich konnte; aber ich habe längst ihr Vertrauen verloren, und der nur zu richtige Erfolg meiner Warnung hat, statt ihren guten Verstand für meine Ansichten zu gewinnen, ihr Gemüth, wie es scheint, noch mehr von mir gewendet. Wenn sie diesen Mann nimmt, und mein unglücklicher Einfall, sie mit mir ins Bad und hierher in die Residenz zu führen, so traurige Folgen hat, dann muß ich den Tag unter meine unglücklichsten rechnen, wo er zuerst in mir entstand, und weder meine gebesserte Gesundheit, noch der hoffnungsvolle Gang meiner Geschäfte werden mich über das dadurch entstandene Unglück trösten. Leb wohl!

N. S. Noch muß ich beysetzen, daß Lichtwerths Mutter jene Frau ist, die Graf O'born vor Dir hätte heirathen sollen, und die dann später — Doch Du weißt das selbst besser als ich, und es bedarf wohl dieses Umstands nicht, Dich gegen eine Heirath zu bestimmen, welche ohnedieß auf jede Art verwerflich ist.

Zwölfter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schwester.

— — g den 30sten März, 1811.

Zu der Heirath mit dem Grafen Lichtwerth kann und werde ich nie meine Einwilligung geben; denn obwohl ich die Sache aus einem ganz verschiedenen Gesichtspuncte ansehe, als Du, so stimme ich doch in der Hauptsache ganz mit dir überein: Meine Tochter soll nie — nie — ihre Hand in die des Grafen Lichtwerth legen!

Du weißt, wessen Sohn er ist, und du kannst noch andere Gründe anführen?

Nur mit meinem Tod wird der Haß gegen das Weib, das ihn erzeugte, meine Brust verlassen, und wenn ich im Stande wäre, Pöbelmeinungen beyzupflichten, würde ich sagen: Sieh die Strafe ihrer Sünden an dem elenden geist- und körperschwachen Kinde!

Das darf zwar Ida nicht erfahren. Ihr werde ich andere Gründe sagen; aber heirathen — heirathen darf sie ihn nicht.

In ihre Gefühle, Milota's wegen, gehe ich ganz ein, obwohl sie auch gegen mich kein Wort über diese schändliche Täuschung verliert, und zu stolz zum Klagen ist. Sie nennet mir seinen Nahmen seit vier Wochen nicht mehr in ihren Briefen. Er ist ein Niederträchtiger, und Ida soll vor der Welt glänzend gerächt und neidenswerth dastehen. Aber Lichtwerth ist nicht der Mann, dem diese Rache anzuvertrauen ist. Ich muß schließen. Die Post geht bald ab, und ich habe meiner Tochter noch viel zu sagen. Leb wohl!

Dreyzehnter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

— — d den 30sten März 1811.

Was Du mit so viel Zuversicht von mir zu erhalten hofftest, mein geliebtes Kind, bin ich, so leid es mir ist, nicht im Stande, dir zu geben, nähmlich meine Einwilligung zu Deiner Heirath mit dem **schen Cavalier. Ich sage dir das unumwunden und schnell; denn Du bist vernünftig, meine Tochter, und dein Herz ist, wie ich es jederzeit wünschte, bey diesem Plane nicht im Spiele. Aber so wie ich von jeher gewohnt war, nichts ohne gute Gründe von dir zu verlangen, so will ich Dir die meinigen auch jetzt auseinandersetzen. Du wirst dann nicht mir, sondern der Vernunft gehorchen, die durch mich zu Dir spricht, und dieser gehorcht es sich ja leicht.

Ich kann mich in Deine Lage und Deine Ansichten von dem Stand der Dinge ganz hinein

denken, obwohl Du seit einiger Zeit eines gewissen Verhältnisses, das früher, und fast den ganzen Winter hindurch, den Hauptinhalt Deiner Briefe ausmachte, nicht mehr erwähntest; ja ich habe eben aus diesem Stillschweigen den Zustand Deines Gemüths entnommen, und kann, wie Du fühlst, und was Du vorhast, im Allgemeinen nur billigen. Im Allgemeinen! Merke wohl! Es steht einem Mädchen allerdings an, bey vereitelten Hoffnungen, wie gerecht sie auch waren, die Gelassene, ja die Unbekümmerte vorzustellen, und auch, wenn sich eine annehmbare Gelegenheit dazu darbiethet, durch eine schimmernde Entschädigung vor der Welt dem Heuchler zu seiner Beschämung, und schadenfrohen Menschen zu ihrer besseren Erkenntniß zu beweisen, daß es nicht allein durch jene Niederträchtigkeit nicht unglücklich, sondern liebenswürdig genug ist, etwas Besseres zu finden. Das ist der allgemeine Satz, und in so fern eine richtige Ansicht. Aber im Einzelnen leidet, ja fordert seine Anwendung Ausnahmen, und daher eine nähere Beleuchtung. Nicht alles, was in der Idee richtig ist, ist es auch in dem Leben. Das ist eben der Vorzug der Verständigen vor den Gelehrten, und kluger Weiber vor schulgebildeten Männern, daß sie das Gegen-

wartige richtig erkennen, die Theorie von der Praxis zu unterscheiden, und das allgemein Wahre in richtiger Abänderung auf einen einzelnen Fall anzuwenden wissen.

Diese vernünftige Ansicht fordert aber von uns, daß wir Alles genau prüfen, um es klar zu erkennen; und da zeigt sich mir sogleich in der Schilderung des Grafen Lichtwerth, wie Du sie mir selbst gemacht, und wie er mir noch aus früherer Bekanntschaft mit seinen Angehörigen erschienen ist, daß Du zu Deinen Absichten nicht passend gewählt hast. Lichtwerth ist ein armseliger, beynahe lächerlicher Mensch. Er ist der Sohn eines widrigen, gehaltlosen Vaters, und einer schlechtdenkenden, liederlichen Mutter, die sich kein Gewissen daraus machte, verheirathete Männer von ihrer Pflicht abzulenken, und die Fackel der Zwietracht in ehrliche Häuser zu werfen, eines Geschöpfes, weit verächtlicher und dabey uninteressanter, als eure gelehrte Sarewsky zu seyn scheint, und mit der selbst ihr Mann, so unbedeutend er ist, nicht leben konnte. Auch hast Du diese Bekanntschaft erst gemacht, seit jener Heuchler sich bestimmt für seine erste Verlobte erklärt, und dadurch gezeigt hat, daß er es nie ehrlich mit Dir meinte. Glaubst Du, daß die Welt,

daß Er selbst diese Heirath für etwas Anderes, als, was sie ist, für einen Nothbehelf halten, daß ihr Gespött Deines elenden Bräutigams und Deiner schonen, und irgend ein Mensch Dich um diese Parthie beneiden werde?

Nein, Ida! Dieser Plan ist nicht zweckmäßig, und folglich nicht gut. Er ist nicht vernünftig, und darum wirst, und mußt Du ihn aufgeben. Ich tadle Deine Absicht nicht, aber Du wählst schlechte Mittel. Höre einen Vorschlag, den ich Dir machen will, der allen Ansichten entspricht, jede Forderung erfüllt, und den Du, wie ich hoffe, mit beyden Händen ergreifen wirst!

Fürst Radvinsky hat, wie ich aus Deinen und der Tante Briefen gesehen habe, seine Bemühungen um Dich nie ganz aufgegeben. Er ist vielleicht nicht so begütert, als Lichtwerth, aber viel mehr als Milota. Er hat Dir einen Fürstenhuth zu biethen, da jener nur die ohnedieß Dir angeerbte Grafenkrone um den Myrthenzweig schlingen könnte. Er ist nicht jung, aber er bleibt, was er ist, ein ehrlicher, und in der Welt geachteter Mann. Er liebt Dich längst. Du kannst Milota und die Welt glauben, oder doch darüber in Zweifel lassen, ob Du nicht eben so wohl mit Milota's Neigung, wie er mit Deinen

Hoffnungen gespielt, und ob nicht der Plan, den Fürsten zu heirathen, längst bey Dir beschlossen gewesen.

Dich dem Fürsten zu nähern, die nicht erloschene Gluth zu Flammen zu wecken, und ihn zu einem baldigen Entschluß zu bestimmen, der Deinen Wunsch, vor oder mit Milota zugleich an den Altar zu treten, erfüllt, wird meiner klugen, schönen Ida nicht schwer werden, und so sehe ich alle Zwecke in diesem Project auf's schönste vereinigt, Deine und meine Wünsche erreicht, und Dich an einem Nichtswürdigen gerächt, der Deiner nie werth war, und Dich nie glücklich gemacht haben würde.

Ein Wort bleibt mir nach Allem diesem noch zu sagen übrig. Du hast unstreitig jetzt unangenehme Stunden gehabt, und hast sie wohl noch. Das thut mir herzlich leid, wie Du denken kannst. Aber, liebe Ida, schilt den Arzt nicht, der Dir nicht allein sagt, daß Dein Übel Deiner künftigen Gesundheit beförderlich sey, sondern noch überdieß die bittere Arzeney eines wohlgemeinten Tadels geben muß. Wie konnte meine kluge, verständige Tochter sich nun schon zwey Mahl von Jugend, Wohlgestalt und einem Anstrich von Weltbildung hinreißen lassen, um

das erste Mahl bey wirklicher Neigung der Unbedeutenheit des Wesens, und das zweyte Mahl bey anständig glänzenden Aussichten den Mangel an wirklicher Neigung so ganz zu verkennen? Hat sich Milota wohl jemahls so betragen, daß Du auf eine wahre Liebe von seiner Seite schließen konntest? Trugen nicht Deinen und der Tante Briefen zu Folge alle seine Bestrebungen um Dich vielmehr den Stämpel galanter Artigkeit, als inniger Neigung? Fiel es Dir nicht auf, daß ihr in vollen vier bis fünf Monathen einander nicht näher kamt, und daß er Besonnenheit genug besaß, um sich die ganze Zeit über in den Schranken eines zweydeutigen Benehmens zu halten, das jeder Auslegung fähig war, und zu keiner klaren Überzeugung führte? Wahrlich, liebe Ida, hier hat sich Dein gewohnter Scharfsinn ganz verläugnet. Ich kann mir es nicht anders erklären, als daß Dein Herz schon zu sehr für den Falschen eingenommen, und Dein richtiger Blick mit Nebeln umschleyert war, und so muß ich sagen: Gut, daß es so gekommen, und Du diese bittere Erfahrung gemacht hast! Sie wird Dich in Zukunft vor ähnlichen Mißgriffen bewahren.

Du weißt nun meine Ansicht der Dinge, und die Vorschrift für Dein Betragen. Ich hoffe,

daß sie Dir nicht allein als die vernünftigste einleuchten, sondern auch, daß Du sie mit um so willigerem Herzen befolgen wirst, da Dich ohnedieß keine Neigung, so wie kein innerer Gehalt, an diesen Lichtwerth zieht, und Du Dich zugleich überzeugt halten kannst, daß ich nie einen Ausspruch ohne vorhergegangene Prüfung gethan habe, und also meine Einwilligung zu einer Heirath mit diesem Menschen nun und nimmer zu erhalten steht. Leb nun wohl, liebe Tochter, und laß mich durch Dein Betragen sehen, daß Du mich und die Vernunft liebst!

Vierzehnter Brief.

Die Gräfinn von Lichtwerth an ihren Sohn.

Rothenberg am 2ten Aprill 1811.

Dein Brief vom 20sten des vorigen Monaths, lieber Sohn, ist sehr spät in meine ländliche Einsamkeit gelangt, indem ich ihn erst diesen Morgen erhalten habe, da er doch dem gewöhnlichen Postenlauf zu Folge schon viel früher hätte eintreffen können. Um so mehr muß ich eilen, Dir auf seinen eben so überraschenden als wichtigen Inhalt Antwort zu gehen, und so vielleicht noch einem allzuschnellen Schritte durch meine Einsprache zuvorzukommen.

Aber um dieß zu thun, und Dir, mein einziges, geliebtes Kind, die wahre Gestalt der Verhältnisse, in welche Du zu treten vorhast, klar vor Augen stellen zu können, muß ich ein schweres Werk beginnen, indem ich in meine von fremder Bosheit und eigener Schwäche verdüsterte Ver-

gangenheit hinabsteige, und dir über das Schicksal Deiner unglücklichen Mutter jene Aufschlüsse gebe, die Dir sonst, so lange ich lebte, verborgen bleiben, und erst nach meinem Tode durch eine Beylage meines letzten Willens enthüllt werden sollten. Dort ist Alles weitläufig erzählt. Es liegen die Briefe bey, welche Dich am Besten mit der Denkart der Personen, von denen sie vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben wurden, bekannt machen können. Es sind endlich alle gerichtlichen Papiere beygeschlossen, aus welchen Du den wahren Stand der Dinge, die Schuld und Unschuld Deiner Mutter, die Härte, die unglücklichen Leidenschaften, und die Schwäche der mithandelnden Personen erkennen kannst.

Lange, lange habe ich an jenem Aufsatze geschrieben. Als er geendet war, glaubte ich meine Rechnung mit der Welt geschlossen. Aber Dein jetziger Plan zwingt mich, das längst Abgethane wieder vorzunehmen, noch einmahl jene traurigen Stunden im Bilde vor meiner Seele vorübergehen zu lassen, noch einmahl mich in die dunkeln Tiefen jener schmerzvollen Zeit zu versenken. Es ist für Dich, für Dein Glück! Der Gedanke wird mich halten, und ich will mich so kurz fassen, als es möglich ist.

Hier auf Rothenberg, auf der kleinen Bergveste, wo meine Ältern lebten, und die nach ihrem Tode mein Erbtheil ward, bin ich geboren und erzogen worden. Einsam, still, in Gottesfurcht und häuslicher Einfalt floß mein, und unsers ganzen Hauses Leben hin. Wir kamen nie in eine große Stadt, und alle meine Kenntnisse von der Welt und dem Umgange mit Menschen beschränkten sich auf Besuche in der Nachbarschaft, und bey einigen Freunden in der kleinen Stadt, aus welcher wir die wenigen Bedürfnisse hohlten, die unser Landsitz nicht selbst erzeugte, und wo ein Regiment cantonirt war, dessen ältere Offiziere uns zuweilen besuchten. Den jüngeren war der Eintritt in ein Haus, wo nebst mir noch zwey andere sehr hübsche Töchter lebten, streng verwehrt.

Der Oberste dieses Regiments, ein bewährter Freund meiner Ältern, ging ab. Ein anderer kam an seine Stelle. Graf O'born trat auch hierin in die Fußstapfen seines Vorgängers, daß er auf Rothenberg Besuch ablegte, und bald, wie jener, bey uns einheimisch ward. Sein einziger Sohn diente als Adjutant unter ihm. Ein Dienstgeschäft zog ihn einst zum ersten Mahle in unser Haus, wo er seinem Vater in einer dringenden

An-

Angelegenheit Rapport zu erstatten hatte. Bis jetzt hatte ich außer den Söhnen unserer Nachbarn, und einigen jungen Beamten, von denen jene durch Erziehung, diese durch ihre Verhältnisse mir nicht gleich standen, keinen jungen Mann gesehen. Um so lebhafter wirkte der erste Anblick des Grafen auf mich. Eine edle Gestalt, Bescheidenheit, Anstand, und eine überschwengliche Gutmüthigkeit, welche sich in Worten, Mienen und Betragen offenbarte, gewannen ihm nicht bloß mein Herz, sondern zogen auch meine Ältern, und Alle, die ihn kennen lernten, an den liebenswürdigen jungen Mann.

Was soll ich Dir lange erzählen, und durch jene schönen Erinnerungen den Stachel meines folgenden Unglücks schärfen? Genug, dem herzlichen bescheidenen Jüngling, dem Sohn des vertrauten Freundes zu Liebe wurde eine Ausnahme von der Regel gemacht. Er durfte uns mit seinem Vater besuchen, er kam auch oft allein, wir lernten uns näher kennen und liebten uns.

Aber der alte Graf hatte ganz andere Absichten mit der Hand und dem Vermögen seines einzigen Sohnes, als ihn Beydes einem einfältigen, nicht reichen Landfräulein biethen zu lassen, das nichts für sich hatte, als eine gute Erziehung und

Wohlgestalt. Fritz wurde zu einem andern Regiment übersetzt; wir waren getrennt.

Weite Länder, Jahre und Kriegsstürme legten sich zwischen uns. Unsere Briefe wurden aufgefangen, Keines wußte mehr etwas von dem andern. Fritz war indeß bis zum Stabsoffizier vorgerückt, wurde verwundet in das Haus des reichen Herrn von Alvensleben gebracht, lernte dort die schöne, talentvolle Tochter desselben kennen, liebte, und heirathete sie.

Von meinen Empfindungen, als ich diese Nachricht erhielt, sage ich Dir nichts. Der Tod meiner Ältern hatte mich zur Waise gemacht. Ich lebte bey einer Tante in Breslau. Als ich mich wieder aufzurichten und die Welt um mich zu erkennen anfing, kam dein Vater in die Stadt. Er war jung, angenehm, reich. Er sah mich, und fühlte sich von meinen verblühenden Reizen, ja selbst von meinem Kummer, angezogen. Meine Hoffnung auf Glück war ausgegangen, mein Stolz gekränkt, für Deinen Vater hatte ich Wohlwollen und Achtung, und ward seine Frau.

O'borns Ehe war schimmernd, aber nicht glücklich. Auf den Taumel der ersten Leidenschaft folgte bald die Erkenntniß von der wenigen Übereinstimmung der Gemüther. Der Gräfinn stolzer,

harter Character, ihre ungemessene Herrschsucht, und ihre kalte Modeaufklärung, standen im schneidendsten Contraste mit O'borns weichem, liebeverlangenden Gemüthe, ja selbst ihre guten Eigenschaften, ihre Besonnenheit und Weltklugheit stießen sich in unaufhörlicher Reibung an seinen Fehlern, die aus einem zu lebhaften Gefühl, mit etwas Leichtsinn verbunden, stammten. Sie sah ihn fehlen, und warf sich zu seiner Hofmeisterinn auf. Er ertrug dieß ungeduldig. Der Saamen ewiger Zänkereyen war ausgestreut; jede Schwäche von O'born's, jede Zurechtweisung von ihrer Seite verbitterte die Gemüther noch mehr. Sein Herz fand keine Antwort in dem ihrigen, ihr Verstand überhob sich in scheinbarem Bewußtseyn ihres Rechts über ihn. Mit Sehnsucht harrte er auf die Geburt des ersten Kindes, die in dem zweyten Jahre ihrer freudenlosen Ehe erfolgte. Sein liebendes Herz hoffte, daß sich die Gattinn in der Mutter wieder zurecht finden, und ein milderes Gefühl das stolze Weib an den Vater ihres Kindes ziehen würde. Er hatte sich verrechnet. Gräfinn O'born fand sich eben durch ihre Mutterpflicht, der sie mit lobenswürdiger Treue vorstand, von aller Rücksicht auf den Gemahl enthoben, und vernachläßigte

nun, da ihr Geist einen andern Gegenstand hatte, auf den er alle seine Thätigkeit wenden konnte, den ersteren völlig.

O'born, bitter getäuscht in dieser letzten Hoffnung auf schuldlose Freuden im Inneren seines Hauses, und empört durch das lieblose Tadeln seines Weibes, suchte auswärts das Wohlwollen und die Erheiterung, welche ihm in seinen vier Mauern nicht werden wollten. Lustige Freunde bemächtigten sich seiner; sein offener Sinn, seine Gutmüthigkeit, sein Geld waren ihnen willkommen. In dieser Zeit kamen wir nach **g, und ich sah zufälliger Weise denjenigen wieder, der einst meine erste und einzige Liebe gewesen war. Deines Vaters innerer Gehalt hatte mir jederzeit Achtung eingeflößt, und sein Betragen mich in jeder Forderung zufrieden gestellt. Aber die stille Sehnsucht meines Herzens war doch geblieben — und plötzlich stand der ehemahlige Gegenstand derselben eben so schön, eben so liebenswürdig, nur durch seine düstere Verstimmung noch anziehender, vor mir. Laß mich den Schleyer über jene Zeit der Verirrung ziehen! Jahre der Leiden und der Reue sind darüber hingegangen, aber alle Thränen derselben haben die Erinnerung an ein strafbares und doch theures Verhältniß nicht

auszulöschen vermocht. Doch hätte noch Alles gut gehen, und das Ganze in den Schranken anständiger Verborgenheit bleiben können, wenn nicht der beleidigte Stolz der Gräfinn O'born, statt ihres Mannes zu schonen, und den Verirrten noch auf solche Art zurück zu führen, sie gereizt hätte, alle Klugheit, deren sie sich sonst so gern rühmt, zu vergessen, und die Sache mit einer Öffentlichkeit zu behandeln, welche ihn, mich und Deinen Vater in das schmerzlichste Verhältniß brachte. Das war die schrecklichste Zeit meines Lebens, und ich glaube, Gott wird, was ich damahls durch zwey volle Jahre litt, mir gnädig zur Versöhnung eines großen Theils meiner Schuld anrechnen.

Unsere Ehe war nun auch vergiftet. Zwischenträger und böswillige Verwandte, welche Deines Vaters Verbindung mit mir nie gern gesehen hatten, traten eifrig auf, trugen hin und her, verbitterten die Gemüther, mißdeuteten Worte und Schritte, ja selbst Deine Geburt und Schwächlichkeit — und Du hattest doch das Licht ein ganzes Jahr eher erblickt, als das Schicksal mir den Gegenstand meiner ersten Liebe zum zweyten Mahle gezeigt hatte — wurden mir zum Vorwurf, zur Folge meines Leichtsinnes gemacht.

Deines Vaters Herz entfremdete sich von mir, wir trennten uns. Dein Vater nahm Dich mir, und mit Dir Alles, was mich noch an die Welt band. Zu stolz, um von dem Manne, an den eigentlich nie Liebe, nur Achtung mich gebunden hatte, eine Unterstützung anzunehmen, zog ich mich auf das kleine Erbtheil meiner Ältern zurück. Eine meiner Schwestern war längst gut verheirathet, die andere gestorben. Seit sechzehn Jahren lebe ich hier. Du bist von mir getrennt, der Freund meiner Jugend ist todt. Wilde Leidenschaften, entzündet und aufgeregt durch das unwürdige Betragen seines bösen Weibes, durch mein Unglück, das er sich vorwarf, durch unsere Trennung, stürzten ihn in Ausschweifungen, in denen er sein Unglück zu vergessen dachte. Er starb in der Blüthe seiner Jahre. Sein Bild und der Brautring, den er einst für unsere gehoffte Vermählung machen lassen, und seitdem treu aufbewahrt hatte, waren sein Vermächtniß an mich. Seine frohe Witwe überantwortete es mir treulich. Ich habe jetzt nichts, nichts auf der Welt, das mir Theilnahme oder Wunsch einflößt, als Dich und Dein Lebensglück, o mein Wilhelm! Aber auch das sehe ich nun gefährdet, und zwar von derselben Seite, die das meine stürzte!

Du bist im Begriff, die Tochter der Gräfinn O'born zu heirathen. Könnte ich hoffen, daß nur eine Ader von ihres Vaters edlem weichen Herzen in ihr schlüge, ich wollte Dein und mein Geschick segnen, und Gott preisen, der nach so langen bitteren Leiden das Glück, das er mir versaget, Dir zugewendet, und Dich mit dem Ebenbilde des unvergeßlichen Freundes vereinigt hätte. Aber es ist nicht so, ich weiß es ganz genau. Gräfinn Ida trägt, wie die Gestalt, so auch das Gemüth ihrer Mutter. Sie ist stolz, herrschsüchtig, für sich eingenommen, ja sie kennt nur sich und ihren Vortheil. Du bist ihr nichts als ein Werkzeug, ihre Absichten auszuführen. Zu glanzen, eine Rolle zu spielen, Aufsehen zu machen, dazu dient ihr Dein großes Vermögen und selbst Dein weiches Gemüth vortrefflich. Bey Dir hofft sie zu erreichen, was ihrer Mutter mit ihrem unglücklichen Gatten nicht gelang, Deinen Sinn zu beugen, und Dich zu ihrer Puppe zu machen. Zürne nicht, mein lieber Sohn, über den Spiegel, den ich Dir vorhalte! Klage mich keiner Härte gegen Dich an! Deine Kränklichkeit, Deine zurückgesetzte Jugend sind, so wenig sie meine Schuld sind, doch mein bitteres Leiden. Sie sind es um so mehr, da ich fest überzeugt bin, daß, wenn

man Dich unter meiner treuen Mutterpflege gelassen, und den kaum vierjährigen schwachen Knaben nicht fremden Händen anvertrauet hätte, Du der Natur zum Trotz fröhlich gediehen wärest, und Dich jetzt mit den meisten jungen Leuten Deines Alters und Standes messen könntest. Das Alles geschah um jenes stolzen, kalten Weibes willen, deren Ebenbild Du nun im Begriff stehst, mit Dir auf ewig zu vereinen. O thue das nicht! Laß Dich von deiner unglücklichen Mutter warnen! Höre ihre Bitte, und rette sie, indem Du Dich selbst rettest! Steht Dir unter so vielen hübschen Töchtern Deines Landes nicht die Wahl frey? Warum denn die Fremde, die Tochter der Feindinn wählen? Du wirst nicht glücklich mit ihr seyn. Das ist mir so klar als der Tag, der auf dieß Blatt und meine Thränen scheint, und ich wünschte daher nichts sehnlicher, als daß diese Warnung fruchten, und ich bald hören möchte, daß Du von Deinem unüberlegten Vorhaben abgestanden bist.

Fünfzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 10ten April 1811.

Es hat sich seltsam mit mir gewendet. Ich stehe vor der verschlossenen Thüre meiner Zukunft. Es wird auf mich ankommen, sie zu öffnen, und in unbekannte Reiche voll Seligkeit, aber auch voll schmerzlicher Kämpfe, einzugehen, oder, sie unberührt lassend, das Schneckenleben der Alltäglichkeit und der Entbehrung fortzuführen, das mir nachgerade sehr lästig zu werden anfängt.

Das große Räthsel ist gelöst. Was mir unbegreiflich schien, liegt hell und klar vor mir. O nein! Die Liebe kann nicht aufhören, wenn sie echte Liebe ist. Ich vertraue Dir, was Niemand auf der Welt wissen, ja auch nicht ahnen darf.

Rosalie liebt mich noch. Unsere Seelen ha-

ben sich berührt, der magische Strahl hat gezündet. Kann ich dafür? War es mein Wille?

Ein Zufall hat uns in ** bad zusammengeführt, ein Zufall that es jetzt wieder, und wenn es keinen Zufall gibt, so war es die Vorsicht. Auf keine Art war ein Entrinnen möglich. Ich trage keine Schuld.

Ja, Rosalie liebt mich mit eben der Gluth, wie in Sarning, wo ich die Unglückliche unerbittlich von mir stieß. Sie ist nicht blühend, nicht fröhlich, nicht unterhalten von dem Geräusch, das sie umgibt. Mit zerrissenem Herzen, mit zurückgedrängten Thränen, durch alle Hülfsmittel der Kunst den Verfall ihrer Gestalt verbergend, durch alle Täuschungen der Weltklugheit die Zerstörung ihres Inneren verhüllend, hat sie, theils um sich zu betäuben, theils um wenigstens in meiner Nähe zu seyn, sich in das tolle Gewühl gestürzt. Jetzt weiß ich Alles. Ich habe sie am Morgen nach dem letzten Ballfeste gesprochen, wo zuerst die schroffe Scheidewand, die Pflicht und Selbstbeherrschung zwischen uns aufgeführt hatten, vor dem unmittelbaren Gespräche der Herzen, vor der brennenden Berührung unserer Blicke zusammenstürzte. O wie ganz anders war sie an jenem Morgen!

Bleich, zusammengesunken, ganz verblüht schien es unbegreiflich, wie sie wenige Stunden vorher so schimmernd, so schön hatte seyn können. So schön? Ach mir schien sie in ihrer verwelkenden Blüthe viel anziehender, als in dem Flitter des täuschenden Anzugs!

Als sie meine Kälte und die Nachläßigkeit sah, mit der ich an ihr vorüberging, war ihr Entschluß gefaßt. Ihr Selbstgefühl erlaubte ihr nicht, dem Mann, der sie so ganz vergessen hatte, auch nur ahnen zu lassen, daß sein Andenken und alle heiße Liebe für ihn noch in ihrer Brust lebe. Und ich, ich konnte sie in demselben Augenblick, wo ich sie mit beyspielloser Unachtsamkeit behandelte, des Wankelmuths beschuldigen? Was hatte denn ich gethan? War nicht alle Gluth, die in ** bad und in Sarning so hoch loderte, auf das Geheiß der Pflicht erstickt worden, und hatte ich sie nicht Leonoren aufgeopfert?

Eine eiskalte Hand greift bey dem Klange dieses Nahmens in mein stürmendes Herz. Ja, Leonore ist edel, liebenswürdig, sie ist mein Weib, die Mutter meiner Kinder. — Aber darf ich das Wesen, das so unaussprechlich für mich, durch mich gelitten hat, so ganz hinwegschleu-

dern, und mitleidslos der Verzweiflung hingeben, um den klaren Himmel Leonorens auch nicht mit der kleinsten Nebelwolke zu trüben? Was ist denn ihr Verbrechen? Sie liebt mich? Das thut Leonore auch. Sie ist mir nicht angetraut? — Das ist der Knoten. Es ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Und wenn es eines wäre, käme es mir zu, es so schrecklich zu bestrafen?

Nein, Leonore soll nicht unglücklich werden. Ihr Wohl, und ihre Zufriedenheit werden mir immer theuer, ja ich kann sagen, immer heilig seyn. Kann ich auch Rosalien nicht ganz verlassen, und nicht zugeben, daß sie durch mich unaussprechlich elend werde, so soll doch Leonorens stilles Glück nicht im mindesten gestört werden, und sie soll, wenn sie an meinem Herzen ruht, aus keinem matteren Schlage desselben ahnen, daß ich sie minder warm umfasse, als in den schönen Tagen, wo ich sie mit Lust ihrem unbekannten Bräutigam abgekämpft hatte, und, als ich es nicht vermochte, den Welttheil fliehen wollte, wo sie lebte, ohne mein zu seyn.

Das ist mein Entschluß. Ich kann keinen anderen fassen, denn es verträgt sich kein anderer mit meiner Ehre, und mit dem, was ich den zwey edelsten weiblichen Wesen, die

beyde mit treuer Neigung an mir hängen, schuldig bin.

Übrigens bin ich hier nichts weniger als vergnügt. Es finden sich allerley Dornen in meiner Bahn, die ich zwar niemahls freudenvoll, aber doch nicht mit so vielen Unannehmlichkeiten umhegt glaubte. Meine Beruhigung ist, daß es für keinen Fall lange währen wird, und ich dann wieder frey, und Niemand angehörig seyn werde, als mir selbst, und den Wesen, die ich mit Liebe umfange. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 10ten Aprill 1811.

Wünsche mir Glück, liebe Bertha! Ich bin am Ziele. Er liebt mich noch, und er hat mir's gestanden. Nun, nun ist er mein, unwiderruflich, unzertrennlich! In diesem Gedanken liegt die Seligkeit der ganzen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Alle Zweifel sind entflohen, Alles tritt mir hell und freundlich entgegen, und das Leben lacht mich in seinen heitersten Gestaltungen an. O ich bin ganz, ganz glücklich!

Aber ich habe dieß Glück auch verdient; denn ich habe es, theuer genug, mit tausend Thränen, Ängsten, Zweifeln und Verzweifeln erkauft. Was habe ich nicht ausgestanden von jenen zerreißenden Auftritten in Sarning an, durch so manchen Abend voll Kampf, Verstel-

lung und Unsicherheit, durch so manche schlaflose Nacht, wo die Bilder des Einst und Jetzt sich in wildem Streit vor meinen irren Sinnen vermengten, wo, was ich je gelitten, alle Gestalten, die feindlich oder begütigend durch mein Leben gezogen waren, sich in Chaotischer Verwirrung in meinem Gehirn drängten, und auf eine besonders schmerzliche Weise die Erinnerungen aus meiner ersten Ehe, das Bild jenes Mannes, der mir in meiner schrecklichsten Lage wie ein rettender Engel erschienen war, und gegen den allein ich im Unrecht zu seyn gestehen muß, sich mit Fahrnau's Bild wunderbar vermengte! O keine Sprache nennt, was ich erduldet! Doch es ist vorbey, ich bin belohnt!

Bey der Vorstellung der Tableaux fiel der erste Hoffnungsstrahl in meine Seele. Es war großentheils mein Werk, daß sie gegeben wurden; aber meine Rechnung schien mich Anfangs ganz betrügen zu wollen. Ludwig hatte sich entschuldigt, und Leonore spielte mit. Das war gegen meinen Plan. Ich sann und sann vergebens; denn Graf Milota, gegen dessen Gestalt und Geschicklichkeit nichts einzuwenden war, hatte die Rollen, welche Fahrnau zugedacht waren, bekommen. Endlich wurde Leonore unpäßlich,

und nun, da das Feld frey war, wurde es mir leicht, eine, aber auch die wichtigste aller Rollen, den Theseus im letzten Gemählde, in Fahrnau's Hände zu spielen. Die Fürstinn befahl. Er mußte gehorchen.

Gott! Wie ich da knieend, mit gerungenen Händen als Ariadne am Meeresufer lag, und er in aller Schönheit seiner Göttergestalt vor mir stand, so halb von mir abgewendet, so entschlossen, mich zu verlassen, als damahls in Sarning! Wie das Bewußtseyn jener Scene sich in seinen verwirrten Blicken mahlte, die mich halb vermieden, halb suchten, und Momente lang brennend auf mir hafteten! Ich ließ ihn meine Thränen sehen, und ich sah ihn sich mit allen Zeichen der heftigsten Erschütterung abwenden. Doch hatte ich die Kraft, als der Vorhang sank, ich mich erschöpft aufhob, und Fahrnau und der Hofmarschall mir zugleich den Arm bothen, um mich zu unterstützen — ich hatte die Kraft, sage ich, das wildschlagende Herz zu bezähmen, und diesem die Hand zu reichen, indeß ich Ludwig höflich dankte.

Wie mir aber in dem Augenblick war, das kann nur allenfalls der verzweifelnde Spieler mir nachempfinden, der seine letzte Habe auf

Eine Karte gesetzt hat, und nun unter Todesangst erwartet, wie sie fallen wird.

Sie ist mir zu Gunsten gefallen! O Bertha! Könnte, dürfte ich es doch in die ganze auflebende Natur hinausjauchzen! Er liebt mich noch! — Er trat zurück. Befremdung und beleidigter Stolz mahlten sich in Blick und Stellung. Von dem an sprach er kein Wort mehr mit mir. Er vermied mich sichtlich, wich jedem Gespräch, jeder Annäherung mit auffallender Kälte aus, und wenn mein Auge zufällig dem seinigen begegnete, wandte sich dieß in bitterem Unwillen von mir ab, und ich hörte ihn einigemahl über den Flattersinn der Frauen declamiren. Welche Musik waren diese Bitterkeiten in meinen Ohren!

Indessen war das nur ein schwacher Anfang, und ich schrieb Dir damahls, daß es noch viel bedürfe, um mit einiger Zuversicht sich schmeichelnden Aussichten zu überlassen.

Ein Hofball mit Aufzügen sollte die Ankunft des Bruders der Fürstinn verherrlichen, und Hof und Stadt sahen in gespannter Erwartung dem als sehr glänzend verkündigten Feste entgegen. Man wollte eine Gallerie aus den besten deutschen Trauerspielen darstellen, das heißt, die Personen aus Schiller's und Göthe's Mei-

sterwerken sollten im Costüme und mit bezeichnenden Attributen durch den Saal ziehen, jede Parthie sich vor der Estrade, auf welcher der Hof sitzen würde, in eine Art Tableau, welches den bedeutendsten oder mahlerischsten Moment des Stückes bezeichnete, ordnen, und sich wieder entfernen. Dann sollten die Jüngeren in ihren Anzügen eine Art von Ballet aufführen, das sinnreich ausgedacht, in einer leicht verknüpften Folge, und mit eigends dazu componirter Musik ebenfalls wieder einzelne Scenen jener Stücke darstellen würde. Es war ein hübscher Plan, bey welchem ich durch den Hofmarschall, ohne daß die Fürstinn es ahnete, die Hand im Spiel gehabt hatte. Mir ward die Rolle der Thekla im Wallenstein, und, weil die unverheiratheten Mädchen sich nicht entschließen wollten, Clärchen im Egmont zu spielen, und die meisten Frauen die Kosten und Unbequemlichkeiten eines zweyten Anzugs scheuten, auch diese zu Theil. Fahrnau sollte den Egmont oder Wallenstein übernehmen. Er schlug beydes aus. Seine Pflicht, die ihn an den Erbprinzen band, und ihm die Zeit nahm, bey den Proben zu erscheinen, diente ihm zur Entschuldigung; aber die rasche Bitterkeit, mit der er den Antrag

verwarf, und der stolze Triumph, mit dem er sich von mir wandte, füllten mein Herz mit einer angenehmen Empfindung.

Der Tag des Festes kam, und es fiel wirklich sehr gut aus. Ungemein geschmackvoll und prächtig gekleidet zog ein Trauerspiel, wenn ich so sagen darf, nach dem andern durch den Saal. Da Fahrnau nicht mitspielte, war Graf Milota, als Max Piccolomini und Brackenburg, eine der bedeutendsten Figuren, so wie Fräulein Ida O'born, als Königinn im Carlos, sich wirklich schön und ganz im Character ihrer Rolle ausnahm. Auch die Übrigen hatte Lothar, der hier am Hofe, wie überhaupt in der großen Welt, eine glänzende und bedeutende Rolle spielt, mit Hülfe des Theater-Decorateurs sehr geschickt abzurichten, und mit Klugheit und Kunstsinn an ihre Plätze zu stellen gewußt. Er hat erstaunlich viel Kenntnisse, besonders in der Mahlerey gesammelt, seit Du ihn nicht mehr gesprochen hast, und weiß sie mit Geschmack anzuwenden.

Wir zogen durch die staunende Menge, die jeden erscheinenden Trupp mit erhöhtem Wohlgefallen uud lautem Klatschen aufnahm. Vor dem Hofe wurden die Scenen geordnet. Fahrnau sah finster über den Prinzen, hinter dessen

Stuhl er stand, auf uns herab. Seine Blicke fielen verstohlen, aber brennend auf mich, und als Wallenstein mich (als Thekla) von Piccolomini (Milota) schied, und ich mich an Mathilden (die Herzoginn) lehnte, da sah ich eine heftige Bewegung durch sein ganzes Wesen zucken.

Als ich das zweyte Mahl, als Clärchen, im sehr gut gewählten Niederländischen Costüme an Milota's Hand erschien, schoß ein unwilliger Strahl auf meinen Begleiter, und ich glaubte in Ludwigs Seele zu lesen, daß Milota, der überhaupt seit längerer Zeit seine Bewerbungen zwischen Fräulein O'born und mir theilte, ihm ein Dorn im Auge war. Aber er wollte gleichgültig scheinen; und als der Bruder der Fürstinn, Egmont, den Mantel abwarf, und sich in der prächtigen Spanischen Kleidung den Augen des erstaunten Clärchens zeigte, und Alles um uns in Beyfallsbezeugungen unseres Spiels und unserer ganzen Haltung ausbrach, da blieb nur er kalt und flüsterte seinem Nachbar eine Bemerkung, die vielleicht ein Tadel seyn mochte, ins Ohr.

Die Aufzüge waren nun zu Ende. Vom Ballet hatte ich mich aus Furcht, zu sehr angestrengt zu werden, schon vorhinein losgemacht, und ent-

wich, so bald ich es mit angesehen hatte, dem Gedräng und der Hitze in eine einsame Gallerie, wo es ziemlich still und erfrischend war. Ich sah eine Weile dem Hin und Herwandeln der Masken zu. Aber mein Kopf war mit ganz andern Gedanken erfüllt; denn eine lange schwarze Maske, in ihren Tabarro fest eingehüllt, und das ohnehin schwarz verlarvte Gesicht halb im Mantel verbergend, war mir seit einer Weile im Saale von fern gefolgt, und hatte sich jetzt wieder in der Gallerie gezeigt. Da trat der Hofmarschall zu mir, und unter Vielen, die mich hier hätten stören können, war er mir sicher jetzt der Ungelegenste. Er versenkte sich in ein Gespräch voll zierlich steifer Redensarten, wie er denn immer glaubt, wenn er mit der Dichterinn Sarewsky spricht, ganz besonders geistreich seyn zu müssen. Nach und nach machten jene hohlen Redensarten zärtlichen Anspielungen Platz, seine Augen fingen an zu glänzen, und die ganze versunkene Gestalt strebte auf widerliche Art, sich in jugendlichem Feuer darzustellen. Er ward mir unerträglich, besonders da die schwarze Maske jetzt wieder mit raschen Schritten vorüber ging, und ich einen blitzenden Blick aus der Larve hervor nach uns schießen zu sehen glaubte.

Eine erschütternde Ahnung sagte mir, wer es sey. Nun drückte mich die Unterhaltung des Marschalls doppelt, und doch mußte ich ihn ertragen. Er hatte jetzt meine Hand gefaßt, er drückte sie zärtlich an seine Lippen. In dem Augenblicke ging der Tabarro noch einmahl und langsam vorbey, und blieb an einem Pfeiler gegenüber stehen. Die Argand'sche Lampe im Hintergrund des Ganges strömte nur ein zweifelhaftes Licht auf die hohe Gestalt, die in der dunkeln Verhüllung des Mantels und der Mauervertiefung wunderbar und geisterhaft vor mir stand. Daß es Fahrnau seyn könne, schien mir mehr als möglich; daß er hier stehen blieb, um uns zu beobachten, regte alle Fibern meines Wesens in unruhiger Spannung auf. Der Hofmarschall merkte meine Zerstreuung, und, sie ganz falsch deutend, both er mir den Arm, um in einem andern Zimmer unser Gespräch ungestört fortsetzen zu können. Ich versicherte ihn, daß mir nicht ganz wohl sey, und ich hier in der kühlen Gallerie bleiben müßte, wohin ich meine Mathilde bestellt hätte, um mir etwas zur Erhohlung zu bringen. Sogleich both sich das dienstfertige Geschöpf an, mir zu verschaffen, was ich bedürfe, und, sich auf dem Absatz umdrehend, war er

auf dem Sprung, davon zu eilen, als ich ihn bath, sich auf keinerley Art zu bemühen, indem Ruhe und Stille Alles wäre, wessen ich bedürfte. Er verstand mich endlich, bath mich zärtlich, meine Gesundheit in Acht zu nehmen, und versprach mir, Mathilden aufzusuchen, um ihre Schritte zu beflügeln.

Er war fort. Mir ward leichter, und doch so beklommen, wenn mein Blick auf die dunkle Gestalt fiel, die noch immer an ihrem Platze stand. Jetzt, jetzt war vielleicht der entscheidende Augenblick da! Das Urtheil über Leben und Tod sollte mir vielleicht jetzt gesprochen werden! Ich bebte an allen Gliedern, mein Blick hing an der Maske, aufzustehen vermochte ich nicht. Da bewegte sie sich, und trat mir näher.

So in Gedanken, gnädige Frau, nach einer so anziehenden Unterhaltung? sagte eine hohle Maskenstimme.

Ich blickte auf. Wie schlug mein Herz! Ich glaubte bestimmt, sein grosses dunkles Auge zu erkennen.

Sie könnten doch irren, Maske! sagte ich leise.

Worin? antwortete er: Ihre Unterredung war sehr lebhaft, und ihre jetzige Stellung ist sehr nachdenkend.

Ich schwieg, und sah zu Boden. Aus der Maske schossen brennende Blicke auf mich.

»Der Hofmarschall ist sehr glücklich von, der liebenswürdigsten und geistreichsten Frau mit so viel Auszeichnung behandelt zu werden.«

Das wird einen Unbekannten nicht viel kümmern, sagte ich, und stand auf, um fortzugehen.

Die Maske trat einen Schritt zurück: Was Frau von Sarewsky thut, ist niemand gleichgültig.

Niemand? rief ich aus, und der Gedanke, daß es vielleicht gerade den, dem allein es wichtig seyn sollte, so wenig anfocht, legte etwas Schmerzliches in meinen Ton: O Gott! Es ist recht vielen Menschen gleichgültig. Das glauben Sie mir, Maske! Ich wandte mich.

Er trat mir ganz nahe: Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Ihnen widerspreche. Sie könnten allenfalls irren, und Manchem sehr unrecht thun.

Nein, Maske! erwiederte ich: Im Sonnenschein der Fürstengunst welken stille Erinnerungen, und auf dem glatten Boden des Hofes gedeiht kein warmes Gefühl.

Diese Erfahrung habe ich auch gemacht, rief der Fremde heftig, und schon glaubte ich den

Klang der bekannten Stimme durch die Verstellung zu erkennen. Ich fing an zu zittern. Je gewisser es mir ward, daß es Fahrnau sey, desto wichtiger ward mir jedes seiner Worte. Es vergißt sich nichts so leicht, als ein ferner Freund, setzte er mit Bitterkeit hinzu, und es ist erstaunlich, wie schnell im Geräusche der Welt Erinnerungen verhallen, und Thränen trocknen.

Die meinigen schwollen mir in den Augen. Ich hob meine Hände zum Himmel. Gott weiß, daß das nicht überall wahr ist, rief ich aus tiefer Brust, und hielt die strömenden Thränen nicht mehr zurück.

Rosalie! rief Ludwig nun mit seiner Stimme: Wie war es möglich, daß Sie mich so ganz vergessen konnten?

Fahrnau!

Sie weinen, Rosalie? Wem fließen diese Thränen? Was bedeuten ihre räthselhaften Worte? Er hatte meinen Arm gefaßt und hielt mich fest.

Wir sind geschieden, Herr von Fahrnau! sagte ich: Sie haben mich von sich verbannt; ich habe Ihnen gehorcht, und nun haben wir weiter nichts mehr mit einander zu sprechen. Ich wollte mich losmachen.

Rosalie! rief er heftig: Liebst Du mich noch? Hast Du in Sarning Dein Spiel mit mir getrieben? Oder können solche Gefühle so schnell verlöschen?

Ich blickte zu ihm empor. Er verstand mich. Du liebst mich noch, ja Du liebst mich noch, rief er, und unsere Herzen können nicht geschieden werden! Ich sank an seine Brust.

Nach einigen Secunden der höchsten Seligkeit richtete er sich empor, und blickte mich düster an.

»Das Leben scheidet, was das Gemüth vereint. Rosalie! Die Welt kann unsere Verbindung nicht billigen.«

Fahrnau! sagte ich gefaßt: Ich ahne, was in Ihrer Seele vorgeht. Lassen Sie uns Freunde seyn! Unsere aufgereizten Gemüther haben den stillen Pfad verfehlt, der uns zu sanftem, schuldlosem Glück geführt hätte. Das läßt sich verbessern. Wir wollen uns gut seyn, uns achten, und vertrauen, und freundlich mit einander leben. Wollen Sie das? Ich reichte ihm die Hand hin.

Er sah mich zweifelnd an, und zögerte. Nach einer Pause sagte er: Was Sie vermögen, sollte das zu schwer für mich seyn? Ja, Rosalie! Er schlug in meine dargebothene Hand: Dein Freund! Der Bruder Deiner Seele!

Mein Bruder! rief ich, und schlug meinen Arm um seine Schulter. O wie selig war dieser Augenblick, wo alle Verhältnisse und irdischen Schranken, wie Asche und Staub, von uns fielen, und die gereinigten Seelen, eine sich in der andern erkennend, zum Himmel aufstrebten!

Ich hörte gehen. Es kamen Menschen die Gallerie herab. Morgen sehen wir uns! flüsterte ich ihm zu: Du besuchst mich, Bruder! Um eilf Uhr erwarte ich Dich. Ich ging den Kommenden entgegen. Fahrnau verlor sich im Hintergrund.

Er kam richtig am andern Morgen. Die langen Anstrengungen durchlittener Wochen und Monathe haben meine Gestalt sehr herab gebracht, und nur ein sorgfältiger Putz und etwas Schminke hatten mir das Ansehen ungebrochener Blüthe gegeben, das ich vor Fahrnau's Augen haben wollte. Ich erschrak beynahe, als ich vor den Spiegel trat, vor diesen erloschenen Augen, vor dieser Blässe! Mathilde wollte mich bereden, etwas Roth aufzulegen. Ich stand einen Augenblick an, dann unterließ ich es. Warum soll er die Verheerung nicht sehen, die Liebe und Treue um ihn in mir angerichtet? Warum soll er nicht die ganze Gewalt kennen, die er über mich übt? Man meldete ihn. Bey dem Klange seines Nahmens bebte ein sü-

ßer Schauer durch mein Wesen. Ach wie lange hatte ich ihn in dieser Beziehung nicht aussprechen gehört! Als er nun eintrat, als er neben mir saß, unsere Seelen sich im Gespräch ergossen, wir einander so viel zu sagen hatten, sein Auge so freundlich, so gerührt auf der Verwelkten, um ihn Verwelkten lag, und jede Freude verschönert, jeder Schmerz gemildert uns aus dem Spiegel der Erinnerung ansprach — O Bertha! Waren diese Augenblicke nicht alle die Leiden werth, die ich darum erduldet?

Seitdem sehen wir uns alle Tage, zwar heimlich, aber um so süßer, oder, wenn das nicht seyn kann, fliegen zarte Blätter hin und her, die in Ermangelung mündlichen Gesprächs sagen, was sich nie oft, nie ausdrucksvoll genug sagen läßt, wie innig, wie rein wir uns lieben.

Sieh Bertha! So glücklich bin ich, und zittere oft vor der Größe meiner Seligkeit.

Siebenzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Schlosse den 12ten Aprill 1811.

Ich habe Dir sehr lange nicht geantwortet, liebe Schwester! Drey Deiner Briefe liegen vor mir. Schon im zweyten rügtest Du mein Stillschweigen, und beklagst Dich im letzteren ernstlich darüber. Verzeih! Es war mir nicht möglich zu schreiben, denn es war mir nicht möglich, meine Gedanken zu sammeln. Es ist gar viel, und gar viel Schmerzliches seit dieser Zeit vorgegangen. Ich habe große Stürme zu durchkämpfen gehabt, und meine Verirrung in Rosenstein hat mich gewitzigt, nicht wieder im ersten Drang des Gefühles über meine Lage zu urtheilen, und zu schreiben. Nun aber habe ich Zeit gehabt, Alles recht klar und ungezweifelt zu erkennen. Das Unglück meines Lebens ist so unwiderruflich entschieden,

daß ich wirklich ein Unrecht an Dir und mir beginge, wenn ich Dir verschwiege, was sich Hof und Stadt lachend in die Ohren flüstern, und was man nur aus Schonung gegen mich mir zum Theil verbirgt.

Jenes Weib — der Gedanke an sie regt mein Innerstes auf, und ihr Nahme schwillt auf meiner Zunge — hat es endlich durch alle Künste der Hölle dahin gebracht, wornach ihr frevelndes Streben zielte. Erlaß es mir, ihr durch das Labyrinth ihrer Schlangenwege und Theaterkniffe nachzufolgen! Es wäre ein eben so unwürdiges als empörendes Geschäft, und ich weiß nicht, ob ich sie mehr verachte, oder hasse. Genug, Fahrnau's Herz wurde auf alle Art bestürmt. Was in ** bad der gewöhnlichen Coketterie, in Sarning der Maske der hingebenden Liebe nicht gelungen war, glückte nun auf dem Wege der verstellten Gleichgültigkeit. Sie hatte schlau gerechnet. Auch hatte sie alle Fäden in ihrer Hand, und Fürst und Hof, Freunde und Feinde mußten sich wissentlich oder willenlos verbinden, das Werk ausführen zu helfen. O sie kennt Ludwig und sein Geschlecht sehr gut. Wie sollte sie es auch nicht! Sie hat es zum Zwecke ihres hingeworfenen Lebens gemacht, es zu ergründen und zu behan-

deln. Darum gelingt auch solchen Geschöpfen immer, was eine bessere Frau nie erlernt, oder zu tief unter sich hält.

Ein großes Fest, ein Ball mit Aufzügen und Tänzen, wurde bey Hofe vorbereitet. Ich sollte dabey seyn. Aber ich wußte, daß jene Person vor Allem dabey glänzen würde; ich konnte vermuthen, daß man auch Fahrnau nicht übergehen würde, und ich entschuldigte mich.

Ludwig nahm keine Rolle. Warum? sagte er nicht, wie er überhaupt seit der Vorstellung jener Tableaus nachdenkender geworden war, und jenen Nahmen selten gegen mich nannte. Sie erschien als Thekla und Clärchen in wirklich verführerischer Schönheit. Sie war so trefflich angezogen, und stellte ihre Rolle mit so viel Wahrheit dar, daß Alles, von ihr bezaubert, den andern Mitspielenden wenig Aufmerksamkeit schenkte, und ich wohl bemerken konnte, welchen gewaltsamen Eindruck diese Darstellung auf Fahrnau's Herz machte, wie seine Blicke scheu und verstohlen, aber um so brennender, der blendenden Erscheinung folgten, und er nur vergebens strebte, der Zerstreuung und Unruhe zu gebiethen, die sein ganzes Wesen beherrschten.

Die Züge und ein pantomimischer Tanz, der

darauf folgte, waren vorbey. Fahrnau begleitete seinen Zögling in sein Zimmer, denn es war Mitternacht. Clärchen in ihrem Costüme zeigte sich bald an Graf Milota's, bald an eines Andern Arm, bald hier, bald dort. Aber Fahrnau war, und blieb verschwunden, ohne mir Etwas darüber zu sagen, oder mich auf sein Wiederkommen zu bereiten. Meine Besorgnisse vermehrten sich, als eine schwarze Maske, schwarz verlarvt, dem schönen Clärchen zwar in einiger Entfernung, aber unabläßig folgte, und sichtlich an dem Orte vorüber zu gehen vermied, wo ich mit Mathilden saß. Figur, Anstand, Gang, noch mehr mein Herz sagten mir, wer es sey.

Eine unaussprechliche Unruhe bemächtigte sich meiner. Ich wurde zerstreut, meine Blicke folgten der schwarzen Maske, die nun beständig hinter jener Person zu sehen war, so oft diese mit Milota im angelegentlichen Gespräch durch den Saal ging. Endlich hielt ich es nicht länger mehr aus. Unter dem Vorwande der Schläfrigkeit verließ ich Mathilden, und zog mich in meine Zimmer zurück. Mit einigen Musselintüchern war bald eine genugsame Verhüllung geordnet, und so kehrte ich unter bangen Herzensschlägen in den Saal zurück, der schon leerer zu werden anfing.

Ich durchstreifte ihn zwey Mahl in entgegengesetzten Richtungen. Ich sah Niemand, und meine Besorgnisse vermehrten sich. Nun betrat ich die Seitenzimmer. Nirgends war jene Frau, oder die schwarze Maske zu sehen, bis ich endlich in einer Gallerie, die schwach erleuchtet nur zum Durchgang diente, und folglich einsam und kühl war, die Verführerinn, auf einem Sopha in nachlässiger Stellung hingeworfen, und den Oberhofmarschall läppisch um sie beschäftigt fand. Sonst war Niemand in der Nähe, und mein Herz erhob sich wieder. Ich stand am Eingang der Gallerie. Eine Säule entzog meinen Anblick dem zärtlichen Paar; ich aber sah es in einem Spiegel, der, mir zur rechten Hand, im Grund des Ganzen angebracht war, und wie ich länger in denselben hineinsah, erblickte ich noch eine dunkle Gestalt, die jenen Beyden gegenüber hinter einem Pfeiler stand. Ich sah schärfer hin. O Gott! Es war die schwarze Maske, die ihre Blicke unverwandt auf das Paar beym Kanapeh geheftet hielt. Vorsichtig zog ich mich hinter die Säulen zurück. Keines von allen Dreyen konnte mich in der Stellung, die sie jetzt hatten, erblicken, und daß sie zu sehr beschäftigt waren, um um sich zu schauen, zeigte ihr Benehmen. End-

lich ging der Hofmarschall. Die Person blieb gedankenvoll sitzen, und ich sah sie verstohlen nach der schwarzen Maske blicken, die sie wohl so gut errathen hatte, als ich. Jetzt trat die Maske hervor, und begann ein Gespräch, von dem ich nicht viel verstand, weil diese mit verstellter Stimme, die Frau aber sehr leise sprach. Nach und nach belebte sich die Unterhaltung. Jetzt erkannte ich Fahrnau's Stimme. Ich vernahm, daß er ihr Vorwürfe über ihre Kälte machte. Sie brach in Thränen aus, er wurde erschüttert. Nun begannen die Klagen von ihrer Seite, ich hörte seine Stimme in immer weicheren, zärtlicheren Klängen — ach wie ich sie sonst, und nur ich allein in unvergeßlichen Stunden gehört hatte! — zu ihr sprechen. Sie blickte, mit glühender Leidenschaft in den schwimmenden Blicken, zu ihm empor. Meine Kniee schwankten, ich hielt mich mühsam an der Säule. Jetzt breitete sie ihre Arme aus, und sank lautweinend an seine Brust. Ihr Sieg, seine Bethörung und mein Unglück waren entschieden. Ich schleppte mich fort. Wie ich auf mein Zimmer und ins Bette kam, weiß ich bis diese Stunde nicht. Vor meinen Augen stand nur die Gruppe, in meinen Ohren klang nur seiner Stimme unwiderstehlicher Ton, an eine An-

dere — und welche Andere! — verschleudert, und nur der Gedanke, daß er nun ganz in ihrer Gewalt sey, füllte meine Seele. Am andern Morgen ging ich wie eine Träumende herum. So, glaube ich, muß dem Nachtwandler zu Muthe seyn, dessen Körper maschinenmäßig seine Verrichtungen treibt, ohne daß die Seele auch nur das Geringste davon weiß. Zum Glück kam Fahrnau den Morgen über nicht in sein Appartement, weil der Erbprinz nicht ganz wohl war. Aber er schickte dreymahl herüber, zuerst, um dieß melden zu lassen, und, weil ich damahls noch nicht aufgeschlossen hatte, noch zweymahl, um sich erkundigen zu lassen, wie es mir und den Kindern gehe. Ach was sollten diese freundliche Sorgfalt, und diese Aufmerksamkeiten, die entweder geheuchelt, oder, wenn sie noch aus der weichen Seele kamen, nur ein Allmosen waren, das der Räuber dem, dem er seine ganze Habe genommen hat, als Zehrpfennig zuwirft!

Doch hatten sie Eine gute Wirkung. Sie erinnerten mich an die schwere Pflicht, mich zu fassen, das Betragen zu überlegen, das ich künftig anzunehmen hätte, um, wenn Ludwig bald, wie es zu hoffen war, herüber kommen würde, ihn gehörig zu empfangen. Nicht ohne schweren

Kampf, und nach vielen Thränen und Gebeth fand ich endlich die Kraft, mich leidlich zu halten, auf keine Weise des Vorgefallenen zu erwähnen, für jetzt keine Veränderung zu zeigen, aber nach und nach meine Liebe mehr in mich zurück zu drängen, stets freundlich, aber nie unaufgefordert zärtlich, stets eine treue Hausfrau, nie mehr eine zu liebende Gattinn zu seyn.

Mein Vorhaben gelang. Fahrnau ahnet nicht, daß ich etwas weiß. Ich schließe es am sichersten aus dem undurchdringlichen Geheimniß, daß er selbst über die Sache breitet, und mit Anstand und Feinheit behauptet. Gegen mich ist er unverändert, eben so warm, so liebevoll, als sonst. Ist das Doppelherzigkeit? Oder was soll ich davon denken? Ich lasse es hingehen, und scheine nichts zu bemerken. Das ist Alles, was ich vermag, so wie ich überhaupt mir fest vorgenommen habe, gegen Jedermann, am allerersten gegen Ludwig, diese Geschichte ganz zu ignoriren.

So lebe ich seit drey Wochen — ein Schattenleben würde ich sagen, wenn das peinlichste Gefühl, und die stete Anstrengung, mich zu beherrschen, mir nicht zu deutlich zurück riefen, daß ich unter Menschen, und an einem Hofe lebe.

Ich fühle mich körperlich und geistig ange-

griffen, und sehe voraus, daß dieser Sommer, den ich fern von meinen Gebirgen, entweder in der Residenz, oder höchstens auf dem fürstlichen Lustschlosse in einer feuchten Ebene werde zubringen müssen, meine Gesundheit sehr herunter bringen wird. Hätte ich keine Kinder, so würde diese Aussicht mir wie ein tröstender Engel erscheinen; aber ich darf nicht einmahl wünschen, daß der Tod mein müdes Daseyn ende.

Ich mag jetzt auch nicht einmahl mahlen. Meine Staffeley und meine Farben ekeln mich an. Ach zu viele marternde Erinnerungen gesellen sich zu dieser einst so theuern Beschäftigung! Wie Er sich an meinen Arbeiten erfreute, wie er Theil daran nahm, mir half, mir das Beschwerliche der mechanischen Zurüstungen abnahm, damit ich nur im Genusse des Schaffens und Bildens schwelgen sollte! Die beyden Skizzen aus der Geschichte der Panthea habe ich tief unter alle Zeichnungen vergraben. Ich mag sie nicht sehen. Sie rufen jene letzte Zeit in Rosenstein, das wehmüthig schöne Verhältniß zurück, das mich mitten unter Schmerzen und Zittern noch mit unendlich süßen Gefühlen umfing. Damahls hatte er, von mächtiger Versuchung fortgerissen, gewankt; aber er hatte sich ermannt. Er kannte seine Schwäche,

er gestand sie ein, und suchte bey mir Theilnahme, Schonung, Kraft. Ich erkannte das edle Gemüth in diesem Streben, und ich konnte den Mann, der Einmahl gefehlt, und seinen Fehl so edel wieder gut gemacht hatte, nicht minder achten, als lieben. Aber nun? Nun ist er falsch! Nun heuchelt er! Nun ist mein Unglück unwiderruflich!

Eine Vorkehrung habe ich noch getroffen, die mir nöthig schien. Alle deine Briefe, und was sonst unter meinen Zeichnungen oder Papieren Bezug auf meine Lage hat, ist in ein eigenes Portefeuille zusammen geordnet. Das darf Niemand sehen, und meine Jungfer hat mir mit einem Eide geloben müssen, im Fall meines Todes es Dir versiegelt zu überreichen. Ich will keine verlassene Dido spielen. Schlimm genug, daß ich es bin. Erkennt Ludwig sein Unrecht nie, auch nicht über meiner Gruft, so würde es ihm nur lächerlich oder mitleidswerth erscheinen, wenn er erführe, wie viel ich um einen Undankbaren gelitten. Sollte er es einst einsehen, wenn es zu spät ist, so dürfen jene Erinnerungen sein Herz nicht noch mehr zerfleischen. Leb wohl!

Achtzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 15ten April 1811.

Dein Brief vom 12ten März und noch ein späterer trafen mich hier in Waldemuth bey meinem Oheim, der sich sehr freute, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen. Ich hatte ihm früher meine Ankunft im Vaterlande, späterhin meinen Besuch gemeldet. Ich bin kein Freund von Überraschungen, auch nicht von freudigen. Unsere reinsten Freuden sind ja meist vor dem Genusse, wenn die Wirklichkeit noch nicht den jungfräulichen Reiz des holden Traumbildes entweiht, und den bunten Staub der Phantasie von den Flügeln der jungen Freude gestreift hat. Der gute Greis empfing mich mit väterlicher

Rührung, unsere ersten Gefühle fanden keine Worte.

Er fand mich merklich verändert, gealtert. Das erkannte ich sogleich an dem Ausdruck seiner staunenden Züge; später hat er es mir gestanden. Es sind neun Jahre, seit er mich nicht sah. Der Jüngling wäre unter allen Umständen während dieser Zeit zum Manne gereift; mich aber haben meine Schicksale, meine Reisen zwanzig Jahre voraus geführt. Er glaubte meinen Vater eintreten zu sehen, wie er vor dreyßig Jahren als kräftiger, völlig gereifter Mann oft zur selben Thüre hereingekommen war. Eine zufällige Ähnlichkeit der Kleidung trug das ihrige zu der wunderlichen Täuschung bey.

So weiß ich doch, wie ich ungefähr aussehe. Ich erinnere mich meines Vaters in seinen früheren Jahren noch wohl, wenn er auf die Jagd ging, oder seinen Leuten Befehl austheilte. Lächle nicht, Hermann! Es lag für mich etwas Schauerliches in dieser Bemerkung meines Oheims. Dem Längstverstorbenen bin ich ähnlich; für den wurde ich im ersten Augenblick gehalten, der wohlbewußt seit zehn Jahren im Grabe schlummert. Ich bin ja auch todt, todt für diese Welt, die mir keine Freuden zu geben,

keine Leistung einer theuern Pflicht von mir zu fordern hat! Dieser Oheim ist das einzige Wesen, das durch ein heiliges Naturband an mich gehalten wird. Sonst gehört mir Niemand an. Dich hat mein Herz erwählt. Wirst auch Du Dich von mir losreißen? — Nein, Du wirst es nicht. Das erkenne ich so klar, wie ich mich selbst erkenne, und Deine letzten Briefe beweisen es wieder. Sie waren Himmelsthau für mein dürstendes Herz, das nur Liebe verlangt, und nur Kälte und Undankbarkeit gefunden hat.

Ich habe Dich wohl verstanden, lieber Hermann! Ich weiß, wo Mathilde lebt. Ist sie noch das stille, klare Gemüth, wie Du sie schilderst, so muß ihre Lage dort sehr unangenehm seyn. Ihr Beyde habt gehandelt und getragen, wie ich es von euch, den theuern Gespielen meiner Jugend, erwartete. Aber nun habe ich Etwas von Dir zu erbitten, und jene Erinnerungen an unsere gemeinschaftliche goldne Zeit sollen nicht umsonst vorausgeschickt seyn. Sie sollen Dich geneigt machen, meinen Wunsch zu erfüllen.

Du hast, wie Du mir schreibst, Dich früher vorbereitet, einst Deines Vaters Geschäfte auf unserer oder einer anderen Herrschaft zu übernehmen, und Deine jetzige Anstellung hat, wie

ich aus Deinem zweyten Briefe sehe, auch keine sehr verschiedene Richtung. Sieh nun, lieber Bruder! In Waldemuth braucht der kränkelnde Oheim, in Fallowetz, das ich seit sechs Jahren nicht mehr gesehen habe, ich einen verläßlichen und geschickten Beamten. Willst Du uns den Gefallen thun, Deiner jetzigen Anstellung zu entsagen, und dafür eine dieser beyden Stellen anzunehmen? Du verpflichtest Jeden von uns gleich stark, und ich schildere Dir keine von beyden, da Du die Localitäten selbst kennst. In Waldemuth würde ich die Freude haben, Dich ohne peinliche Erinnerungen öfter zu sehen. In Fallowetz würde Deine Gegenwart allein es mir möglich machen, meine Schauer zu überwinden, und den Ort meiner Geburt wieder zu betreten.

Doch nun genug von diesem Geschäfte. Es ist eine Stelle in Deinem ersten Brief, die mich tief bewegt, und manche alte Gedanken und Gefühle, welche ich mit Mühe zum Schweigen gebracht, wieder erweckt hat, die Stelle nähmlich, wo Du mir von der Lösung meiner einseitigen Ketten sprichst. Glaubst Du wohl, daß solche Gedanken sich nicht längst mit allen goldnen Morgenwolken eines schönen Tages in meiner Seele bewegt haben? Glaubst Du nicht, daß

ich darüber mit Eifer nachgesonnen, und mit aller Kraft meines Gemüths darnach gestrebt habe? Aber eine höhere Ordnung der Dinge und die Überzeugung, daß wir das, was wir im Allgemeinen für Unrecht halten, in keinem Falle uns selbst erlauben sollen, hielten mein glühendes Streben zurück.

Ich muß von einem Punct ausgehen, der mich freylich in eine von der Deinigen ganz verschiedene Richtung stellt. Wir haben über natürliche und positive Religion zu oft miteinander gesprochen und gestritten, als daß ich Deine Worte nicht wohl hätte verstehen und fühlen sollen, was Du meintest. Du denkst anders, als ich. Lectüre und Umgang haben verschieden auf Dich gewirkt. Du bist ein streng moralischer Mensch, und auch in gewissem Sinne religiös; aber Du bist nicht eigentlich Christ, vielweniger strenger Katholik. Auf mich haben die Welt, mein Unglück, meine Erfahrungen anders gewirkt. Wir wollen das unberührt lassen; aber ich mußte Dich daran erinnern, um Dir meine Ansicht begreiflich zu machen.

In dieser Ansicht nun habe ich die heiligen Schriften, ich habe die Kirchenväter und so viele ältere und neuere Werke über diesen Gegenstand

durchlesen, ich habe mit Theologen meiner und anderer christlicher Secten darüber gesprochen, ich habe über die Erscheinungen der neueren Zeit, über die Folgen der Trennbarkeit der Ehen in dem revolutionären Frankreich und im protestantischen Deutschland nachgedacht, und endlich gefunden, daß eine Lehre, welche die von Gott selbst als so heilig ausgesprochene Verbindung mit himmlischer Sanction zu einem viel mehr als bürgerlichen Contract erhebt, und dadurch eine Einrichtung der Natur, die uns mit den Thieren in eine Classe setzt, adelt und vergeistigt, vor allen übrigen unsern Beyfall verdiene. Es wurde mir klar, daß, was der Himmel zusammenfügte, der Mensch nicht trennen soll, und — Dir darf ich es gestehen — aus dieser Klarheit, so streng sie meine Hoffnungen abschnitt, floß der erste Tropfen Balsam in meine Wunden.

Wollen, was die göttliche Gerechtigkeit und Weisheit wollte, schien mir das Erhabenste, was der Sohn des Staubes vermag; und so glaubte ich als Christ die Worte des Römischen Weisen übersetzen zu müssen, die uns als Knaben oft erhuben und begeisterten: **Non pareo diis, sed assentior.** Aber abgesehen von die-

sen Beweggründen, die für unsere Zeitgenossen, eben weil sie aus übersinnlichen Quellen fließen, wenig Beredendes haben würden, laß uns untersuchen, wie viel Gewicht in jenen Gründen liegt, die die Vertheidiger der Trennbarkeit der Ehen für sich anführen!

Diese Gründe sind: — der Leichtsinn, mit welchem in dem Zeitalter der Leidenschaftlichkeit und geringen Menschenkenntniß meistens die Ehen geschlossen werden, und die daraus entstehenden Mißverhältnisse, wenn die wenige Harmonie der falschbeurtheilten, oder ganz verkannten Charactere nach und nach grell hervortritt; — die Sorge für das spätere Alter, wo der Mensch eben des vertrauten freundschaftlichen Umgangs einer gleichgestimmten Seele bedürfte, und, von jugendlichem Leichtsinn verführt, sich oft an ein ganz heterogenes Wesen geknüpft sieht, das ihm sein Alter verbittert, statt es zu verschönen; — die Unleidlichkeit, ja die unaufhörlichen Aufreizungen, die gerade durch den Gedanken der Unauflösbarkeit eines drückenden Bandes entstehen, und endlich in Verzweiflung ausarten müssen, weil, wie sich einer der vorzüglichsten Romane über diesen Gegenstand ausdrückt, das harte Gesetz uns zu sagen scheint: Ich kann

zwar euer Glück nicht sichern, aber ich will eure Qualen verewigen*); — das üble Beyspiel für die Kinder, die, mit ihren mißzufriedenen, ewig in Zank und Widerstreit begriffenen Ältern in Einen unerbittlichen Kerker gesperrt, unaufhörlich Zeugen dieser Mißverhältnisse und empörenden Scenen seyn müssen, — endlich die Zuversicht, daß der Theil, welcher mehr liebt als der Andere, oder dem auf irgend eine Art mehr an der Dauer ihrer Verbindung liegt, Alles anwenden wird, bey der Möglichkeit einer Trennung den andern auf jede Weise zu schonen, ihm seine Bande leicht, das Zusammenleben angenehm, und so das gegenseitige Verhältniß leichter zu machen u. s. w.

Es ist wahr, die Ehen werden leichtsinnig geschlossen. Leidenschaft, Verblendung, oft auch Sinnlichkeit leiten das jugendliche Herz, und ach, wer weiß besser, als ich, wie schmerzlich man später solche Täuschungen büßt! Aber wenn bey uns, wo die Aussicht auf ein unauflösliches Band dem voreiligsten Herzen eine reifere Überlegung aufdringen sollte, doch so unüberlegt zu Werke gegangen wird, was lassen sich für be-

*) Delphine von Frau v. Staël.

sonnenere Maßregeln von denen erwarten, welche die Hoffnung nähren dürfen, ein übereilt geknüpftes Band wieder trennen zu können? Muß diese Zuversicht nicht eben den Leichtsinn verdoppeln, ja unendlich vervielfältigen, und die wildesten Entwürfe der Leidenschaft und Sinnlichkeit begünstigen? Man weiß ja, daß man sich zuletzt, wenn man sich nicht ertragen kann, trennen darf, und so wagt man kühn noch mehr, als wir wagen dürfen.

Und was diese Hoffnung betrifft: o glaube doch Niemand, der die menschliche Natur kennt, daß sie beytragen werde, ein an sich lästiges Beysammenseyn in der Aussicht auf eine mögliche Trennung erträglich zu machen! Ja, der Mensch erträgt jedes Übel leichter, von dem er weiß, daß es sich endigen wird. Aber dieß Endigen muß außer seiner Wahl und Willkühr gestellt seyn. Er muß nur wissen, daß es überhaupt ein Ende gibt. Sobald dieß Ende in seiner Hand liegt, und es nur auf ihn ankömmt, seinen peinlichen Zustand aufhören zu machen, glaubst Du, daß er dann zögern, daß ihn diese Aussicht williger zum Ertragen, geneigter zum Nachgeben machen wird? Im Gegentheil, das Bewußtseyn, seine Last abwerfen zu können, wenn er will,

wird sehr bald den Wunsch in ihm erregen, es ehestens zu thun; denn es liegt in der menschlichen Natur, die überhaupt von dem Begehrungsvermögen und der Sinnlichkeit beherrscht wird, das Unangenehme so wenig, und so kurze Zeit als möglich zu leiden. Jedes Mißverhältniß der Gemüther, jede störende Eigenheit, jede lästige Schwäche wird uns gar bald zur Ungeduld reizen, und der Gedanke, daß wir ja nicht schuldig seyen, uns immerfort oder auch nur lange so quälen zu lassen, uns bestimmen, das drückende Verhältniß je eher je lieber zu lösen.

Betrachte auf der andern Seite die allmächtige Gewalt der Gewohnheit und der guten Zeit! Wie Vieles erträgt sich durch Gewöhnung leichter, was nur dem Ungeübten im Anfange schwer fiel! Wie Manches, was uns beym ersten Anblick schreckte, lernen wir mit der Zeit unter anderen Ansichten und von einer vortheilhafteren Seite kennen! Wie oft endlich sind ehemahls drückende Lasten uns nach und nach so bekannt und vertraut worden, daß ihre endliche Entfernung uns befremdete, ja störte! Tief, tief in der menschlichen Natur liegt dieser unwiderstehliche Zauber der Gewohnheit, und er ist eines der weisesten und wohlthätigsten Geschenke des Schöpfers.

Der Gedanke, es sey unmöglich, ein Band, das uns unglücklich macht, abzuwerfen, wird nur in den wenigsten Fällen immerwährende Trauer oder gar wilde Verzweiflung erzeugen. In den allermeisten fügt der Mensch sich endlich dem Unvermeidlichen, lernt ihm seine gute Seite ab — und wer und was hätte die nicht? — und fühlt mit jedem Jahre die Last um etwas geringer, die ihn im ersten zu Boden zu drücken drohte; denn der Strahl der Hoffnung, die Aussicht auf Änderung ist vertilgt, somit der Stachel der ewigreizenden Ungeduld und Unleidlichkeit gebrochen, und der Mensch, wie Schiller sagt, fügt sich lieber in eine harte Nothwendigkeit, als in eine schwere Wahl.

Wenn auf einer Seite die Kinder durch den Anblick unwürdiger Zwietracht oder gar empörender Scenen zwischen ihren Ältern verdorben werden, so haben auf der andern die Kinder geschiedener Ältern, die bald Jedem von denen, die sie Vater und Mutter nennen sollen, stief geworden sind, auch kein besseres, ja vielleicht noch ein schlimmeres Schicksal. Können die Gefühle und Ansprüche des noch lebenden aber geschiedenen Theils an seine Kinder so leicht abgefertigt,

und Vater- oder Mutterpflicht und Liebe mit einer juridischen Auseinandersetzung befriedigt werden? Wie muß dem Vater, der Mutter zu Muth seyn, die ihre Kinder nicht behalten konnten, und sie nun mit den von ihnen abgelösten Gefährten in die Gewalt und Sorge eines fremden, ihnen oft feindlich gesinnten Wesens übergehen sehen! Und endlich, wie stehen diese armen noch zu Lebzeiten beyder Ältern halb verwaisten Geschöpfe zwischen den getrennten und nun abermahls vermählten Ältern da? Ein so theures, so unveräußerliches, und doch herrenloses Gut, längst von dem wahren Stamm gerissen, der ihm seine beste Nahrung geben sollte, gepfropft und abermahls gepfropft auf fremden Grund, fremdem Befehl, fremden Verhältnissen, halber Pflege hingegeben, und zwiespältig getheilt und geärgert in den heiligsten Gefühlen zwischen den getrennten zwiespältigen Ältern! Mich dünkt, solche Kinder seyen noch viel übler daran, als jene, die ihre uneinigen Ältern zanken sehen; denn bessere Menschen werden, sie mögen nun sich trennen können oder nicht, ihre Kinder, so viel es nur möglich ist, nie zu Zeugen ihrer Uneinigkeit machen, und rohe, zügellose Gemüther scheuen sich überhaupt nicht, die Ehen mögen

trennbar oder untrennbar seyn, ihre Gemeinheit vor Fremden und Kindern zu zeigen.

Sieh, mein Bruder! Das sind die Gründe, die mich seit Langem bestimmten, meinen Wünschen, der süßen Forderung meines Herzens ein ernstes unüberschreitbares Ziel zu setzen. Ich halte die Ehe als Katholik für untrennbar; ich würde sie als Gesetzgeber, als Cosmopolit ebenfalls für untrennbar erklären. Ich glaube, daß sie nur in ihrer hohen Heiligkeit und Unverletzbarkeit am wohlthätigsten für die Menschen wirken kann, und ich würde daher, selbst wenn es anginge, wenn ich, was mir unmöglich scheint, Hoffnung hätte, durch Geld von Rom aus eine Dispense zu erwirken, und der Papst jetzt frey und im Besitz seines ganzen Ansehens wäre, doch nie darum ansuchen. Daß mich diese Unauflöslichkeit des am Altar gegebenen Schwures unglücklich macht, daß sie, als Protestantinn, sich für geschieden und frey hält, sind zufällige böse Folgen, die nicht im Gesetze liegen. Das Gesetz ist darum nicht schlimmer, und ich bin entschlossen, es auf Kosten meines irdischen Glücks zu ehren. Doch mein Brief ist eine Abhandlung geworden. Vergib Bruder, und leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 15ten Aprill 1811.

Ich habe Ihren Brief vom 30sten des vorigen Monaths erhalten, die Tante hat mir auch Ihre Aufträge an sie in Rücksicht meiner mitgetheilt, und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß der Eindruck von Allem diesem auf mein Gemüth sehr bitter gewesen ist. Sie schlagen mir die Erfüllung eines Wunsches geradezu ab, den ich seit einiger Zeit, nicht ohne vorhergegangene Prüfung, mit größter Vorliebe zu hegen, und in welchem ich mein künftiges Glück, und eine, jeder Forderung entsprechende, angenehme Existenz zu finden gewohnt war, sie schlugen sie mir mit einer Entschiedenheit ab, die wohl nicht bloß die

Frucht einer auf Gerüchte und Hörensagen gestützten Abneigung seyn kann, ja Sie verlangen sogar von der Tante, daß sie schnell von hier aufbrechen, und in einer Eile, die nothwendig Aufsehen machen müßte, mit mir nach ——g zurückkehren sollte.

Meine Mutter! Meine sonst so gütige, billige Mutter! Womit habe ich diese ungewöhnliche Härte, ja diese Verläugnung Ihrer anerkannten Grundsätze verdient?

Ich soll von hier fort, jetzt, in dem Augenblick, wo das treulose Betragen eines niederträchtigen Heuchlers, trotz aller meiner Umsicht, der Welt unmöglich ganz entgangen seyn, und mich zum Gegenstande mancher Bemerkung und schadenfroher Gespräche gemacht haben kann? Ich soll von hier weg, um die Welt und einen Schändlichen glauben zu machen, daß ich den Anblick seines Glückes in den Armen einer Andern, und den Glanz seiner Hochzeitfeyerlichkeit nicht ertragen könne? Ich soll weg von hier, wo allein im Wirbel der Zerstreuungen, und unter den Bewerbungen eines treuen, mir ganz ergebenen Herzens sich die bittern Empfindungen beruhigen lassen, die jene Geschichte in mir erregt hat?

Nein, liebe Mutter! Das können Sie unmöglich fordern, und ich glaube vollkommen recht, und darum ganz in Ihrer Ansicht zu handeln, wenn ich Sie noch einmahl auf die wahre Lage der Dinge aufmerksam mache, und — hier bleibe; denn Sie werden und müssen selbst, wenn Sie mit Ihrem gewohnten Scharfsinn die Sache auffassen, diesen Entschluß billigen.

Ich habe das zuvörderst auch meiner Tante erklärt, und sie dadurch bewogen, nicht länger auf eine Abreise zu dringen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur verderblich auf mein Schicksal wirken würde.

Von dem aber, was ich Ihnen nun weiter vorzutragen habe, habe ich ihr nichts mitgetheilt. Solche Erörterungen sind nur dazu geeignet, von Herz zu Herz unmittelbar überzugehen, und nie aus dem geweihten Kreise der heiligsten Liebe zu treten.

Sie mißbilligen meine Wahl. Sie finden sie meiner unwerth, den ganzen Plan unzweckmäßig, und schlagen mir einen andern vor, der in jeder Hinsicht unseren gemeinschaftlichen Wünschen besser entsprechen soll. Endlich tadeln Sie meine vorige Leichtgläubigkeit, und scheinen der Meinung zu seyn, als ob eine allzugünstige Em-

pfindung für einen Unwürdigen mich hingerissen hätte, unverständig zu handeln.

Keiner dieser Behauptungen hat es an einem Stachel gefehlt, der sich meiner Brust schmerzlich eindrückte. Doch sie kamen von Mutterhand, und ich beugte mich geduldig dem Schmerze. Aber meine Überzeugung kann ich nicht beugen, und meine gütige, verständige Mutter hat dieß auch noch nie von ihren Kindern gefordert. So nehme ich mir denn die Freyheit, Ihnen nach meiner Einsicht auf jeden Ihrer Einwürfe genugthuend, wie ich hoffe, zu antworten.

Ihre Vorstellung von Lichtwerths äußeren sowohl als inneren Eigenschaften scheint, durch falsche Nachrichten, vielleicht durch Voreinnahme bestimmt, viel zu gering, und trifft daher mit der Wahrheit nicht zusammen. Seine Gestalt ist wohl zart, ja vielleicht schwächlich, aber keineswegs unangenehm. Sein Anstand ist fein, seine Sprache gebildet. Eben so ist es sein Geist, und wenn auch keine genialische Kraft in ihm wohnt, und dieser Geist nicht von außerordentlicher Tiefe ist, so ist er dafür mit so schätzbaren und nützlichen Kenntnissen geschmückt, und von einem so richtigen Gefühl geleitet, daß einer Frau nichts Erhebliches zu wünschen übrig bleibt.

Seine Familie, besonders die Persönlichkeit seiner Mutter, scheint in Ihren Augen der wichtigste Stein des Anstosses. Sie haben es nicht für nöthig gefunden, mir die wahren Verhältnisse aufzudecken. Ein Zufall, oder, um richtiger zu reden, Lichtwerths kindlich schönes Vertrauen zu mir hat sie mir enthüllt. Ich weiß Alles. Aber bedenken Sie, liebste theuerste Mutter, daß jedes Ding, und somit auch jeder Character zwey Seiten hat, daß diese Mutter von ihrem Sohne, dessen Erhaltung und Ausbildung das Werk ihrer allerzärtlichsten Sorge und Pflege war, angebethet wird, obwohl der Vater sie in einem Anfall von Eifersucht verstossen hat, daß dieser Mann selbst nicht anders als mit Achtung von seiner geschiedenen Frau spricht, und lassen sie sich erbitten, einen alten Haß, eine längst verschmerzte Beleidigung, dem wahren dauernden Lebensglück Ihrer Tochter großmüthig aufzuopfern!

Was den Fürsten betrifft, so habe ich Ihnen schon längst mein Urtheil über ihn gesagt. Ich kann ihn nicht achten, und so kann ich ihn auch nicht heirathen. Er ist ein verwelkter alter Wüstling, den, wie ich einst in einem Buche gelesen habe, nur die Sünde verlassen hat, nicht er sie. Auch hat er sich schon längst völlig von mir ent-

fernt. Mein Betragen war darnach, und ich sehe daher keine Möglichkeit ein, wenn ich auch noch wollte, die von mir selbst zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Ich komme zu dem Theil Ihres Briefes, der mir die schmerzlichste Empfindung verursachte, indem er zugleich mein Zartgefühl und meine gesunde Beurtheilungskraft angegriffen hat. Fragen Sie die Tante, fragen Sie Jedermann, der diesen Winter über die Zirkel der besseren Gesellschaft besucht hat, wie das Betragen jenes Menschen, den ich nicht mehr nennen mag, gegen mich war, und ob nicht jeder unpartheyische Beobachter es für Wirkung der entschiedensten Auszeichnung, ja der zartesten Liebe gehalten hat?

Freylich sind wir einander nicht näher gekommen. Aber Sie kennen meine Art zu empfinden und zu seyn. Sie ist nicht zuvorkommend. Ich denke dessen nicht zu bedürfen. Ich erwarte, daß man mir entgegenkomme. Ich sehe bestimmte Auszeichnungen und einen entschiedenen Vorzug für Etwas an, das ich im Vergleich mit den Meisten meines Geschlechts allerdings erwarten kann, und ich glaube keinen so großen Dank dafür schuldig zu seyn. So zeige ich mich denn auch nicht so gerührt davon, und begegne denen, die

mir nur zollen, was mir wohl gebührt, nicht mit jener weichen Zuvorkommung, die nun freylich den verliebten Mann sehr aufmuntert, und ein frühes, oft allzufrühes Zusammenschmelzen unerfahrener Seelen so sehr begünstigt. Wenn ich es bewirkt habe, wenn mein Selbstgefühl es war, was jenen Heuchler von noch bestimmteren Äußerungen einer vorgeblichen oder sehr bald verrauchten Leidenschaft zurückhielt, so muß ich mir ja Glück wünschen, daß es so war, und mein angeborner Stolz mich vor noch größeren Mißgriffen und noch schmerzlicheren Leiden verwahrte.

Eine tiefe Verachtung gegen ihn, und ein Gefühl von — Racheluſt, möchte ich sagen, erfüllt jetzt meine Seele. Er soll nicht glauben, nicht ahnen, daß mich seine Wandelbarkeit gekränkt hat, ja er soll selbst daran irre werden, ob er mir auch je mehr als flüchtig gefallen hat. Das muß ich erreichen. Das ist der Punct, auf den sich alle meine Wünsche und meine Kräfte richten, und keine bessere Gelegenheit kann sich hierzu darbiethen, als meine Verbindung mit einem reichen, geachteten Mann, dessen Vater selbst kein höheres Glück als meine Hand für seinen Sohn zu kennen scheint. O meine theure, gü-

tige Mutter! Geben Sie Ihre Einwilligung, wenn Sie wollen, daß ich noch eines vergnügten Augenblicks genießen, und mich nach so bitteren Leiden noch einmahl meiner Jugend, meines Lebens und meiner Vorzüge, die Ihr Werk sind, freuen soll.

Zwanzigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihren Neffen Grafen Friedrich von O'born.

Aus der Residenz den 25ten Aprill 1811.

Ich schreibe Dir, lieber Neffe, mit sehr beklommenem Herzen, und in einer höchstwichtigen Angelegenheit unseres Hauses. Suche Urlaub zu erhalten, sobald Du diesen Brief gelesen hast, und eile zu uns in die Residenz; denn wir haben Deiner Gegenwart sehr vonnöthen. Du bist der Älteste, und folglich das Haupt des Hauses. Du bist verständig, und was noch ungleich mehr ist, gutmüthig. Deines Vaters weicher Sinn wohnt in Dir neben dem klaren Verstande Deiner Mutter. Von Dir allein kann ich die beruhigende Lösung des Knotens erwarten, der uns alle ängstiget und verwirrt, so daß Jedes im beengenden Gesichtskreis seiner Wünsche und Lei-

denschaften nicht mehr das Wahre erkennen, und das Rechte ergreifen kann.

Der Stand der Angelegenheiten Deiner Schwester ist Dir bekannt. Ob sie Dir ihr Herz ganz aufrichtig enthüllt hat, ist eine andere Frage. Sie scheint das gegen Niemand gethan zu haben, und so wirst Du ungefähr auf eben dem Punct stehen, als eure Mutter und ich. Ich habe Dir also nur zu melden, daß sie ihrer Mutter vor zehn Tagen einen sehr langen Brief über ihre Heirathsangelegenheit geschrieben hat, den sie mich zwar, wie gewöhnlich, nicht lesen ließ, während dessen Abfassung ich sie aber in großer Gemüthsbewegung gefunden habe, die sie vergebens zu unterdrücken, und mir zu verbergen gesucht hat.

Ich konnte wohl vermuthen, was sie geschrieben; denn ich weiß leider, mit welchem heftigen Eigensinn, der die Frucht eines rachsüchtigen Trotzes ist, sie auf der Verbindung mit dem Grafen Lichtwerth besteht. Aber der Ton ihres Briefes, und ihre Äußerungen müssen von gar gewaltsamer Art gewesen seyn, indem sie die plötzliche unerwartete Herkunft eurer Mutter zur Folge hatten.

Vorgestern nach Tische, als ich mit Ida bey

der Arbeit saß, und mich eben bemühte, so sanft und liebevoll, als ich es vermochte, dieß schwergereizte Herz zu beschwichtigen, und sie zu ruhigeren Ansichten zurück zu führen, hielt auf einmahl ein Reisewagen. In zwey Minuten darauf trat meine Schwester ein, und ihre strenge Miene und ihre ganze Haltung kündigten mir das Gewitter an, das auszubrechen im Begriff war.

Ich verschone Dich mit der Schilderung dieses Empfangs sowohl, als mancher andern nachgefolgten Scenen. Du kennst die Gemüthsart Deiner Verwandten. Jede von beyden glaubt die Vernunft auf ihrer Seite zu haben, jede streitet mit Gründen, die nach ihrer Ansicht vollkommen richtig sind. Vom Nachgeben aus kindlichem Gehorsam, vom Nachsehen aus mütterlicher Liebe ist hier keine Rede. Die Vernunft! Und nur die Vernunft! Das ist das dritte Wort zwischen ihnen, und ich würde Anstand nehmen, über diese Handlungsweise Deiner sonst so verehrungswürdigen Mutter mit Dir zu sprechen, wenn ich nicht wüßte, daß Du sie ohnedieß aus Erfahrung kennst, daß Dein weiches Herz darum nichts von seiner kindlichen Liebe verlieren wird, und wenn ich nicht Deine Dazwischenkunft als das einzige Hülfsmittel in dieser verwickelten Sache ansähe.

Nach meiner Ansicht haben Beyde in der Art Unrecht, in der Sache aber nur Deine Schwester. Sie ist als Tochter ihrer Mutter Folgsamkeit schuldig; denn wer kann Ältern das Recht nehmen, ihre Kinder von einer Verbindung, die sie als verderblich ansehen, abzuhalten? Und dann ist diese Verbindung wirklich nichts, als der Nothbehelf eines erbitterten Gemüths, das sich an einem Unwürdigen zu rächen meint. Vergebens habe ich ihr längst vorgestellt, daß Milota sich um diese Art von Rache wenig kümmern, daß er bey der Unbedeutenheit des von ihr gewählten Gegenstandes die Sache für das erkennen wird, was sie ist, für einen depit amoureux, und daß es ihm endlich einst sehr gleichgültig seyn wird, wenn Deine Schwester an der Seite eines unbedeutenden Gemahls ein trauriges Leben führen, und sich selbst, nicht den Verräther, gestraft haben wird.

Von dieser Seite sieht aber leider selbst Deine Mutter die Sache nicht an. Auch sie geht in die Rachegedanken Ida's ein, und somit gibt sie, ohne es zu ahnen, ihr Spiel selbst verloren. Sie tadelt nur das Werkzeug, und die Gründe, die sie vorbringt, sind, das Wenigste zu sagen, nicht kräftig, und sind es durchaus

nicht gegen ein so kluges, und durch ihr heftiges Wollen noch scharfsichtiger gemachtes Mädchen.

So ist es denn nach manchem bitteren Auftritt dahin gekommen, daß Deine Mutter mit einem Machtspruch dazwischen schlug, und hoch betheuerte, daß sie nun und nimmer diese Verbindung zugeben würde.

Ida erblaßte, und schwieg einen Augenblick. Mir zitterte das Herz, ich sah ängstlich, ja bittend auf sie. Aber ihr Stolz und ihr Muth verliessen sie keinen Augenblick, und, was andere niedergedonnert hätte, schien in ihrer Seele neue Kräfte zu wecken. Sie faßte sich gewaltsam, bekämpfte einen Ausbruch des höchsten Unmuths, der in allen ihren Zügen lag, und unaufhaltbar hervorzubrechen drohte, und sagte dann gelassen und höflich: Das steht in Ihrer Macht, gnädige Mama! Ich bitte Sie nur den einzigen Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß ich seit vierzehn Tagen mündig bin. Bey diesen Worten wandte sie sich, und verließ mit langsamen Schritten das Zimmer.

Meine Schwester saß wortlos, todtenbleich, mit zuckenden Lippen. Ich erwartete jeden Augenblick mit Angst, daß sie ohnmächtig werden würde. Aber auf diese starken Verstandesmen-

schen wirkt das Gefühl nicht so, wie auf uns Andere. Ich sah nur, daß sie sich mit zitternden Händen an dem Tisch fest hielt, die Lippen zusammenbiß, und dann sich erhob, um ebenfalls fortzugehen. Aber sie schwankte. Ich sprang hin, sie zu unterstützen. Mit einem Blick des höchsten Zornes sagte sie: Ich bitte dich! Schweig! Schweig nur jetzt! Ich bin nicht krank. Sie raffte sich zusammen, und ging in ihr Kabinett. Seitdem haben sie sich nicht mehr gesprochen, kaum gesehen. Ich stehe zwischen ihnen, wie zwischen zwey feindlichen Heeren. Keine von Beyden äußert sich gegen mich; keine enthüllt die dunkeln Plane, die sie in ihrer Brust trägt; keine antwortet befriedigend auf das, was ich ihr wohlmeinend vorstelle.

In dieser Verlegenheit, in dieser höchst unangenehmen, ja gefährlichen Stellung der Gemüther gegen einander, weiß ich nun nichts Klügeres zu ersinnen, als die Dazwischenkunft einer dritten, von beyden Theilen geachteten und geliebten Person, der ihre Gemüthsart sowohl als ihr Verhältniß das Recht und die Salbung gibt, ein Wort mit liebreichem Ernst dazwischen zu sprechen. Darum schreibe ich Dir in Eile, und sende den Brief mit Estafette fort; denn es ist sehr wichtig, daß Du so schnell als möglich kommst,

um dem Ausbruch noch stürmischerer Auftritte vorzubeugen, die mir hinter dieser unheimlichen Gewitterstille zu liegen scheinen.

Das sind die unseligen Folgen eines Systems, in welchem der Verstand Alles, die Liebe, die Nachsicht, die Gefälligkeit gar nichts ist. Dieses System hat das Unglück der Ehe eurer Ältern gemacht, es treibt deine Schwester in die Arme eines werthlosen Gatten, es beraubt vielleicht Deine Mutter eines großen Trostes in ihrem Alter, und stürzt eine sonst ruhige Familie in ein endloses Labyrinth von Zwistigkeiten. O laß dich durch dieß traurige Beyspiel warnen, lieber Neffe, und glaube einer Matrone, die auch einen langen Weg auf Erden mit Ehre und Wohlstand zurückgelegt hat, daß Liebe, Bescheidenheit und gegenseitiges Ertragen viel mächtigere Waffen sind, und viel entscheidender an ein gutes Ziel führen, als alle Spitzfindigkeiten des Verstandes!

Ein und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 26sten Aprill 1811.

Ein böser Dämon hat mich besessen, als ich meiner glücklichen Unabhängigkeit entsagte, und mich in die Fesseln des Hofzwangs schmieden ließ. Das täuschende Glanzbild, das meine sanguinischen Hoffnungen vom Leben und Wirken für's Große und Gute mir vorgespiegelt hatten, ist nur zu bald zerflossen.

Ich habe die Hofschranzen nie leiden mögen. Ihre Intriguen und Wohldienereyen waren es, die mich einst vom Dienste wegtrieben, als nacheinander zwey armselige Bursche, die kaum zu Fahnenjunkern tüchtig gewesen wären, mir als Oberste vorgezogen wurden, bloß weil des Einen Vater Oberstgarderobemeister war, und der Andere die Nichte des Oberkammerherrn geheira-

thet hatte. Jetzt habe ich diese Wesen in der Nähe kennen gelernt. Sie wimmeln um mich herum, und ich soll mit ihnen, durch sie wirken. Bey Gott! Es gibt kein elenderes Geschlecht, als dieses, und die Menschheit muß die unbegreiflichen Anstalten der Vorsicht preisen, daß, größtentheils von solchen Geschöpfen umgeben, unsere Fürsten noch das sind, was sie sind. Seit ich diese klare Ansicht erlangt habe, bedaure ich Niemand auf der Welt mehr, als unseren Fürsten, der mit seinen schönmenschlichen Gefühlen, mit seinem geraden Sinn, seiner hohen Achtung für Tugend und Recht, mitten unter diesen Erbärmlichen steht, die jede Äußerung eines Characters für Vergehen, jede Spur von eignem Willen für unerlaubte Anmaßung halten, die nur allein vom Hauche der Fürstengunst leben, und mit sichtlicher Angelegenheit darüber sprechen können, ob der Fürst beym Heraustreten aus seinem Kabinett links oder rechts gesehen, Diesen oder Jenen angesprochen, wie oft er gelächelt, oder Tabak genommen hat.

Dennoch haben diese Insecten, so schwach sie zu seyn scheinen, ihren Stachel, ihr Gift, das sie heimlich, unter Lächeln und Schmeicheln, aber nur desto sicherer, zu verspritzen wissen.

Um von solchen Menschen gehaßt zu seyn, ist es genug, ihnen furchtbar zu erscheinen, und das ist, Gott weiß wie? mein Loos. Der Fürst liebt mich, und zeichnet mich aus, mein Zögling hängt mit kindlicher Neigung an mir, und er gedeiht sichtbar an Geist und Körper, seit er unter meiner Aufsicht ist. Stoff genug für diese Armseligen zum Neid, und zur Furcht, daß ich, so ehr- und lohnsüchtig wie sie, immer mehr fordern und erlangen könnte! Daß mich das nicht rührt, daß dem Fürsten, den ich liebe, gefällig, und einst meinem Vaterland nützlich zu seyn, der einzige Bewegungsgrund meines Handelns ist, das begreifen diese Menschen nicht, die jedes Gemüth nur nach ihrem engen Maaß zu messen vermögen. So suchen sie ihre eigenen Ansichten in mir, und streben dem, was sie voraussetzen, mit aller ihrer Kraft entgegen.

Ich fühle ihre verderblichen Einflüsse überall, ohne eben bestimmt erkennen zu können, woher, und wie eigentlich diese Wirkungen kommen. Die meisten sind wohl nur negativer Art, Hindernisse, Unmöglichkeiten, Formen, die man nicht verletzen darf, und wodurch das Gute, das ich stiften möchte, auf alle Weise zurückgehalten wird. Schon längst hätte ich meine Klage dem

Fürsten selbst vorgebracht, da es ja das Wohl seines Kindes ist, für das ich eifere; aber diese Würmer wissen sich so geschickt in ihren krummen Gängen zu verbergen, daß ich mit dem entschiedesten Willen, den Nächsten Besten zu entlarven, doch nicht dazu kommen kann.

Einen zwar kenne ich, aber bey Weitem den Unbedeutendsten, weil er unter vielen Schlechten noch der Rechtlichste ist — den Oberhofmarschall. Er haßt mich. Ich weiß es, und weiß auch warum. Ihm ist nicht der Liebling des Fürsten furchtbar. Ihn quält eine ganz andere Art von Neid. Er hat sich früher sehr um Rosaliens Gunst beworben, und sie hat ihn, als noch ihr wundes Herz in Zerstreuung und Geräusch Betäubung seiner Schmerzen suchte, nebst vielen Anderen geduldet. Jetzt hat sie sich aus dem Wirbel zurückgezogen, sie lebt nur für mich, und der Oberhofmarschall sieht sich zurückgesetzt. Zwar weiß er nichts von unserm Verhältnisse, aber er ahnet etwas, und das ist genug für ihn, um Alles zu fürchten.

So wie die Zeitumstände sich jetzt gestalten, möchte ich, auch selbst wenn ich könnte, nie einen Einfluß oder irgend eine politische Stelle suchen. Bey dieser ängstlichen Rücksicht für den

Feind von ganz Europa, bey dieser wahrhaft zärtlichen Aufmerksamkeit für alle jene, die man näher oder ferner mit dem Französischen Hofe in Verbindung glaubt, würde ich alle Augenblicke Streit bekommen, und mir über kurz oder lang meinen Untergang selbst bereiten. Heucheln kann ich einmahl nicht. Ich kann höchstens schweigen, und das ist auch Alles, was man von dem Deutschen Edelmann in dieser schweren Zeit fordern kann.

Jener Lothar, von dem ich Dir schon aus **bad geschrieben, daß er dort in unseren Gesellschaften bald als Kunstkenner, bald als Kraftgenie, nirgends unbedeutend, überall geheimnißvoll erschienen ist, spielt auch hier in der Residenz und am Hofe seine Rolle. Die Maske fängt an sich zu lösen. Er ist, obgleich von Geburt ein Deutscher, ein Verräther seines Vaterlandes, und ein Emissär Napoleons. Dafür hält man ihn hier schon allgemein, und mir ist es aus mehreren Notizen, die ich zu sammeln Gelegenheit hatte, beynahe gewiß. Man fürchtet und scheut ihn, wie man einen Bothen der dunkeln höllischen Mächte scheuen würde; aber man wagt es nicht, ihm den Abscheu zu zeigen, den man fühlt. Das finde ich unrecht und zaghaft.

Der Mensch geht auf bösen Wegen. Er ist ein Verräther, ein Spion, wenn man das rechte Wort brauchen will. Was ist denn da an ihm zu schonen? Er ist es, der sich verbergen, und vor der Gewalt des Rechten und Guten zittern sollte. Ich meinerseits trete ihm überall entgegen, und zeige ihm geflissentlich, daß ich ihn durchschaue, und nicht fürchte.

Es sind aber außer den Dienst- und politischen Verhältnissen noch manche andere Dinge, die mich seit einiger Zeit von allen Seiten unangenehm berühren, und meinen Stand im häuslichen und öffentlichen Leben erschweren. Leonore ist seit einigen Wochen ganz verändert, still, kalt, gezwungen. Ahnet sie Etwas? Und wie? Und woher? Mein Betragen gegen sie ist sich immer gleich geblieben. Meine Freundschaft für Rosalien hat ihren ersten heiligen Rechten auf mein Herz keinen Abbruch gethan, und ich bin mir vollgenügend bewußt, ihr dadurch nie eine Ursache zur Klage gegeben zu haben. Warum also diese Änderung? Und wenn sie Etwas erfahren hat, vielleicht ganz auf unrechtem Wege, und also in ganz unrechtem Sinn, warum spricht sie nicht offen mit mir? Warum diese Kälte, die doch warm scheinen will? Warum diese Freund-

lichkeit, die ein trübes Geheimniß nur schwach verschleyert? Mich drückt und peinigt dieß Verhältniß. Es war mein Wille, sie nach und nach vorzubereiten, dann entweder ganz offen mit ihr zu handeln, und ihr zu gestehen, daß eine brüderliche Neigung mich an ein edles, ihr an Herz und Geist verwandtes Wesen ziehe, oder, falls ich hätte fürchten müssen, daß sie es nicht gehörig aufnehmen würde, das ganze Verhältniß mit dem tiefsten Schleyer zu decken, und sie nie ahnen zu lassen, was ihren mir so heiligen Frieden trüben könnte. O ich liebe Leonoren noch immer warm und innig, wenn ich auch erkenne, daß Rosalie ebenfalls liebenswürdig ist, und Ansprüche an meine zärtlichste Schonung hat! So ist nun gerade das allerunangenehmste für mich erfolgt, und ich sehe nicht ein, wie sich dieß Alles in ein freundliches Geleise ordnen soll.

Auch Rosalie quält mich, nur auf andere Art. Ihr genügt mein ruhiges, inniges Gefühl nicht, und sie erträgt unwillig das Geheimniß, das unsere Verbindung bey den jetzigen Umständen nicht nur vor Leonorens, sondern vor der ganzen Welt Augen decken muß. Das schöne, stille Gefühl, das in den ersten Wochen unserer Wiedervereinigung so beglückend zwischen uns walte-

te, das, wie ich hoffte, jeden Stachel der Unruhe aus unserem Verhältniß nehmen, und ihm eine ewige Dauer versichern sollte, dieses himmlische Gefühl ist von Rosalien geflohen, und hat einer unruhigen Leidenschaftlichkeit Platz gemacht, die mich quält und beunruhigt, indem sie sich bald im höchsten Entzücken, bald wieder allen Martern der Eifersucht preisgegeben fühlt.

Das ist meine Lage. Die Welt glaubt mich sehr glücklich, und beneidet mich sogar. Du selbst äußertest neulich diese Ansicht. Sieh nun die wahre Gestalt dieses Glücks, und beklage mich vielmehr, denn meine Ruhe, und mein wahres Vergnügen ist in meinen stillen Bergen zurückgeblieben!

Zwey und zwanzigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 2ten May 1811.

Unser Hochzeittag ist vorüber. Obwohl Du bey Deiner Abreise nicht allein mir keinen Auftrag ertheilt hast, sondern selbst anzudeuten schienst, als ob jede Erwähnung, die auf die widrigen Vorfälle der letzten Tage Bezug hätte, Dir vielmehr unangenehm seyn würde, so glaube ich doch nach meiner Ansicht, daß es geziemend, ja nothwendig sey, Dich in Kenntniß von Allem, was dabey vorgefallen ist, zu setzen, so wie mein Anerbiethen, Deine Stelle bey Ida zu vertreten, dadurch vor der Welt den häuslichen Zwist zu verbergen, und Deine Abwesenheit bey dem feyerlichsten Lebenstage Deiner Tochter auf eine anständige Art vor der Welt zu beschönigen, Deinen vollen Beyfall erhielt.

Im Grunde konnte ich Deinen Entschluß, bey einer Verbindung nicht gegenwärtig zu seyn, die so wenig nach Deinem Sinne war, daß Du ihr Deine Einwilligung versagen zu müssen glaubtest, nicht mißbilligen. Aber Ida hat, so stark sie sich auch äußerlich machte, und beym Abschied von Dir nichts als kindliche Höflichkeit, und jene Unterordnung zeigte, die schon der Umgang uns gegen Ältern zur Pflicht macht, doch das Verurtheilende Deines Schrittes, wenn ich es so nennen darf, tief empfunden. Sie hatte Dich mit mir bis an den Wagen geleitet. Du warfst mir noch einen Kuß zu, und nicktest mit dem Kopfe gegen sie, die ganz bleich und starr da stand. Beym Hinaufgehen über die Treppe blieb sie zurück. Ich sah mich um. Sie schien erschöpft. Ich faßte sie unterm Arm, und, ihre Erschütterung benützend, wollte ich anfangen, noch einmahl an ihr Herz zu sprechen, und durch ihr ergriffenes Gefühl zu bewirken, was mir ihr kalter Verstand bisher verweigert hatte. Sie schwieg lange. Wir waren bereits im Zimmer, sie hatte sich niedergesetzt, und schien in tiefen Gedanken. Das gab mir einige Hoffnung. Ich redete fort, ich suchte alle Gründe hervor, die, wie ich dachte, auf ein reuiges Tochterherz wirken könnten. Aber

der unselige Stolz auf Verstand und höhere Einsicht, den Du — verzeih, liebe Schwester, daß ich Dir das sage — selbst in ihr genährt hast, widersetzte sich allen besseren Forderungen des Herzens. Nachdem sie mich wohl eine halbe Stunde hatte reden lassen, stand sie auf, wie Jemand, der aus einem schweren Traum erwacht, oder einen heftigen Schmerz überstanden hat, richtete sich stolz auf, und sagte: Liebe Tante! Glauben Sie mir! Die Erklärung an meine Mutter, daß ich meinen wohlgeprüften Entschluß ohne, ja selbst wider ihre Einwilligung dennoch durchsetzen würde, war nicht das Werk jenes Augenblicks, oder eine plötzliche Übereilung. Er hat sich lange, und nicht ohne Schmerzen und Kampf, in dieser Brust erzeugt. Aber ich habe ihn für unumgänglich, für allein rettend angesehn. Schon damahls, als die Mutter mir in ihrem Brief ankündigte, sie könne die Erfüllung meines Wunsches nicht zugeben, und jenen Schattengrund von altem Widerwillen anführte, fing jene Entschließung in meiner Seele an zu arbeiten. Auch Lichtwerth wurde Anfangs von seiner Mutter die Einwilligung versagt. Aber sie wich den dringenden Bitten ihres Sohnes, weil sie ihn mehr liebt, als ihre Genugthuung.

Dieser Umstand vollendete die Klarheit meiner Ansicht. Es thut mir unendlich leid, daß es bis zu diesem Äußersten hat kommen müssen; aber es ist nicht meine Schuld.

Sie wollte gehen. Ich trat zu ihr. Ich wollte noch einmahl sprechen. Verschonen Sie mich, liebe Tante! sagte sie sehr dringend, und wenn Sie noch einen Funken Zuneigung für mich behalten haben, so gönnen Sie mir Ruhe, denn ich bedarf ihrer! Sie verließ das Zimmer. Was konnte ich ihr sagen? Was mit dem Wesen anfangen, in dem wahre Ansichten und Wahn, richtiges Räsonnement und verführerische Sophismen sich in ein so wunderbares Ganzes verschlungen hatten? Ach Schwester! Ich muß es noch einmahl sagen: Du trägst auch Deinen Theil an der seltsamen Richtung dieses Kopfes!

Am folgenden Tage kam Dein Sohn, und hörte mit Bestürzung, daß Du ihn gar nicht hattest erwarten wollen, zugleich aber auch, daß Du mir insgeheim den Auftrag gegeben hattest, mich dem Gange der Dinge nicht mehr zu widersetzen.

So versuchte er es zwar noch einigemahl recht scharf und eindringend mit Ida zu sprechen; sie aber scheint, wie mehrere Personen ihrer Art,

ihre Ruhe in Behauptung ihrer einmahl aufgestellten Sätze zu finden, und würde sie vielleicht jetzt aus einer Art von falscher Schaam nicht mehr aufgegeben haben, wenn sie sie auch als unzuläßig erkannt hätte. Zwey Tage darnach kam der Bräutigam, der die ganze Zeit über bey seiner Mutter gewesen, und schon früher, wie er Ida schriftlich gemeldet, ihre Einwilligung nach manchem harten Kampf erhalten hatte, ganz warm vom mütterlichen Herzen, mit ihrem Segen und ihren Thränen bethaut, zurück. Seine Erzählung hat mich gerührt. Wahrlich, seine Mutter muß entweder bey vielem Leichtsinn im Grunde nie schlecht gewesen seyn, oder sich sehr zum Guten verändert haben. In acht Tagen wurde nun die Hochzeit angesetzt. Ida kam zu mir, um mich halb zärtlich, halb stolz um die Gunst meiner Gegenwart an diesem Tage zu bitten. Es war, als schämte sie sich der besseren Regung, die in diesem Augenblick in ihr aufwallte. Ich antwortete, wie ich es mit Dir eins geworden war, daß die Rücksicht auf ein mögliches Stadtgerede, und was wir unserer Familie schuldig wären, mich bewogen hätte, ihre Bitte zu bewilligen, daß sie diese Vergünstigung aber keineswegs weder Deiner Verzeihung, noch meiner

Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihres Schrittes zuzuschreiben habe. Sie verbiß eine unwillige Antwort, küßte mir die Hand, und Alles war abgethan.

Die Zurüstungen, welche der alte Graf machte, waren wirklich prächtig. Ida betrieb die Sache mit unruhiger Hast. Milota's Hochzeittag rückte heran. Sie wollte durchaus ihm den Rang ablaufen; und was sie so ernst gewollt hatte, ging denn auch in Erfüllung. Die Trauung hatte in der Hofkirche vor dem versammelten Volk, und einer großen Menge des Adels Statt, den theils die bestimmte Einladung ihres Schwiegervaters zu dieser Feyerlichkeit berufen, theils die Neugierde herbeygezogen hatte.

Wir waren in fünfzehn Wägen, ungefähr sechs bis sieben und dreyßig Personen, aufgefahren, Alles in höchster Galla, die Bedienten in glänzenden Livreen. Überaus prächtig und zugleich geschmackvoll war der Wagen des alten Grafen, in welchem die Braut mit mir und dem Kranzfräulein saß. Aber Ida war doch schöner, als Alles um sie her. Der weisse Silberstoff, der sie umwallte, die reiche Diamantenkrone im dunkeln Haar, der schöne Busen, der sich unter langen Schnüren von kostbaren Perlen

und großen Solitärs hob, die innere Zufriedenheit, die sich in dem Blick des herrschenden Auges, wie in ihrer königlichen Haltung, aussprach, machten sie wirklich blendend schön.

Unter den Anwesenden fiel mein Auge auf Milota, der sich im Halbdunkel einer Säule hinter der Menge verborgen gestellt hatte. Ob ihn Ida gewahrte, weiß ich nicht; doch schienen ein unmerkliches Zusammenfahren, als sie vor dem Platze vorüber kam, wo sie ihn erblicken konnte, und einige blitzende Blicke, die sie während der Ceremonie gegen jene Seite warf, mir anzuzeigen, daß sie ihn gar wohl bemerkt hatte. Sie sprach das Ja stolz und kühn aus, indeß des Bräutigams Stimme in sanfter Rührung schwankte, und nur sein Auge die Versicherung seines Glückes gab.

Nach der Trauung war Gesellschaft und Souper. Graf Lichtwerth hatte nichts gespart, um diesen Tag mit allem Glanz und aller Pracht zu begehen, die seinem Stand, seinem Reichthum, und dem Stolz seiner Schwiegertochter entsprachen.

Nun werden Besuche gegeben und genommen, und der prächtige Trousseau und alle Herrlichkeiten des neuen Verhältnisses zur Schau getragen. Dann geht das junge Paar auf seine Güter, und

ich werde, so lieb mir Ida war, dennoch froh seyn, wieder jene gemüthliche Ruhe zu genießen, aus der mich in der letzten Zeit das betäubende Geräusch gebracht hat.

Meine Geschäfte gehen nun auch zu Ende, und ich sehe mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ich der Residenz mit allem Verdruß und Ärger, die sie mich gekostet, auf immer Lebewohl sagen, und in Deine Arme eilen kann.

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an Rosalie von Sarewsky.

Aus dem fürstlichen Pallast den 8ten May 1811.

Ich habe Deinen Brief erhalten, Rosalie! O höre auf, mit Bitten und Vorwürfen ein Herz zu bestürmen, das sich ohnedieß im steten Gewirre streitender Neigungen und feindseliger Beziehungen nicht glücklich fühlt! Es ist mir nicht möglich, Dich morgen, weder früh noch Abends, zur gewohnten Stunde zu besuchen. Nur morgen, meine Liebe, verlange nicht, daß ich Dich sehe, daß aus Deinen Blicken neuer Zauber in mich ströme, und ich von Deinen Lippen noch tieferen Rausch der Leidenschaft trinke! Morgen ist der Jahrestag meiner Hochzeitfeyer mit Leonoren. Eilf Jahre sind vorüber, Jahre erst der glühendsten Liebe, dann der zärtlichsten Freundschaft, und des tiefsten Friedens in ungestörter

Übereinstimmung der Gemüther, bis Dein Anblick mich empfinden lehrte, was ich nie glaubte, daß es in meiner Brust aufglühen würde, diesen lebendigen Wechsel der Gefühle, diese Stürme des Gemüths, diese Seligkeiten und diese Schmerzen! Jetzt ist jener heitere Frieden dahin, aber auch verschwunden die thörichte Täuschung, der ich mich im Anfang unseres Wiederfindens ergab, als wäre es möglich, Rosalien ruhig wie ein Bruder zu lieben, und neben diesem aus Sonnengluth und beweglichem Äther gebildeten Wesen sich in der Klarheit seines Bewußtseyns zu behaupten. Ja, ich liebe Dich, Rosalie! Du hast mich hingerissen! Ich liebe Dich nicht als Bruder und Freund, nein, mit aller Gluth einer Leidenschaft, die endlich unverschleyert vor meinem erschrockenen Blicke steht. Hast Du das gewollt? Du hast es erreicht. Aber um den Frieden meiner Seele ist es geschehen!

Leonore ist mir noch stets theuer, und ihre Ruhe mir heilig. Ich sehe, daß sie leidet, ich ahne, weßwegen; ich bin ihr Achtung, Dankbarkeit, Schonung schuldig — und so kann ich besonders morgen meine freyen Stunden nur ihr allein widmen.

Du wirfst mir vor, daß ich gestern Abends

zerstreut gewesen, und daß ich heut Morgens nicht zur bestimmten Stunde gekommen bin. Auf das letzte diene Dir zur Antwort, daß der Prinz diesen Vormittag nicht ganz wohl, und des Fürsten Besuch uns zwischen zehn und eilf Uhr angekündet war, weßwegen ich auch diesen Nachmittag mich nicht aus dem Schlosse entfernen kann. Gern hätte ich Dir, wenn es möglich gewesen wäre, dieß durch ein Paar Zeilen zu wissen gethan; aber der einzige Bothe, der um unsere Verständnisse wissen darf, war nicht bey der Hand, und einem Andern kann ich unmöglich unser Geheimniß Preis geben. Was aber meine Unruhe von gestern betrifft — Rosalie! Wenn Du die Stürme bedenkst, die seit der letzten Zeit in meiner Brust toben, und Du Dir Leonorens Schicksal vergegenwärtigst, wenn sie einmahl klar sehen sollte, so kannst Du meine Stimmung nicht verdammen. — Rosalie! Theures, unaussprechlich geliebtes Wesen! Stille Dein aufgeregtes Herz! Traue dem Freund, der zwar selbst leiden, aber nie Dich quälen wollen kann! Glaube bey zweifelhaftem Anscheine, daß er Nichts thun wird, als was Liebe und Treue gebiethen! Glaube ihm, wenn er Dir zuschwört, daß er, um Dich zufrieden zu stellen, sein Le-

ben, und sein Erdenglück, nur nicht seine Ehre und Pflicht aufgeben wird, und erlaß mir den morgigen Besuch! O, mein Herz wird ohnehin durch den Anblick der innigen Liebe Leonorens tief gefoltert seyn, die es ganz zu erwiedern nicht mehr im Stande, und ganz zu enttäuschen nicht grausam genug ist. Leb wohl!

Vier und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Baron Ludwig von Fahrnau.

Aus der Residenz den 8ten May 1811.

Welch ein Brief! Welche Bitterkeit der Vorwürfe! Ich fühle sie ganz, obwohl ich sie nicht verdiene. Tadelst Du mich, daß ich nicht leben kann ohne Dich? Machst Du es mir zum Fehler, daß ich verlernt habe, ruhig zu bleiben, wenn eine Wolke über Deiner Stirn schwebt, und meine Erwartung, Dich zu sehen, getäuscht wird? Mit wem Allem muß ich Dich noch theilen? Mit dem Prinzen, dem Fürsten, Deinen Angelegenheiten und Leonoren! O ich fühle die ganze Macht dieser Ansprüche. Sie drängen mich fort, fort aus dem Herzen, das ich allein besitzen, oder sterben muß! O Ludwig! Sieh mich in mei-

nem Schmerz, meiner Angst! Kann ich dafür, daß Du mein ganzes Wesen beherrschest, daß die Sprache zu arm ist, um ein Wort zu erzeugen, das das Einssеyn zweyer Wesen in der Tiefe und Innigkeit auszudrücken vermöchte, in der ich es fühle, und zugleich den zuckenden Schmerz des Einen Getrennten, wenn es ohne sein anderes Ich leben und athmen soll!

Ich empfinde ihn nun einmahl diesen brennenden, diesen zerstörenden Schmerz, und sollte ihn dem Freund meiner Seele nicht klagen? Ich sollte nicht voraussetzen, daß ich ihm nichts Unerwartetes damit verkünde, weil er ja ohnedieß in sich fühlen muß, wie mir ist? O Ludwig! Ich kann nicht rückhalten, kann mich hierin nicht beherrschen, wie es wohl Andere vermögen, die klüger, oder, laß mich es aufrichtig sagen, kälter sind, als ich. Willst Du mein Leben, das Opfer meines Daseyns, mein Blut Tropfen für Tropfen? Nimm es hin, wenn es Dich glücklich, wenn es Dich nur vergnügt macht! Das kann ich geben. Hierin kann ich mich beherrschen; aber meinem Gefühle für Dich kann ich keinen Zwang anlegen. Es ist allmächtig, wie die Gesetze der Natur, aus denen es stammt, und mit denen es Eins ist.

Glaube mir, Ludwig! Diese Gemüther, die sich immer in ihrer Gewalt haben, die durch keine vorlaute Empfindung sich verrathen, kein ungeziemendes Feuer hervorbrechen lassen — ach sie haben eben nicht viel zu beherrschen, und der ruhige Grund ihrer Brust, der niemahls die empörten Wellen über die Ufer der Besonnenheit schlagen läßt, ist kalt und still, wie die ruhigen Seen der Hochgebirge, in deren dunkler Tiefe sich nur der ernste stumme Tannenwald spiegelt, der sie umgibt.

Wer kann die Leidenschaft bezähmen, wenn es Leidenschaft ist? Heißt sie nicht nach Leiden? Nun so muß sie auch Leiden bringen. Sie muß uns nicht ruhig lassen. Fühlst Du ruhig? Kannst Du Dich beherrschen? O dann liebst Du mich nicht! Dann ist es Sinnenreiz, äußerer Zauber, was Dich zu mir zieht, wechselndes Spiel streitender Empfindungen, nicht die tiefe, heilige, ewige Liebe, die mich beseelt.

Du kommst morgen den ganzen Tag nicht? Es ist Dein Hochzeittag. — Hochzeit! O ja! Das ist eine hohe, feyerliche Zeit, voll Prunk, voll Zubereitung, voll Glückwünsche!

Als ich Dich das erstemahl sah, wie Du aus den Büschen tratest, als mein Inneres, die Na-

tur um mich, Alles mit tausend Stimmen rief: Das ist Er! da feyerten unsere Seelen ihr Vermählungsfest. Es war der Augenblick, wo zwey Tropfen auf dem Rosenblatt sich berühren, in einander fließen, und, von keiner Macht mehr zu sondern, auf ewig Eins sind. Freylich, morgen mußt Du bey Leonoren bleiben, und darfst meines einsamen Schmerzes nicht achten. Ob ich in jedem Augenblick einmahl sterbe, was hat das zu bedeuten!

Es ist schon längst ein Gegenstand des bittersten Kummers für mich gewesen, daß unsere Liebe sich vor der ganzen Welt verbergen soll. Warum denn? Ja, die Welt soll nicht wissen, wie wir uns lieben; denn sie würde es nicht begreifen, und in ihrer Gemeinheit mit jeder Meinung darüber das reine Bild nur beflecken. Aber daß wir uns lieben, warum soll das ein Geheimniß seyn? O die Menschen dehnen ihre Herrschaft weit aus!

Übermorgen vor Tische wirst Du kommen. Übermorgen! Bis dahin wendet sich der Zeiger der Uhr noch wohl vierzigmahl, jeder solcher Kreislauf geht über sechzig Minuten weg, und jede einsame Minute ist eine neue Qual!

Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe.

Ich weiß nur, was ich will, Dich sehen; denn ich will leben. Ich bin morgen den ganzen Tag allein bis eilf Uhr Abends. Sollte sich keine, auch keine einzige Minute für mich finden? Leb wohl!

Fünf und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 10ten May 1811.

Der Tag bricht an nach einer in jeder Hinsicht stürmischen Nacht. Die schwarzen Donnerwolken, die sich ihrer Fülle entledigt haben, ziehen zerrissen in wunderbaren Gestalten am grauenden Himmel hin. Schon entglimmt ein röthlicher Streifen in Osten, und über den blutigen Schein legt sich ein tiefschwarzer Schleyer, und deckt ihn, mitleidig? oder ahnungsvoll? zu, wie das Schwarz des Trauerkleides sich über ein blutendes Herz legt.

Kein Schlaf hat meine Augen besucht. Für mich ist es noch gestern. Wie ist es doch möglich, Bertha! daß die besten Menschen aus einem armseligen Aberglauben an das Gerede der Welt und an einen äußeren Schein, der sie ja vor ih-

ren und jener höheren Macht Augen nicht schlechter macht, so bänglich zittern, und diesem Moloch das Liebste, Schönste in die glühenden Arme werfen können!

Wenn das so bleibt, wenn keine Möglichkeit ist, eine andere Ansicht in seiner Brust zu wecken, was habe ich zu hoffen? Ein ewiger Kampf mit blinden Mächten, mit Vorurtheil, Gewohnheit, und Klätscherey steht mir bevor, und wie drey Furien erheben sich diese drey Gespenster in ihrer dunkeln, unbestimmten, und darum um so furchtbareren Gestalt vor mir. Riesig, unvermeidlich, unberechenbar stehen sie mir gegenüber, und alle meine Freuden und Hoffnungen scheitern an diesen Felsenrissen, die keine Macht der Liebe oder Vernunft zum Weichen bringen kann.

Was habe ich nicht gestern den ganzen Tag, und diese Nacht gelitten!

Es war ein Tag, dessen Erinnerungen schon schneidend in mein Gemüth dringen, und es in seinen lebendigsten Tiefen auf's schmerzlichste berühren mußten, Ludwigs Hochzeittag mit Leonoren!

Ich hätte an diesem Tage mehr Schonung bedurft, als sonst; ich hätte in der Nähe des liebenden Wesens diese Stacheln peinigender Erinne-

rung sollen beschwichtigen können. Ich schrieb daher schon vorgestern an Ludwig, ohne dieser Ursache eigentlich zu erwähnen. Mein Gemüth, aufgereizt durch jene Anklänge, die, vergebens niedergekämpft, sich immer wieder in meiner Brust bewegten, mochte sich vielleicht in heftigeren Ausdrücken ergossen haben, und meine Bitten zu dringend gewesen seyn. Seine Antwort trug das Gepräge aufgeschreckter Angst und beklommener Verwirrung. Ich möchte nicht in ihn dringen, ich möchte ihn nur diesen Tag verschonen, er müsse ihn ganz bey der zubringen, die ihm das Schicksal zur Gattinn aufgedrungen! Kurz, er hatte beschlossen, gerade an diesem Tage, wo mir seine Gegenwart so nothwendig gewesen wäre, nicht zu kommen.

Das war mehr, als mein hochaufgeregtes Herz zu tragen vermochte. Ich schrieb ihm wieder, ich ließ mein verletztes Gemüth sprechen, ich verbarg ihm die leidenvollen Tiefen meiner glühenden Brust nicht. Keine Antwort! Kein tröstender Anblick des geliebten Wesens!

So blieb es bis spät am Abend. Schwül und schwer lag nach einem heißen Tage die Luft auf der qualmenden Stadt, schwüler und schwerer mein eisernes Geschick auf mir. Da zogen finstere

Wolken von allen Seiten herauf, schwanger mit Blitzen, mit Wasserfluthen und Donnerkeilen. Was lag in ihrem dunkeln Schooße für die zagende Welt verborgen? Was in der finsteren Tiefe der Zukunft für mich?

Jetzt zerrissen Leuchtungen die Nacht der Wolken in grause furchtbare Geistergestalten, die über dem rothblauen Grunde schnell sichtbar hinschwebten, und noch schneller verschwanden. Dumpf rollte der Donner aus weiter Ferne, und kündete die Schrecken an, die mir bevorstanden.

Ich war ans Fenster getreten. Die Dämmerung wich der Nacht früher, als sonst, vom überhangenen Himmel. Dort und da entglimmte ein Licht in den Fenstern, und warf den zitternden Schein in die Finsterniß hinaus. Einzelne dunkle Gestalten wankten über die Straße, es ward still und stiller, und wie eine Welt voll drückender Ahnungen lag die schwere Gewitterluft auf meiner Brust. Da sah ich Etwas von der Ecke der Straße schnell durchs Dunkel hervorschreiten. Es blitzte. In der Leuchtung erschien die hohe Gestalt in den weissen Mantel eingeschlagen. Mein Herz pochte. Jetzt noch ein Blitz! Der Sturmwind riß sich los, die Staubwolken wirbelten, der Wanderer hielt mit Mühe den

Mantel, er kam näher, an das Thor meines Hauses — o Gott! Es war Ludwig!

Ganz voll Staub, der an den schönen Augenwimpern und an dem braunen Gelocke hing, glühend roth vom schnellen Streben durch den Sturm, trat er ein, und ich lag an seiner Brust. Ach nun war Alles vergessen, und kein Vorwurf fand mehr den Weg über meine Lippen! Aber ich sah bald, daß Ludwig fern davon war, meine frohe Stimmung zu theilen. In trüber Spannung saß er an meiner Seite, und schwere Gedanken bewegten sich in seiner Seele. Er war den ganzen Tag bey Leonoren gewesen. Der Fürst selbst hatte ihm Urlaub gegeben, und ihn dazu aufgefordert, als er zufällig erfuhr, was für ein Tag war. Mein Brief hatte ihn aber doch vermocht, nachdem er Abends zu seinem Zögling gekommen, und dieser zu Bette gegangen war, noch in der späten Stunde auszugehen, um mich zu beruhigen. Er hatte auf eine ganz finstere Nacht gezählt. Da fuhren leuchtende Blitze hin, und erhellten die Straßen, und der Sturm riß ihm den Mantel von den Schultern, als eben zwey halbvermummte Gestalten scharf beobachtend an ihm vorübergingen. Seine Stellung gegen Leonoren, ihr Benehmen, die Erinnerung des Ta-

ges, die Begegnung auf dem Herwege, Alles hatte ihn verstimmt, verstört, und nicht meine innige Liebe, nicht meine zarteste Schonung vermochten diese mißtönenden Klänge zur Harmonie zu stimmen.

Ich wurde gereizt, empfindlich. Wer wäre es in meiner Lage nicht geworden? Ich sagte es ihm unverhohlen. Ich sah, wie es ihn ergriff; aber ich konnte nicht anders. O wenn schon die Welt mit ihren kalten Forderungen, und das unerbittliche Gesetz in seiner düsteren Strenge sich gegen mich verschworen haben, muß auch noch die Liebe die letzten Blüthen hartherzig abreißen, und mir den einzigen, schönen Augenblick eines peinlichen Tages verkümmern? Ich litt unendlich, und es wäre ein Raub an unserer Freundschaft gewesen, wenn ich ihm hätte entziehen wollen, was in mir vorging. Laß die es verbergen, die es vermögen! In dieser Möglichkeit liegt das Bekenntniß ihres schwächeren Empfindens.

Er stürzte endlich zu meinen Füssen, und bath mich, meinen Thränen Einhalt zu thun. Ein schwerer Kampf erhub sich in seiner Brust. Mein Schmerz und seine ängstlichen Rücksichten, die Wahl zwischen meinem Unglück, und dem, was

er Verletzung seines Ehrgefühls nannte, regten ihn in fürchterlicher Heftigkeit auf. Er sprang auf, und ging rasch im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu mir, und beschwor mich, ruhig zu seyn, und an die Gewalt seiner Liebe zu glauben. Konnte ich das, wenn jeder Wunsch Leonorens, jeder Hauch des öffentlichen Rufs hinreicht, sein Bewußtseyn aufzuschrecken, und unser stilles Glück zu stören? Ich ließ meine Thränen strömen. Ich sagte, was ich empfand, was ich litt. Ich fühlte mich im Innersten zerrissen, erschöpft, und sank halbohnmächtig aufs Sopha zurück. Jetzt war es um seine Fassung geschehen. Er faßte mich in seine Arme, seine glühenden Küsse weckten mich ins Leben. Ach Bertha! Welcher Moment! Ich richtete mich auf, ich sah in die Sterne seiner schönen Augen, die durch den feuchten Schleyer seiner Thränen mit glühender Zärtlichkeit strahlten, und ich streckte meine Arme aus, ihn an meine Brust zu drücken. Da rollte ein fürchterlicher Donnerschlag über unsere Häupter hin, und ein schwefelgelbes Licht fuhr durch das dunkelnde Zimmer, in dem die Kerzen herabgebrannt waren. Er riß sich auf, er stand bleich und starr vor mir. In dem Augenblick schlug es drey Viertel auf Eilf. Er erschrack, raffte sich

zusammen, rief: Ich muß fort! und wandte sich schnell von mir.

Um Gotteswillen! Warum? Was ist Dir so plötzlich?

»Ich muß fort! Halte mich nicht auf! Um eilf Uhr werden die Thore des Pallastes geschlossen. Wer später kommt, wird bemerkt. Niemand darf wissen, daß ich um diese Stunde bey Dir war.«

Und in diesem Wetter willst Du fort? rief ich. Ein Platzregen mit Schlossen stürzte aus den geborstenen Wolken; das Wasser lief in Strömen über die Straße.

Er schüttelte wild den Kopf. »Und wenn die Hölle offen wäre, ich muß doch fort!«

Ich lasse Dich nicht! rief ich: Du bist erhitzt, der Regen ist kalt, es könnte Dein Tod seyn! O geh nicht! geh nicht!

Rosalie! rief er wild: Laß den Mann von Ehre für Deine und seine Ehre sorgen! Laß mich fort! Mit diesen Worten machte er sich gewaltsam von mir los, und eilte aus dem Zimmer. Ich sank auf den Stuhl am Fenster. Der Sturm in meinem Inneren glich dem in der empörten Natur. Mein Blick fiel auf die Straße. Ich sah die Gestalt im weissen Mantel beym Leuchten des Blitzes aus dem Thore treten, und zwey dunkle

Figuren, die ihm den Weg vertreten zu wollen schienen. Mit gewaltigem Arm machte er sich Platz, und ein teufliſches Lachen ſchallte ihm nach. Hatten ſie ihn erkannt?

Tauſend ſtreitende Gedanken erhuben ſich in meiner Bruſt, tauſend peinliche Möglichkeiten ſtanden vor meinem Geiſt. Ich konnte das Schlimmſte befürchten, denn ich wußte nichts Beſtimmtes. Ich fühlte mich krank, ſchellte meinen Leuten, und ließ mich zu Bette bringen; aber kein Schlaf beſuchte meine Augen, nur ſehr bittere Thränen über das unwürdige Schickſal einer ſo edlen Liebe erleichterten endlich meine Bruſt, und löſten die ängſtliche Spannung. Mir ward leichter, das Gewitter hatte indeſſen auch ausgetobt, die kurze Nacht war vergangen. Wie das Licht der Welt zurückkehrte, kehrte auch mir Beſinnung und einige Ruhe zurück, und ich ſtand auf, um Dir zu ſchreiben.

Das hat mich erleichtert. Mein Geiſt iſt ſtiller geworden. Aber ruhig? O das kann ich nicht werden, ſo lang meine Liebe vor jedem Schattenbild falſcher Ehre, vor jeder Laune einer eiferſüchtigen Frau zittern muß! Leb wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 20ten May 1811.

Mein ganzes Seyn in den gegenwärtigen Verhältnissen und Beziehungen wird von Tag zu Tag unangenehmer. Neid und Cabalen scheinen auf jeden meiner Schritte zu lauern, und Alles, was mir zum Nachtheil gereichen kann, ans Licht zu ziehen, zu verkehren, zu deuten, um mir, wo es nur möglich ist, ein übles Spiel zu machen.

Um Leonorens Willen, deren Ruhe zu schonen ich fest entschlossen bin, habe ich meinen Umgang mit Rosalien bisher so geheim als möglich gehalten, sie auch nur mit der größten Vorsicht, und in Stunden besucht, welche, im Falle man es erführe, weder meinem noch ihrem Rufe nachtheilig seyn könnten.

Dennoch erhebt sich hier und dort eine Stimme

der Lästerung gegen sie und mich. Man fängt an, halb laut, halb versteckt, von dem Geheimniß zu sprechen, und ich habe alle Ursache, überzeugt zu seyn, daß Leonore bereits von Allem unterrichtet ist.

Vor zehn Tagen war unser Vermählungstag. Der Fürst hatte es zufällig erfahren, und mir angebothen, mich den ganzen Tag von meinem Dienste loszuzählen, damit ich ihn ungestört mit meiner Familie zubringen könne. Ich mußte die Gnade geziemend erkennen, und hinterbrachte sie Leonoren mit einem wahrhaft frohen Gefühl; denn ich glaubte auch ihr eine Freude damit zu machen. Sie nahm es sonderbar auf. Im ersten Moment strahlte zwar ein lebhaftes Vergnügen aus ihren Augen, und ich schlug meinen Arm in herzlicher Liebe um sie. Da sah ich sie plötzlich innerlich zusammen schaudern. Ein düsterer Ausdruck überschleyerte die erst lächelnden Züge, und es schien mir sogar, daß sie eine Thräne zurückdrängte. Betroffen ließ ich sie los. Ein peinliches Gefühl sagte mir, was in ihr vorging. Ich stand, ihre Vorwürfe, ihre Klagen erwartend, und fest entschlossen, nichts zu läugnen, aber ihr auch alle die innige Liebe zu zeigen, die für sie in meinem Herzen lebt, und

wovon ihr jene Unglückliche nichts entzogen hat. Aber sie besitzt sich auf eine unbegreifliche Art. Sie faßte sich sogleich, blickte mich wieder freundlich an, und dankte mir jetzt recht innig für den Beweis meiner Anhänglichkeit an die Meinigen. Mir ward eiskalt bey diesen Worten, und das Gespräch ging auf gleichgültige Dinge über.

Der Tag selbst floß, wie er nach dieser Scene, und nach der Lesung eines Briefes von Rosalien vergehen konnte, die mir in den bittersten Worten meine Strenge gegen sie, meine Liebe für Leonoren vorwarf, und die ganze Tiefe eines leidenschaftlichen Gemüths zeigte. Leonore suchte zwar durch ihr Betragen jeden Stachel des Vorwurfs aus meiner Seele zu nehmen; aber ich fühlte, daß es Kunst war, und blieb verstimmt, wie ich denn überhaupt mich jetzt nicht mehr in ihrer Nähe zurechtfinden kann. Ich weiß, daß dieß größtentheils mein Unrecht ist, und es quält mich, obwohl ich es nicht ändern kann. Es ist aber auch das ihre. Hätte sie mir es früher möglich gemacht, offen mit ihr zu seyn, vielleicht wäre Alles in ein gutes Geleise, und mein Verhältniß zu Rosalien nie zu jener leidenschaftlichen Spannung gekommen, die mir jeden

frohen Genuß raubt. Jetzt ist es auf jeden Fall zu spät. Ich kann mit Leonoren über die Lage meines Herzens nicht mehr offen reden, und so dient ihr Betragen nur dazu, mich zu martern, ohne etwas für unser beyderseitiges Wohl, für ein freundliches Zurechtfinden zu bewirken.

Endlich schlug die Stunde, die mich zu meinem Zögling rief. Leonore entließ mich mit sichtlicher Kälte, und zum ersten Mahl seit unserem gestörten Verhältniß kam ein bitteres Wort über ihre Lippen. Ich überhörte es, und ging; aber es hallte in allen Tiefen meiner Seele nach.

Schwere Wolken zogen am Himmel herauf, und eine dumpfe Schwüle lag über den Höfen des Pallastes. So schwer lag es auch auf mir. Als ich in meine Zimmer kam, schlief der Prinz schon. Ich hieß auch Adolph sich niederlegen, und sann der Möglichkeit nach, Rosaliens heißen Wunsch dennoch zu erfüllen. Mein Herz war durch Leonorens kalte Besonnenheit verwundet, und durch ihr letztes Wort gereizt worden.

Eine tiefe Sehnsucht zog mich zu dem liebenden Wesen, das mich mit absichtsloser Innigkeit umfangen würde. Die späte Stunde, und selbst die Sorge für Rosaliens Ruf hielten mich im ersten Augenblick zurück. Man konnte mich zu

ihr gehen sehen, es war gleich zehn Uhr, um eilf wurden die Thore des Pallastes geschlossen, und wer später kömmt, muß sich melden.

Doch bald reizten selbst diese Hindernisse mich noch mehr. Ein Gewitter war im Anzug. Ich konnte hoffen, die Straßen einsam zu finden. Ich hüllte mich in meinen Mantel, und eilte die Treppen hinab. Der Sturm war schon erwacht, Staubwolken wirbelten, kein Mensch begegnete mir, und so erreichte ich die Straße, wo Rosalie wohnt. An der Ecke derselben traten zwey verhüllte Gestalten aus einem Portal, und nahmen denselben Weg, wie ich. Ich achtete nicht weiter auf sie; aber unfern vom Hause riß der Sturm mir den Mantel auseinander, es blitzte in dem Augenblick, und ich hörte die Beyden flüsternd sprechen und lachen. Die Möglichkeit, daß sie mich erkannt hätten, war mir höchst widerlich. Aber sollte ich auf diese Möglichkeit hin aufgeben, was ich vorhatte, und was bereits erreicht war?

Ich eilte zu Rosalien. Sie empfing mich mit glühender Liebe, sie verschwendete alle ihre Zärtlichkeit an mir, und vermochte doch nicht, die peinliche Stimmung zu verscheuchen, welche der ganze heutige Tag, Leonorens letzte Worte, und

das Lachen der beyden Gestalten in mich gebracht hatten. Sie fühlte es, und nun ergossen sich ihre Klagen und ihre Thränen unaufhaltsam. Mein Innerstes war aufgeregt, zerrissen. Dazu wurde das Gewitter immer heftiger, Blitze und Donner wütheten, der Regen stürzte herab. Rosalie überhörte Alles. Sie dachte nur mich und ihren Schmerz. Ich sah sie erblassen, hinsinken. Nun war meine Fassung dahin. Ich wollte mich in ihre Arme stürzen. Ein Donnerschlag weckte mich zum Bewußtseyn. Leonorens Erinnerung erhob sich in mir. Rosaliens Ruhe und ihre reine Würde schwebten vor meiner Seele. Ich kämpfte mein stürmendes Gefühl nieder, und entriß mich ihren umschlingenden Armen.

Als ich über die Treppe herabkam, fand ich, daß das Ungewitter oder ein böser Wille die Verhüllten unter dem Thorweg des Hauses festgehalten hatte. Ich eilte an ihnen vorbey. Sie folgten, und schienen mir den Weg vertreten zu wollen. Ich machte mir Platz; aber ich hörte meinen Nahmen nennen, ein spöttisches Gelächter schallte hinter mir drein, und es ist mir gewiß, daß Einer jener Beyden der verhaßte Lothar war.

Dieser Zufall ist mir unbeschreiblich ärgerlich. Der Mensch weiß, wo ich gewesen, und sein

niedriges Gemüth vermag nur das Schlechteste zu denken. Rosaliens Ruf kann dadurch leiden, und Leonorens Argwohn auf die abscheulichste Art bestärkt werden.

So peinigt mich Alles von allen Seiten, und dieses unselige Stadt- und Hofleben hat mich in ein endloses Labyrinth von Verdrüßlichkeiten und widrigen Zufällen verwickelt. Aber laß Dich den Teufel bey Einem Haare fassen, und Du bist sein auf ewig! Leb wohl!

Sieben und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Pallast den 25ten May 1811.

Dein Brief, liebe Schwester, den ich etwas verspätet vor einigen Tagen erhielt, war ein Strahl himmlischen Lichts in der trüben Dämmerung meines Lebens. Jetzt, da geschehen ist, was ich so sehr wünschte, aber nicht voreilig vorher verkünden wollte, um dem freyen Spiel der Gefühle und der Macht gegenseitiger Eindrücke keinen Zwang anzulegen, und die Unbefangenheit, diesen lieblichsten Reiz unschuldiger Annäherung, nicht zu stören, jetzt darf ich Dir sagen: Ich hatte es erwartet, ja noch mehr, ich hatte es beabsichtigt. Lehmbach ist einer der vorzüglichsten Menschen, die ich kenne. Sein Äußeres ist so gefällig, und sein Umgang so anziehend, daß dieß allein hinreichend seyn würde,

eine Neigung, die er eingeflößt hätte, zu rechtfertigen; aber sein würdiger Character erhöht und heiligt noch dieß Gefühl, und ein bedeutender Rang setzt eine Verbindung mit ihm über jeden Tadel der Welt hinweg.

Dieses zartfühlende Herz war lange Zeit durch eine unglückliche Neigung für einen seiner nicht würdigen Gegenstand gekränkt gewesen. Unser Haus war der Zufluchtsort seines stillen Leides. Er war den Winter über sehr viel bey uns, und sehr oft an einsamen, ach damahls noch so schönen Abenden ganz allein mit Ludwig und mir. Da schloß sich uns sein redliches und zartfühlendes Gemüth ganz auf, und eine freundliche Hoffnung fiel, wie ein plötzliches Licht, in meine Seele, als er vor zwey Monathen die Sendung nach — — f erhielt, und ich wußte, daß er nun in Deine Nähe kommen werde.

Es hat sich gemacht, wie ich im Stillen wünschte. Die reine Seele meiner Clara hat dieß edle Herz erkannt, und der biedere Freund konnte das anspruchslose zarte Geschöpf nicht ohne Rührung sehen. Du wirst ihn glücklich machen, und eine treue Mutter seiner holden Kinder seyn. Gott hat mein Gebeth erhört. Er segne eure nahe Verbindung!

Lehmbach hat mir, als er vor vier Wochen zurückkam, um seine Geschäfte zu ordnen, so viel, und mit solcher Begeisterung von Dir gesprochen, daß ich sogleich auf einen bedeutenden Eindruck schließen konnte, den Du auf ihn gemacht haben mußtest. Dann schriebst Du mir Ähnliches, und jetzt ist, Gottlob! Alles in Ordnung. Gern, sehr gern, Ihr Glücklichen, wäre ich unter anderen Umständen an dem schönsten Tage Eures Lebens Zeuginn eurer Seligkeit gewesen, und die fünfzehn oder zwanzig Meilen bis zu der Tante würden mir nicht zu weit gewesen seyn, um mein Clärchen im Gefühl ihres wohlverdienten Glückes zu sehen, und an mein Herz zu drücken. Aber so wie meine Stimmung jetzt ist, wirst Du es mir als kein Zeichen geringerer Liebe ausdeuten, wenn ich Alles als verletzend fürchte, was die dumpfe brütende Stille stören würde, in der ich mich lieber gar nicht regen möchte, um nicht meine Wunden schmerzlicher zu fühlen. Es war eine Zeit, wo das Gefühl gekränkter Würde, und die Betrachtung, für w e n ich hingeopfert wurde, mich durch die Kraft des beleidigten Stolzes aufrecht erhielten. Damahls fühlte ich mich stark, Alles zu verhehlen und zu unterdrücken. Es gelang auch, und

ich glaube, man hatte gar keinen Begriff von den Stürmen und Qualen, die damahls meine Brust verbarg.

In solcher Stimmung war ich auch noch an meinem Hochzeitstage. Als ich hörte, daß wir ihn allein in stiller Vereinigung zubringen sollten, überraschte mich, ein augenblickliches Vergessen meiner Lage, ein freudiges Gefühl. Der nächste Moment brachte mich zum Bewußtseyn zurück, und das Gewicht von Sonst und Jetzt fiel mit Centnerlast auf mein Herz. Ich wollte zwar den Eindruck verbergen; aber es war zu spät. Er war schon bemerkt, bitter empfunden und mißdeutet worden. So brachte dieser unbewachte Augenblick mich auch um das Glück einer möglichen Täuschung, in welcher ich den einst so erwünschten Tag doch vielleicht hätte zubringen können.

Zwar gab man — das muß ich aufrichtig gestehen — sich alle Mühe, diese Täuschung hervorzubringen. Man war recht aufmerksam, recht gut, und auch manchmahl zärtlich. Aber gerade diese Aufwallungen waren es, die mir den schärfsten Stachel ins Herz drückten, indem sie mir einen vorübergehenden Schimmer jenes vollen Tages zeigten, in dem ich sonst immer gewandelt hatte.

Man brachte mir sehr schöne, ganz nach meinem Geschmack gewählte Geschenke. Sie freuten mich wohl, und ich zeigte es auch. Aber jene Blumen, die ich sonst bey kleinen Abwesenheiten, in Briefe eingelegt, zum Zeichen erhielt, daß man in jeder schönen Gegend meiner gedacht habe, hatten doch unendlich mehr Werth für mich gehabt, als dieser Indische Shawl, und der elegante Farbenkasten, den man mit Überlegung gekauft hatte, um mir den guten Willen, und einen Überrest von Zuneigung zu zeigen. Ach! Er hüllt meine Brust in das warme Tuch, weil sein Herz nicht mehr warm an dem meinigen schlagen kann!

Diese und ähnliche Gedanken bewegten sich unwillkührlich in meiner Seele, verstimmten fortwährend mein Gemüth, und ließen mich den Ton nicht finden, in dem ich mit ihm sprechen sollte. Ich gab mir alle Mühe, nicht bitter zu werden, zu scheinen, als wüßte ich von nichts, und als gäbe ich mich der Täuschung hin, die er hervorbringen wollte. Es gelang nicht. Unsere Unterredung war matt, gespannt. Er wurde zerstreut, einsylbig, und sah einigemahl gegen Abend auf die Uhr. Der Fürst hatte ihm den ganzen Tag freygegeben. Was konnte ihn von mir wegziehen?

O eine schmerzliche Vermuthung wallte in mir auf! Und als er wirklich viel zeitlicher, als ich hoffte, aufstand, um seinen Hut zu nehmen, da entriß mir mein beleidigter Stolz die Äußerung: Er möchte sich nicht länger bey mir aufhalten; mir schiene ohnedieß, daß wir nicht mehr recht zusammenpaßten. Er sah mich mit glühendem, finsterem Blicke an — so habe ich ihn nur gesehen, wenn er über eine Ungerechtigkeit oder Bosheit seiner Untergebenen zürnte — und schwieg einen Augenblick. Du hast Recht, sagte er dann eiskalt: Es ist Zeit, daß ich gehe!

Seitdem sehe ich ihn viel seltener. Jenes rasche Wort scheint den letzten Damm zerrissen zu haben, den Schonung, oder die Hoffnung, mich zu täuschen, zwischen ihm, und einer ungescheuten Enthüllung seiner wahren Gesinnungen gezogen hatte. Es finden sich nun eine Menge Abhaltungen in sein Apartement zu kommen, und wenn er da ist, ist er zerstreut, oder das Gespräch läuft über häusliche Angelegenheiten. Zu diesen trüben Verhältnissen kommt noch, daß, seit der Frühling vorgerückt ist, alle Nachrichten, die wir aus Rosenstein erhalten, die Anwesenheit wenigstens Eines von uns daselbst dringend fordern. Er kann den Prinzen nicht

verlassen. Ich werde also hinaus, und ihn hier allein lassen sollen. — Allein! Großer Gott! Und unter welchen Umgebungen!

Ach auch damahls, als er sich in den ersten Jahren unserer Ehe aus meinen Armen riß, um dem Ruf der Pflicht und Ehre in dem Feldzug zu folgen, wußte ich ihn von Gefahren umringt. Aber es war möglich, daß keine Kugel ihn treffen würde, und er zu der beträchtlichen Zahl Jener gehörte, die unversehrt, oder nur leicht verletzt, zu den Ihrigen zurückkehrten. Und dann, wenn ich ihn damahls verloren hätte, so hätte der Gedanke des ehrenvollen Todes für Vaterland und Pflicht mich wohl nicht getröstet, aber doch erhoben. — Aber jetzt?

Dieser Gedanke der Trennung, und ihr Vorgefühl, das ich in seinem offenbaren Zurückziehen schon jetzt empfinde, haben mir durch ihren Schmerz auch noch die Kraft geraubt, mich so ganz, wie vor einiger Zeit, zu beherrschen. Ich fühle mich so weich, so wehmüthig gestimmt. Ach! Dir kann ich es sagen, liebe Schwester! Ludwig erscheint mir jetzt, da ich ihn beynahe für verloren halten muß, noch liebenswürdiger als je. Und er ist es auch. O mein Gott! Er ist so edel, so kindlich gut!

Mehr als einmahl schon hat mein Herz mich gedrängt, an seinen Hals zu fliegen, und ihm meine Schmerzen, meine Sorgen zu gestehen. Aber nein! Nein! Ich darf es nicht wagen. Er kann sich nicht ändern, er ist zu tief verstrickt, und so würde dieß Benehmen nur eine höchstergreifende Scene veranlassen, mich in seinen Augen herabsetzen, und ihn vielleicht ganz von mir scheuchen.

Einen Beweis seines edlen, geraden Sinnes hat er nur erst vor wenig Tagen gegeben.

Es wurde ein Ordenscapitel gehalten. Von dem Orden, dessen Commandeurkreuz Ludwig, seit er bey Hofe ist, trägt, sollten mehrere Decorationen aller Classen ausgetheilt werden. Der Oberhofmarschall, ein schwacher, eitler, aber im Grunde redlicher Mann, der seinem Herrn wirklich mit Anhänglichkeit dient, und für den ein Großkreuz längst das höchste Ziel aller Wünsche war, hatte sich nebst vielen Anderen darum beworben. Seine Ansprüche waren durch Geburt, Dienstjahre und Redlichkeit allerdings sehr geltend; dennoch hatte es das Ansehen, als ob ihm einige Jüngere vorgezogen werden sollten.

Der Oberhofmarschall gab sich alle ersinnliche Mühe, und setzte alle Triebfedern, die ihm zu

Geboth ständen, ins Spiel. Ludwig hörte davon. Er fand es ungerecht, den alten Mann um eine so wohl verdiente, und ihm so theure Belohnung zu bringen. Er nahm sich das Herz, mit dem Fürsten selbst darüber zu sprechen, und bemühte sich zugleich, in dem Capitel mit allem Nachdruck, und so klar, als es ihm selbst war, zu zeigen, daß jene glücklicheren Nebenbuhler sich weder mit den Jahren, noch mit dem Verdienste und dem Eifer des Hofmarschalls messen könnten. Genug, dieser erhielt das Großkreuz, und der Fürst gestand ihm in der Audienz, als er dafür zu danken kam, wer ihn vorzüglich dazu vermocht habe.

Das brach dem alten Manne das Herz. Der Fürst hat Ludwig selbst erzählt, daß er Thränen in seinen Augen gesehen. Sein erster Weg aus dem fürstlichen Kabinett war zu Fahrnau. Er wollte förmlich und etikettemäßig seyn, aber es ging nicht. Die Rührung überwältigte ihn, und Fahrnau, alles Andere vergessend, schloß ihn recht innig und freudig an seine Brust. Seitdem hat er an dem Mann, der ihm früher abgeneigt war, einen warmen Freund erworben.

Sieh, Clara! So gut ist mein Ludwig. Es ist unmöglich. Ich kann ihm nicht zürnen. Mein

Stolz ist gebrochen, ich kann nur um ihn weinen, und eine unselige Verkettung der Umstände anklagen, die uns zuerst nach * * bad, und endlich hierher führten. Was dann geschah, wie Ludwig in diese Schlingen fiel, fallen mußte, das ist wohl sehr natürlich, und war beynahe voraus zu sehen. Ich habe es geahnet, als ich Rosenstein verließ. O es hat sich Alles, Alles vereinigen müssen, um es dahin zu bringen, wo wir jetzt sind, des Fürsten Vorliebe für Fahrnau, seine bedeutende Persönlichkeit, seine Jugendfreudigkeit, selbst sein Ehrgeiz! Es war Alles schlau und genau berechnet.

Clara! Theure, geliebte Schwester! Du stehst jetzt auf dem Punct, auf den ich vor eilf Jahren stand. Der Himmel gebe Dir das Glück, das ich genoß, aber nie, nie meine Schmerzen zu fühlen! Du zwar hast dieß auch weniger zu fürchten. Nicht als ob Lehmbach nicht eben so liebenswürdig wäre, als Ludwig; aber sein Gemüth ist weit stiller und besonnener, und seine Geschäfte, seine schwächere Gesundheit, selbst seine Erziehung haben anders auf ihn gewirkt. Er wird nie mit dieser Gluth und Heftigkeit fühlen, und sich also auch niemahls so hinreißen lassen. Gott erhalte Dir ihn, und seine Liebe recht lang! Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Freudenwald den 4ten Junius 1811.

Seit dem November des vorigen Jahres, folglich durch sieben Monathe, habe ich an Einem Orte mit meiner Dame gelebt. Ein langer Zwischenraum von Ruhe bey einem Wesen, das so wenig von dieser Eigenschaft an sich hat, wie sie! Jetzt scheint aber auch ihre Natur wieder in die alten Rechte zu treten, und unter dem Vorwand, daß sie den Sommer unmöglich in der Stadt zubringen kann, eigentlich aber, weil der Hof und mit ihm Fahrnau das Lustschloß, in dessen Nähe ich Dir schreibe, bezogen hat, haben wir ein Landhaus gemiethet, und leben seit acht Tagen hier, wo die Stadt sich auf das Land ergossen hat, wo städtische Sitten, Moden, Spielgesellschaften und unsinniger Aufwand eine

Art von Parodie auf die ländlichen Umgebungen machen, und außer dem, daß die Häuser Gärten haben, und der Blick hier und dort auf Kornfelder oder waldige Höhen fällt, Alles gerade so ist, wie in der Residenz.

Ja, Alles leider gerade so! Das strafbare Verhältniß dauert leider fort, und die Gartenwohnung ist nur darum gemiethet worden, um dem fürstlichen Sommerpallast und dessen Bewohnern näher zu seyn. Die unglückliche Leonore wird, wie man sagt, mit ihren Kindern auf ihren Landsitz gehen, und es ist gut, wenn sie sich entfernt; denn was bisher unter der Hülle des Geheimnisses verborgen war, kann sich theils auf die Länge unmöglich in dieser Verborgenheit erhalten, und theils liebt Rosalie aus der unbeschreiblichen Verschrobenheit ihres Geistes das Auffallende zu heftig, um nicht gern mit einer Liebe zu prunken, die Andere an ihrer Stelle in die tiefsten Schatten hüllen würden. Sie setzt eine Art von Größe darein, sich nicht zu verleugnen, und, was sie als recht und gut erkennt, auch der Welt als solches aufzudringen.

Das nimmt denn aber diese freylich nicht immer so an, wie meine Dame es sich einbildet. Klatscherey und gerechter Tadel erheben sich schon

jetzt hier und da über ihr Betragen, über ihre Verbindung mit dem Gemahl einer Anderen, und noch dazu einer so allgemein geachteten Frau. Dieser Gemahl ist zudem auch seiner Seits eine so bedeutende Person, und durch Fürstengunst, Wohlgestalt, und wirklich edle Eigenschaften so ausgezeichnet, daß der Neid geschäftiger als je ist, überall Blössen an ihm auszuspüren, und daß selbst seine Tugenden, und was sein Herz ihn gleichsam unwissentlich Gutes thun läßt, nur ein Stachel mehr für seine Feinde werden. So hat er neulich einem wichtigen Mann am Hofe, der seit einiger Zeit sein heimlicher, und wohl auch offenbarer Feind war, einen sehr großen Dienst geleistet, bloß weil diesem, wie Fahrnau meinte, Unrecht geschah. Dieser Mann ist nun für ihn gewonnen. Die Welt sieht es, aber unfähig, die reine Größe eines guten Herzens zu fassen, sucht sie hinter dieser Handlung eines kräftigen billigen Gemüths nur geheime Absichten, und lästert, was sie zu begreifen zu schlecht, und zu achten zu niedrig ist.

Wie klein und erbärmlich doch diese sogenannte große Welt vor dem Blicke des unbefangenen Beobachters dasteht, wenn er sieht, wie heilige Überzeugungen, wie alle Begriffe von unver-

lierbaren Rechten, aller edlere Stolz, ja selbst die gemeinsten Vorstellungen von Recht und Unrecht verläugnet und verdreht werden, um ja nicht gegen den von der herrschenden Parthey angegebenen Ton zu verstossen! Diese herrschende Parthey sind nun jetzt an unserem Hofe allerdings die Französischgesinnten, und die vielen Franzosen und französischen Emissäre. Der Fürst, so wenig seine innerlichen Gesinnungen damit zusammenstimmen mögen, wird durch die Zeitverhältnisse gezwungen, diese Menschen nicht allein zu scheuen, sondern wohl auch auszusehen, als ob er mit voller Seele ihrem System ergeben wäre. Das Hofvolk ahmt sclavisch nach, was es den Fürsten thun sieht. Viele wollen sich auch wohl das Ansehen weitaussehender Geister geben, indeß sie mit ihren großen Cosmopolitischen Ideen nur die Absicht haben, sich von der Pflicht loszuzählen, für das Gegenwärtige mit redlichem Ernste zu sorgen. Einige beugen gedankenlos den Nacken unter ein Joch, das ihnen Convenienz und vor Allem der Gedanke erträglich macht, daß es von den Ufern der Seine kommt, woher man seit langen Jahren gewohnt ist, Befehle über das Conventionelle anzunehmen; und noch Andere wissen endlich ihren Vortheil unter der

Hand geschickt mit den Zeitbedürfnissen zu vereinigen.

Unter allen diesen, theils niederträchtigen, theils armseligen, Menschen steht nun Fahrnau, der in edlerem Sinne ganz das ist, was jene Parthey mit dem Ausdruck Aristocrat bezeichnet, fast allein mit seinem offenen Hasse gegen alle Neuerungen, und gegen den Umsturz der alten Verfassungen, in denen er das Heil der Welt sucht, da, und läßt sich von keiner Rücksicht, ja nicht einmahl von gewöhnlicher Klugheit hindern, seine Meinung laut zu äußern. Schon einigemahl ist er in Gesellschaften ziemlich unsanft mit den Franzosen, und noch härter mit jenem Lothar zusammengetroffen, der, wie alle Renegaten, ärger ist als die Parthey, zu der er übertrat. Der Fürst, der Fahrnau wirklich liebt, ist verlegen, wenn er solche Auftritte erfährt, und hat ihn schon ein Paarmahl gewarnt. Alle diese Menschen nun vergrößern die Zahl von Fahrnau's Feinden, und sind aus verschiedenen Absichten gleich eifrig, ihm auf jede Art zu schaden, seinen Schritten nachzuspüren, und, was sie Wahres oder Falsches erfahren, mit den gehäßigsten Vergrößerungen zu verbreiten.

Diese Umstände haben nun auch auf No-

salliens Gemüthsstimmung einen höchst ungünstigen Einfluß, und so gern sie es sich verbergen, und den Schein haben möchte, das Weltgerede zu verachten, so ist sie doch dabey nicht wenig gequält. Auf der andern Seite steht ihr Leonore mit ihren gerechten Ansprüchen, und vor Allem mit ihrer Liebenswürdigkeit entgegen. Fahrnau's Herz hängt noch mit tausend süßen Banden der ersten Liebe und der Gewohnheit an ihr, ja er scheint Beyde zu gleicher Zeit, fast mit gleicher Neigung, zu umfassen, und so seltsam diese Erscheinung ist, so glaube ich doch, daß sie sich gerade aus dem scharfen Contraste der beyden Frauen erklären läßt, indem jede eine ganz entgegengesetzte Seite seines Empfindungsvermögens in Bewegung setzt. Aber Rosalien ist diese Mitherrschaft unerträglich, und ich sehe wohl, wie sie durch tausend kleine Künste, und durch allen Zauber, der ihr zu Gebothe steht, dahin strebt, die gefährliche Nebenbuhlerinn zuerst aus seiner Nähe, und endlich aus seinem Herzen zu verdrängen.

Das gibt denn genug der Sorgen, Unruhen, Geschäfte und Launen. Unser Zusammenleben wird dadurch nicht angenehmer, und in manchen Augenblicken fühle ich nur zu sehr, wie bitter

es ist, in Abhängigkeit zu leben. Aber nicht Rosaliens Launen und das Unrecht ihres Betragens allein ist es, was seit einiger Zeit mein Herz beunruhigt, und den stillen Frieden daraus zu verdrängen droht. Auch in den engen Kreis, in welchen ich seit Jahren meine Wünsche und Hoffnungen zu begrenzen suchte, drängt sich Etwas Neues, Beunruhigendes, oder vielmehr das Alte, das ich als ein schmerzliches Opfer abgethan, und für diese Erde geendet hielt, scheint sich wieder zu regen, und ich muß mein rebellisches Herz mit Gewalt zur Ruhe sprechen, um nicht wieder in den Strudel der verwirrten Gefühle gerissen zu werden, die doch endlich zu nichts führen können, als mich mein Unglück lebhafter empfinden zu machen.

Der reisende Freund ist nach sechs Jahren endlich aus seiner langen Irre zurückgekommen, und stehet mit dem Jugendfreund in einem sehr lebhaften Briefwechsel. Seitdem hat dieser mehrmahl meine Mutter besucht, von alten Zeiten gesprochen, und, zwar versteckt, aber mit sichtlicher Rührung, sich öfters nach mir erkundigt. Was soll ich davon denken? Darf ich nach dem, was wir einmüthig beschlossen haben, auch nur der kleinsten Hoffnung Raum geben? Dennoch

reget diese die längst ermatteten Fittige wieder, und erhebt sich, um meine Ruhe zu stören. Liebe Schwester! Schreib doch der guten Madame Müller! Sie kommt oft zu unserer Mutter, und sieht klarer, als diese, der lange Leiden und die Liebe für ihr Kind vielleicht den Blick getrübt haben. Sie soll mir Wahrheit verkünden, und rathen. Leb wohl!

Neun und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Schloß Freudenwald den 8ten Junius 1811.

Ich schreibe Dir aus Freudenwald, dem Schlosse des Fürsten, das ich seit zehn Tagen mit meinem Zögling bewohne. Für mich enthält es keine Freuden! Ich bin sehr verstimmt und trübe; denn ich bin allein hier, und Leonore ist mit beyden Kindern in Rosenstein.

Wie das gekommen ist, weiß ich kaum selbst noch recht; aber ich fühle es, daß ich verwitwet bin, und selbst der Umgang einer geistreichen, liebenden Freundinn mein unheimliches Gefühl nicht beschwichtigen kann.

Schon längere Zeit her enthielten die Briefe meines Beamten Nachrichten, die allerdings die Anwesenheit Eines von uns auf dem Gute gefordert hatten. Mich fesseln meine Verhältnisse

unausweichbar, und es hätte also nur Leonore gehen müssen. So seltsam, ja fremd sie sich auch seit einiger Zeit gegen mich benimmt, so konnte ich mich doch nicht entschließen, sie von mir zu lassen, noch weniger, es ihr vorzutragen. Der Hof wollte das Lustschloß beziehen. Es ist nicht weitläufig. Für meine Familie war kein Platz in demselben, und ich dachte daran, ein hübsches Gartenhaus in der Nähe für sie zu bekommen. Da brachte man, eben wie ich bey Leonoren war, einen Brief, in welchem der Amtmann mich neuerdings sehr dringend ersuchte, zu veranlassen, daß, weil ich mich nicht von hier entfernen könnte, die gnädige Frau nur auf einige Wochen nach Rosenstein kommen möchte.

Ich sah Leonoren an, und ohne die Folgen meiner Worte in diesem Augenblick zu bedenken, sagte ich: Es ist recht ärgerlich; aber was ist zu thun? Könntest Du Dich denn entschließen?

Sie blickte mich an. Einen solchen Ausdruck habe ich nie in ihren Augen gesehen! O gern! Von Herzen gern! sagte sie mit seltsamer Heftigkeit: Du erfüllest einen meiner liebsten Wünsche, wenn Du mich nach unserer stillen Heimath entlässest! Hier liegt der Pallast und der Himmel schwer auf mir!

Leonore!

Ja gewiß! Ich tauge nicht in die große Welt. Zudem ist ohnedieß in Freudenwald kein Raum für mich. Wir würden doch getrennt seyn.

Aber nicht so weit! antwortete ich, und fühlte, wie mein Unmuth über diese eiskalte Bereitwilligkeit stieg: Indeß es steht in Deiner Wahl.

Ich gehe nach Rosenstein! antwortete sie, wandte sich, und verließ das Zimmer.

Ich sah ihr erstaunt, gereizt nach. Ich erwartete, daß sie wieder kommen würde. Meine Zeit war bald um. In einer halben Stunde sollte ich bey meinem Zögling seyn, und Rosalie, die gestern krank gewesen, hatte mich ebenfalls dringend gebethen, sie diesen Morgen nur auf einen Augenblick zu besuchen. Ich sandte Adolph nach seiner Mutter. Sie war schon in der Gerätheкammer, um mit den Domestiken nach den Reisekoffern zu sehen. So sehr drängte es sie, die Stadt zu verlassen!

Ich ging, ohne sie zu erwarten. Auch Rosaliens Gegenwart konnte mich nicht aufheitern; aber ihre bevorstehende Trennung von mir, wenn ich mit dem Hof nach Freudenwald ginge, hatte sie wenigstens mit mehr Kummer erfüllt, als

Leonoren. Im Schloße fand ich außerordentlich viel mit den Anstalten zur Reise zu thun. Die Dienerschaft hatte anzufragen, ich Befehle auszutheilen; auch mußte ich einigemahl zum Fürsten, dann zum Oberststallmeister, um zu bestellen, was für uns nöthig war. Am Abend sandte ich, um fragen zu lassen, was die Meinen machten, und mein Außenbleiben zu entschuldigen. Leonore war nicht wohl; doch hatte sie die Abreise auf den folgenden Nachmittag festgesetzt, und, wie ich hörte, zweymahl zu mir gesandt, um mir von ihrer Unpäßlichkeit und ihrem Entschlusse Nachricht zu geben. Jene Gänge und die Läßigkeit des Hofgesindes waren Ursache, daß mich diese Bothschaften weder getroffen hatten, noch mir waren gemeldet worden. Das vermehrte meinen Unmuth, und ich nahm mir vor, am früheften Morgen zu ihr zu eilen. Als ich aufstand, brachte man mir ein Billet von Rosalien. Sie war gestern noch kränker geworden. Mein Nichterscheinen, da ich sie sonst gewöhnlich gegen Abend zu besuchen pflege, und der Gedanke an die kommenden Tage, die nun so einsam vorüberziehen würden, hatten auf ihr allzureizbares Gemüth gewirkt. Sie hatte sich früh zu Bette legen müssen, und eine schlaflose

Nacht mit Planen zugebracht, wie wir uns doch nahe bleiben könnten. Diese wollte sie mir nun schnell mittheilen, und die Anstalten zu ihrer Ausführung auf der Stelle treffen. Sie bath so dringend! Sie war so ganz Liebe und Hingebung! Ich flog zu ihr, mit dem Vorsatz, mich nur wenige Augenblicke aufzuhalten.

Ich fand sie sehr erschöpft; aber aus den wehmüthig lächelnden Blicken strahlte eine schöne Hoffnung. Sie hatte noch gestern mit dem Besitzer eines in der Nähe des fürstlichen Schlosses gelegenen Gartenhauses, das zu vermiethen war, gesprochen. Sie wollte es beziehen. Sie hatte tausend Entwürfe, wie wir uns in den entlegenen Parthien des großen schönen Gartens, von einer reizenden Natur umgeben, mit desto größerer Freude sehen könnten. Ihre dichterische Phantasie hatte Alles aufs schönste ausgemahlt. Ich mußte den Zauber der Leidenschaft erkennen, und durfte nicht tadeln, was sie so anmuthig aus Liebe für mich entworfen hatte. Dennoch graute mir vor dem Gedanken der Öffentlichkeit, die unsere Verbindung dadurch bekommen mußte, besonders nachdem schon allerley Gespräche sich über uns zu erheben anfangen. Ich versuchte einige Einwendungen. Sie fruchteten nichts gegen

die glühenden Farben des Gemähldes von unserm seligen Landleben, das in diesem ätherischen Gemüthe bereits ganz ausgemahlt stand. Aber über diesen Einwendungen und Widerlegungen war mehr als eine volle Stunde vergangen, und mit ihr die Zeit, die ich bey den Meinigen hätte zubringen können. Ich mußte zu meinem Prinzen, und erst gegen zwölf Uhr war es mir möglich, Leonoren zu sehen. Diese Hinderniſſe, dieser Umtrieb, selbst die verlegene Stimmung, in der ich mich Leonoren gegenüber befand, regten mein Gemüth in widriger Spannung auf. Schon im Vorsaal ergriff der Anblick der gepackten Koffer, Taschen, und anderen Reisegeräthes mich auf eine peinliche Art. Ich sah, es war beschlossen, man wollte fort. Völlig angezogen im Reisekleide, etwas blaß, aber ruhig, trat mir Leonore entgegen.

Wie ich sehe, ist dein Entschluß fest, sagte ich: Und so schnell!

Ich wüßte nicht, was mich hier halten könnte, antwortete sie: In Rosenstein ist jeder Tag Gewinn. Mich verdroß die Antwort. »Du bist doch gar zu sorgfältig! Du warst gestern nicht wohl!«

Kleinigkeit! antwortete sie leicht: In meinen

Bergen werde ich mich am sichersten und schnellsten erholen. Mein Sinn steht nur dahin, und es ist mir, als könnte ich sie nicht früh genug erreichen.

»Diese Sehnsucht ist doch ganz neu.«

Mit Nichten! Nur scheute ich mich früher, sie zu äußern, um dir das Herz nicht schwer zu machen. Jetzt gibt sich die Sache von selbst. Meine Gegenwart zu Hause ist nothwendig, du wünschest sie, und vorgestern sind Pferde mit der gewöhnlichen Fuhr angekommen. So fügt sich Alles zusammen, und ich gehe diesen Nachmittag.

»Diesen Nachmittag? Wozu diese Eile? Du erreichst Rosenstein doch heute nicht.«

Ich komme bis Ennsheim, übernachte beym Oberförster, und bin morgen Mittags zu Hause.

Ich fühlte mich verstimmt, erkältet, und schwieg. Nach einer kurzen Pause fing sie ein sehr besonnenes Gespräch über die Verfügungen an, die in Rosenstein zu treffen wären. Ich fand meine Fassung in der ihrigen. Wir sprachen lang und angelegentlich. Es schlug zwey Uhr. Man hohlte mich zu Tische. Leonore sprang auf, sie erblaßte, und ich sah eine heftige Erschütterung ihr Wesen durchzucken.

Leb wohl! rief sie, und schlang ihre Arme fest um meinen Hals.

So hast Du mich noch lieb? rief ich.

O mein Gott! seufzte sie, und ihre Thränen strömten.

»Bleib da, Leonore! Laß es in Rosenstein gehen, wie es kann! Verlaß mich nicht!

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihre Stellung zu verändern, oder ihre Thränen zu stillen.

Ich muß! sagte sie endlich: Halt mich nicht auf! Es ist gut, daß ich gehe.

Ich sah sie zweifelnd an. Der Kammerdiener trat noch einmahl ein.

Nun umschlang sie mich noch fester. Auch meine Augen wurden naß. Sie sah es, und hub den schönen thränenvollen Blick und die gerungenen Hände zum Himmel. Dir empfehle ich ihn! sagte sie, und schien noch etwas hinzusetzen zu wollen. Ein Blick auf die Kinder hielt sie zurück. Diese umschlangen mich, mein Herz war unaussprechlich bewegt, es war, als gälte dieser Abschied keiner Trennung für kurze Wochen. Ich riß mich endlich los, und stürzte fort.

Nach einer Stunde, sobald ich gegessen hatte, eilte ich wieder hinüber. Sie waren schon fort.

Trübe und finster brachte ich diesen Tag und noch zwey folgende zu. Ich war an mir selbst irre geworden. Zum ersten Mahl fühlte ich eine Un-

sicherheit über meine Stellung gegen Leonoren, und über ihre Liebe zu mir. Zweifel, Vorwürfe, finstere Gedanken erhuben sich, wie ein Gewitter, in meiner Brust, alle Milde, alle Liebe Rosaliens konnten sie nicht stillen, und ihr Vorsatz, nach Freudenwald zu ziehen, war nicht geeignet, die unangenehme Spannung, mit der ich in die Zukunft blickte, zu lindern. Auch daß Adolph mir fehlte, den ich auf Leonorens Bitte mit ihr habe reisen lassen, störte mich, und machte mir das Gefühl meines Alleinseyns noch drückender.

Wußte Leonore bestimmt um meine Verbindung mit Rosalien? Und was wußte sie? War es Trotz, oder natürliche Gleichgültigkeit, Eifer für ihr Hauswesen, oder Wunsch, sich mir zu entziehen, was ihr diese Reise so angenehm machte? Ich liebe sie noch eben so heiß wie ehemahls, ich zeigte ihr deutlich genug, daß ich sie ungern verlor. Warum drang sie dennoch so auf die Abreise?

Habe ich wirklich Unrecht gegen sie? Kann eine innige, aber, Gott weiß, gewiß schuldlose Neigung zu einer Unglücklichen, die nur für mich und in mir lebt, ihr gegründete Ursache zu Klagen geben? Warum hat sie nicht längst gesprochen? Ich würde mich damahls offen erklärt,

und sie — so denke ich wenigstens — gewiß zufrieden gesprochen haben.

Diese und tausend ähnliche Gedanken kämpften in meiner Brust, als am vierten Tage nach Leonorens Abreise ein Brief von Rosenstein ankam. O niemahls, auch nicht in jener Zeit meiner ersten hoffnungslosen Liebe zu Leonoren, habe ich ein Blatt, das ihre Schriftzüge trug, mit mehr Begierde erbrochen, als diesen Brief! Ich ward bitter getäuscht.

Es war der ruhigste, freundlichste Brief von der Welt. Sie war glücklich angekommen, befand sich mit den Kindern sehr wohl, und hatte mir außer einigen zärtlichen Gemeinplätzen nichts zu sagen, mich um nichts zu fragen, als über die Lage der Geschäfte auf dem Gut, und die Anordnungen, die zu treffen standen. Ich warf den Brief unmuthig auf den Tisch.

Nein! Rosalie hätte mich nicht verlassen, um ihre Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen! Ihr bin ich mehr als Vermögen und Lebensbequemlichkeit, ja mehr als das Leben selbst. Sie könnte mir Alles, Alles aufopfern, nur nicht ihre Liebe!

Ich habe überlegt, geprüft. Wirf mir nicht ein, wie Du schon öfters thatest, was meine

Pflicht gegen Leonoren heische! Ich habe diese nicht verletzt. Ich liebe sie wie ehemahls. Aber sie ist kalt. Ihr geht das Hauswesen und die Wirthschaft über ihren Gemahl, und sie versteht mich nicht. Es wäre nutzlos, mit ihr zu sprechen.

Ich habe Dir, lieber Bruder, einen unendlich langen Brief, aber mich nicht ruhiger geschrieben; vielmehr hat sich mein Verdruß bey dem Wiederkäuen vergangener Ärgernisse erneuert und vermehrt. Ich muß hinaus ins Freye. Ich will satteln lassen. Vielleicht finde ich auf Bergen und in Wäldern die Ruhe, die mich hier flieht.

Dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 15ten Junius 1811.

Hier bin ich in meinen geliebten Bergen. An Ludwigs Hand habe ich sie vor einem halben Jahre verlassen. Ohne ihn betrat ich sie wieder. Was ich in meinen letzten Briefen vorausgesagt habe, ist eingetroffen. Ich mußte hierher. Vernünftigerweise war nichts anderes zu thun, und es vereinigten sich manche Umstände, die zu jeder Zeit mich dazu bestimmt haben würden. Dennoch war ich entschlossen zu warten, und zu verschieben, so lange es möglich war, um wenigstens den äußeren Schein einer zufriedenen Ehe zu erhalten, obgleich mein Herz die Wirklichkeit längst mit Schmerzen aufgegeben hatte.

Du glaubst nicht, liebe Schwester, welche Gerüchte und Schwätzereyen über Ludwigs Ver-

hältniß zu jener Person, das er in das strengste Geheimniß gehüllt glaubt, umherlaufen, und wie man sich nicht scheute, mir selbst bald offen, bald in versteckten Ausdrücken davon zu sprechen. Aber je lauter diese Gerüchte wurden, desto mehr suchte ich durch ein äußerlich gleiches Betragen, und besonders durch meine Gegenwart den Schein, zu retten. Ich wußte wohl, daß ich in Freudenwald nicht mehr im Schlosse wohnen konnte, sondern ein abgesondertes Haus würde beziehen müssen, wo sich denn für seine ohnedieß seltenen Besuche bey uns noch mehr Abhaltungen finden würden; ich konnte berechnen, daß ihm bey der Entfernung des Lustschlosses von der Stadt sein Umgang mit jener Person viel mehr Zeit kosten, und diese Zeit wahrscheinlich auf meine Unkosten gewonnen werden würde; und ich sah ein, daß, wenn wir nicht sehr beträchtlichen Schaden leiden wollten, Eines von uns wenigstens für einige Wochen nach Rosenstein gehen müsse. Dennoch war ich entschlossen, mich nicht dazu anzubiethen, und nicht von ihm zu weichen, so lange ich es mit Ehren würde thun können. Wie manche Ehe wurde nicht erst schlecht, weil man sie schon für verdorben hielt? Und wie mancher Mann entfernte sich wirklich von seiner

Frau, weil sie ihn in gerechtem Unmuth aufgab? O es ist erstaunlich, wie viel der Mensch einreißt, wenn er die zarten Schranken der Meinung umstößt; und das Kind, das den Zwirnfaden sprengt, womit ihn die Mutter zur Strafe bindet, würde auch aus wirklichen Banden in strafbarem Ungehorsam zu entweichen sich nicht scheuen.

Daher sollte Ludwigs Ausspruch mir ein Gottesurtheil seyn. Nur wenn er es fordern würde, wollte ich den längst gehegten Wünschen nach meiner stillen Einsamkeit folgen.

Dieser Fall trat ein. Ein neuer Brief des Verwalters machte meine Gegenwart unumgänglich nothwendig. Ich schwieg dennoch. Aber Ludwig — Ludwig selbst fragte mich jetzt, ob ich nicht gehen wollte?

Diese Erfüllung des lange gefürchteten Ausspruchs, und das deutliche Hervortreten des dunkel Geahneten machten eine unbeschreibliche Wirkung auf mein Gemüth. Es war, als wäre nun Alles abgerissen, Alles weggebrochen, was ich so lange, so fest gehalten hatte. Der Schlag war gefallen.

Ich willigte ein, so ruhig und freundlich es mir nur möglich war. Aber innerlich war mir,

als fühlte ich den Tod im Herzen. Ich mußte das Zimmer verlassen, und war nicht im Stande, Ludwig zu sprechen, als er mich suchen ließ. Warum auch eilte er fort? Seine Stunde, zum Prinzen zu gehen, war ja noch nicht gekommen!

Mir ward sehr schlimm. Gott wird es mir verzeihen, wenn ich, selbst meiner Kinder vergessend, ihn manchmahl bath, mich doch recht bald zu sich zu nehmen. Bin ich denn nicht schon todt, seitdem mich mein eigentliches Leben, Ludwigs Liebe, verlassen hat?

Den Tag zuvor waren Pferde von Rosenstein mit Victualien gekommen. Ich überlegte Alles, ich fand, daß man am klügsten thue, einem bitteren Entschluß nicht erst lange ins Auge zu sehen, und setzte meine Reise auf den nächsten Morgen fest. Doch sandte ich zu Ludwig, ihm das zu melden. Er war nicht auf seinem Zimmer, nicht beym Prinzen. Ich wußte genug.

Nach Tische kam der Eigenthümer des kleinen Landhauses in der Nähe des fürstlichen Schlosses, mit welchem ich wegen der Miethe schon früher gesprochen, und nur über den Preis, der mir zu hoch schien, nicht einig geworden war. Er sagte mir, es wäre ihm leid, daß er alle weiteren Unterhandlungen über sein Haus

mit mir abbrechen müße; denn nicht bloß die Wohnung, die ich gewünscht, sondern das ganze Haus mit allen Nebengebäuden sey von Frau von Sarewsky eben diesen Vormittag gemiethet, und ihm ein so glänzender Anboth gemacht worden, daß ich es ihm nicht verdenken könne, wenn er auf die Ehre, die Familie des Barons von Fahrnau in seinem Hause zu bewohnen, Verzicht thun müsse. Ich antwortete nicht. Ein eiskalter Schauer überlief mich. Das Haus liegt ganz nahe beym Schlosse, sein Garten grenzt mit dem fürstlichen, ja es ist mit leichter Mühe möglich, eine Communication herzustellen. Darum wäre es mir so lieb gewesen! Darum hatte ich es vor Allen gewählt! Ach jetzt war mir Alles klar — Ludwigs Wunsch, daß ich nach Rosenstein gehen möchte, und die Unmöglichkeit, unter diesen Verhältnissen in Freudenwald etwas weiter vom Schlosse, als die Geliebte selbst, zu wohnen!

Unaussprechlich bitter waren meine Gefühle, als der Mann mich verließ. Die Scene des Morgens hatte mich angegriffen, die Anstalten zur Reise erschöpften mich, diese Nachricht vollendete das Ganze. Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen halten. Die Unpäßlichkeit schützte mich

zugleich vor Besuchen und Störungen. Ich ließ meine Thüre vor Jedermann verschließen, und meinen Gedanken und Thränen in ungestörter Einsamkeit freyen Lauf.

Einmahl gegen Abend schickte ich noch zu Ludwig. Er war, wie es hieß, bey dem Fürsten. Möglich! dachte ich: Aber es ist auch noch Anderes möglich! Indessen hoffte ich, da ich ihm sowohl meine Abreise, die auf den nächsten Tag festgestellt war, als mein Übelbefinden hatte melden lassen, ihn doch den andern Morgen zeitig zu sehen. Die Stunde unseres gewöhnlichen Vereins nach dem Frühstück seines Eleven kam. Ludwig erschien wieder nicht. Ich sandte hinüber — er war schon lange ausgegangen.

Es ward zehn, eilf Uhr. Ich hatte früher wegzufahren gedacht, um Rosenstein noch Abends, wenn auch spät, zu erreichen.

Endlich um zwölf Uhr trat er ein. Er schien befremdet, Alles zur Abfahrt bereit zu finden. Ein Rest von Liebe, vielleicht auch nur Artigkeit, vermochte ihn, mich jetzt noch aufhalten zu wollen. Ach! Hätte ich auch bleiben können, ich hätte nicht gedurft! Welche Auftritte hätten nach dem, was ich gestern vernahm, meiner in Freudenwald gewartet? Im Augenblick des Abschie-

des überwältigte mich mein Schmerz. Ich schloß ihn fest in meine Arme, und der Gedanke, unter welchen Umständen, und wann wir uns wiedersehen würden, erfüllte mich mit Grauen und Todesangst.

Da drückte auch er mich an sein Herz, so innig, so warm, daß das meine über die grausame Täuschung blutete. Verlaß mich nicht! sagte er mit seiner schönen Stimme, die unwiderstehlich ist, wenn sie bittet. Ach! Ich mußte — ich mußte! Konnte ich denn bleiben?

Man rief ihn ab. Ich empfahl ihn Gott im brünstigen Gebeth. Er segnete seine Kinder, und verließ mich in heftiger Rührung. Es war vielleicht der letzte Sonnenblick nach dem gewittervollen, trüben Tag, der noch einmahl beym Scheiden durch das umnachtende Gewölk blitzt, um dann — wer weiß auf wie lange? — zu verschwinden. Wird dieser Nacht ein Morgen folgen? O Gott! Er ist strafbar; aber er ist unendlich liebenswürdig. Verlaß mich nicht! hatte er gesagt.

Und hätte ich es vielleicht nicht sollen? Liebe Schwester! Zuweilen steigt dieser Gedanke noch jetzt in meiner Brust empor, und das Leben in seiner Nähe, das Glück, ihn zu sehen, seine Stimme zu hören, kleiden ihn in unwidersteh-

lichen zauberhaften Reiz. Aber eben dieser Reiz, diese Sehnsucht nach dem Geliebten sind es, die mir den Gedanken verdächtig machen müssen. Ich konnte nicht bleiben, wenn eine Sarewsky nicht bloß in Geheim seinem Herzen näher steht, sondern auch öffentlich ihm näher wohnt, als ich. Und hatte er nicht selbst meine Abreise gewünscht? Mußte sie unserer Angelegenheiten wegen nicht endlich früher oder später doch Statt haben? Alles das sage ich mir tausendmahl; dennoch vermag ich es nicht, jenes Verlaß mich nicht! zu übertäuben, das ewig in meiner Seele klingt.

Von meinem Leben hier kann ich Dir noch nichts sagen. Es ist ganz dumpf, obwohl in tausend dringende, und mir jetzt so nichtsbedeutende Geschäfte verschlungen. Das Einzige, was mich erquickt, ist der Anblick der freyen schönen Natur, und der Einfluß der reinen Luft. Auch die Kinder fühlen ihn wohlthätig. Ach, hier ist es so still, so heimlich! Warum haben wir je diese selige Einsamkeit verlassen? Der Schritt aus unseren Bergen war der zum Verderben.

Ein und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 16ten Junius 1811.

Endlich, endlich, liebe Bertha, habe ich einen meiner heißesten Wünsche erreicht, einen Wunsch, der zwar noch lange nicht der letzte am Ziele ist, aber der allein die Erfüllung der übrigen möglich macht. Ludwig hat sich entschlossen, Leonoren nach Rosenstein gehen zu lassen. Er ist jetzt allein und mein Einfluß auf ihn freyer.

Es hat viel gekostet, es nur bis dahin zu bringen. Jeden Schritt zu diesem Herzen muß ich mit Leiden erkaufen, oder mit Stürmen erkämpfen; denn es ist unbeschreiblich, wie er an Vorurtheilen, und vor Allem an dem Urtheil der Welt hängt. Ich wohne ihm jetzt ganz nahe. Wir sehen uns täglich, und öfters als einmahl im Tage. Es hat sich ein Gartenhaus für mich ge-

funden, das unmittelbar mit dem fürstlichen Lustschlosse zusammengrenzt. Eine leichte Veränderung in einem der dunkelsten Boskete im Garten macht ein Zusammentreffen ohne Zeugen und Auflaurer möglich.

O welche schöne tief empfundene Stunden ungestörten Genusses fließen uns hier dahin! — Ungestört? Ja wohl von äußeren Einwirkungen; aber nicht von den Gespenstern in seiner Brust, die ihn oft mitten im seligsten Erguß unserer Gefühle aufschrecken! Doch die Hoffnung, die uns nie ganz verläßt, flüstert mir tröstend zu, und ich will Alles, was die hingebendste Liebe vermag, aufbiethen, um ihm Leonorens Entfernung mehr als zu ersetzen.

Sollte es wirklich zu anmaßend von mir seyn, dieß endlich zu hoffen? Oder dürfte ich mich mit dieser Frau nicht messen können? Was hätte sie denn vor mir so Unerreichbares voraus, das nicht ganz allein in dem Zauber läge, den der Begriff der Pflicht und alte Gewohnheit um sie gezogen? Ist einmahl dieser zerstört, und sind Ludwigs Augen hierüber geöffnet, dann wird wohl bald die Heroine häuslicher Tugend und fraulicher Vollkommenheit zur gewöhnlichen Ehehälfte herabsinken, und ich werde in jedem Sinne

neben ihr stehen dürfen. Künstlerinn bin ich, wie sie, und ich glaube, es wird mich Niemand vorlauter Eitelkeit zeihen, wenn ich mit Selbstgefühl sage, noch weit mehr, wie sie, die in nüchterner Beschränkung, von Rücksichten gelähmt, nie den kühnen Flug zu den Höhen der Kunst erheben wird. Der Hausfrau muß, und will ich allerdings den Vorrang lassen. Zu kochen, zu schneidern, zu wirthschaften verstehe ich schlecht. Aber sind denn diese Künste, in denen jede Haushälterinn uns übertreffen muß, die edelsten und einzigen Ansprüche auf das Ehrenwort einer trefflichen Frau? Freylich sie ist seine Frau, die Mutter seiner Kinder! — O Bertha! Bertha! Kann ich denn dafür, und ist es ein Vorwurf, den das grausam ungerechte Schicksal mir zu machen hat, daß ich das nicht bin? Muß ich den ganzen Himmel, der in diesem Gedanken liegt, fühlen, und noch dafür büssen, daß er mir verschlossen ist? — Nein! Nein! Was mein Elend ausmacht, darf mir nicht zur Schuld angerechnet werden. Ich kann nicht dafür, daß ein unseliger Irrthum ihn vor Jahren an ein Wesen knüpfte, das sein Herz viel minder zu begreifen und zu beglücken versteht, als ich; ich kann nicht dafür, daß ich ihn nicht früher kannte, und un-

selige Verhängnisse mich zu unseligen Mißgriffen hinrissen! O mein Gott! Sein Weib! Mutter seiner Kinder! Gewiß könnte und würde keine Mutter, kein Weib auf Erden den Rang in der Stärke, in der Dauer, in der Seligkeit der Liebe streitig machen, mit der ich ihn und sie umfassen, und alle Kräfte, alle Fähigkeiten meines Wesens nur dazu anstrengen würde, ihn und die holden Wesen, in denen unsere Liebe sich verklärte, unaussprechlich glücklich zu machen, und noch glücklicher zu seyn, als sie!

Ich schwärme, Bertha! Ach es ist so süß, und so marternd, sich das Bild auszumahlen, wie Alles hätte gehen können, gehen sollen — und dann, mit grauenhafter Kälte im Arm der Wirklichkeit erwachend, zu fühlen, wie es jetzt ist, und nicht anders seyn kann! Das ist mein Fluch, den ich überall herumtrage. Ich darf nicht glücklich, ja nicht einmahl ruhig werden. Was mir ward, hat mich nicht beseligt, sondern elend gemacht; was ich mit fester Entschiedenheit als mein höchstes Glück erkenne, ist mir auf ewig entzogen.

Doch es raschelt in den Büschen. Die Sonne sinkt, die Stunde ist da. Ich eile in seine Arme, an seine Brust, um auf Augenblicke zu vergessen, wie unglücklich ich bin. Leb wohl!

Zwey und dreyßigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 30sten Junius 1811.

Ich tauge nicht ins Hofleben. Ich habe es gefühlt, als mir zuerst diese Ketten mit dem Versprechen, daß sie mich nicht drücken sollten, leise und schmeichelnd um die Glieder gelegt wurden. Frey muß ich mich bewegen, meinen Feind ins Auge fassen, und mit offener Gewalt auf ihn zugehen können. Das scheint der falschen, armseligen Schranzenwelt unmöglich, und so erhebt sie ein Geschrey und Gekrächze, wie das ängstliche Nachtgevögel, das ein gäher Schlag aus seinem Dunkel emporgescheucht und ans ungewohnte Licht des Tages getrieben hat.

Laß Dir eine armselige Geschichte erzählen,

die bloß durch den Lärmen merkwürdig ist, den sie unter den glatten, flachen, aus lauter Formen zusammengesetzten Hofleuten erregt hat.

Eine Seiltänzer-Bande, die artige Kunststücke machen sollte, ließ sich hier sehen, wo die Nähe des Hofes und eines reichen Adels viel brodloses Gesindel herlockt. Auf einer Wiese hinter dem Dörfchen, das zum Schloß gehört, hatte sie ihren Schauplatz mit Schranken und einigen hohen Stangen aufgeschlagen, und ich ging hin, um zu sehen, ob das Schauspiel auch von der Art sey, daß ich meinen Zögling, der großes Verlangen darnach geäußert hatte, hinführen könnte. Unerkannt, in einfachem Überrock, mischte ich mich unter die Menge, die von allen Seiten dem Schauplatz zuströmte. Ich half mir, wo das Gedränge am ärgsten war, mit Höflichkeit durch, und stand beynahe an den Schranken, als ein heftiger Wortwechsel mich umzusehen bewog. Lothar und sein Begleiter, ein junger, französischer Offizier, standen im dichtesten Haufen, forderten ungestüm, daß man ihnen Platz machen sollte, und Lothar ging in seinem Unmuth so weit, eine alte Frau in sauberer bürgerlicher Kleidung, die ihm nicht schnell genug hatte ausweichen können, beym Arm zu fassen, und mit aller Rohheit ei-

nes Glückspilzes gegen das Pferd des Reiters zu schleudern, der sich Raum durchs Gedränge gemacht hatte, um die Ordnung herzustellen. Mir riß die Geduld. Wer gibt Ihnen das Recht, die Leute zu mißhandeln? rief ich. Er sah mich trotzig an. Und wer gibt Ihnen das Recht, mich so anzureden? erwiederte er. Die Menschlichkeit! sagte ich: Die Frau konnte ihnen nicht ausweichen, und sie hat ihr Geld so gut bezahlt, als Sie.

Er lachte höhnisch: Wollen Sie an der alten Hexe zum Ritter werden?

»Das bin ich von Geburt, und bereit, es Jedem, der mir ebenbürtig ist, zu beweisen.« Hiermit faßte ich die zitternde Alte mit einer Hand, machte ihr mit der andern Platz durch den Schwarm, der mir freundlich auswich, und stellte sie vorne hin an die Schranken.

Jetzt wollte der Franzose sich darein mengen. Er rief mir etwas zu, das ich im Geräusch nicht verstand, das aber wie eine Drohung klang, und Lothar, auf mich zutretend, sagte ziemlich laut: Wohlan, Herr Baron! So beweisen Sie es mir, wenn Sie Muth haben!

Das war zu viel von diesem Verächtlichen. Sein schändliches, landesverrätherisches Gewer-

be, seine Franzosenknechtschaft fiel mir ein. Ich wandte mich von ihm ab, und sagte zu dem Offizier: Ihnen, mein Herr, stehe ich jeden Augenblick zu Befehl. Mit Spionen schlage ich mich nicht.

Lothar stand angedonnert. Er erblaßte vor Wuth, und seine Zähne schlugen knirschend zusammen; aber in des Franzosen Gesicht trat der Purpur freudiger Kampfeslust. Er both mir die Hand. **Demain matin a cinq heures dans le petit bois la haut**, flüsterte er. Ich bejahte, und verließ ihn, um dem Schauspiel zuzusehen.

Mir wallte das Blut noch eine Weile in den Adern. Das sind die Verfechter der Menschenrechte und der Volksfreyheit, die über sich nichts dulden mögen, aber, wo sie den Wehrlosen oder Geringen ungestraft unter die Füsse treten können, sich jede Ungerechtigkeit erlauben! Und diese Menschen werden überall geehrt, in allen Cirkeln empfangen, man brüstet sich als starker Geist, wenn man ihre Grundsätze zur Schau trägt, und selbst Rosalie kann sie um sich dulden, und sie sogar geistreich finden!

Nach und nach legten sich diese empörten Wellen, und ich kam ziemlich ruhig nach Hause. Hier aber stand der kommende Morgen etwas ernst vor mir. Leonorens Trauer, meine Kin-

der, Rosaliens Verzweiflung, wenn mir etwas Menschliches zustossen sollte, traten mir vor die Augen. Ich ordnete meine Papiere, schrieb an mein Weib und Rosalien, und legte mich dann im Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, zu einem sanften Schlummer nieder. Mein Secundant, der zweyte Kammerherr des Erbprinzen, der auch Offizier ist, weckte mich. Wir eilten fort.

Der Franzose ließ nicht lange auf sich warten. Er haute wacker, wurde aber an der Schulter leicht verwundet. Die Secundanten traten nun dazwischen. Der Ehre war genug geschehen, wir reichten uns die Hände. Der junge Mensch benahm sich sehr edel. Ich muß ihm dieses Zeugniß geben, und wenn ich einen seines Volkes lieben könnte, so würde es dieser Fierolles seyn. Er ist Hauptmann unter den Linientruppen, sein Bruder Oberster und Commandant in der von den Franzosen besetzten Festung * *.

Ich glaubte die Sache abgethan; aber — weiß Gott, welcher böse Geist sein Spiel dabey treibt — diese unselige Geschichte, halb wahr, halb unwahr erzählt, von dem Auftritte bey den Seiltänzern an bis zu Ende, und auf unbegreifliche Art mit Rosaliens Nahmen, die gar nichts davon wußte, geschmückt, läuft nun unter dem

Hofgesinde umher, wird mißverstanden, unrecht aufgefaßt, thöricht weitergetragen, und ich muß fürchten, daß sie zuletzt noch dem Fürsten zu Ohren kommt. Fierolles kann ich die Schwatzhaftigkeit nicht zutrauen, und auf meinen Secundanten kann ich mich verlassen. Es bleibt also alle Vermuthung auf seinen Begleiter, oder auf den niederträchtigen Spion haften. Einer von ihnen muß der Urheber des Geklatsches seyn, und da alle Umstände so ziemlich, wenigstens unter einiger Verkleidung halb kennbar angeführt werden, nur die Antwort nicht, die ich Lothar gab, so ist es wahrscheinlich, daß Alles von diesem herrührt.

Mich ärgert das unaussprechlich. Es gehört zu der Anzahl der Verdrüßlichkeiten und Verlegenheiten, die um mich her aufstehen, seit ich das unselige Hofparkett betreten habe. Auch steht, wenn man vielleicht noch den Fürsten in diese Sache hereinziehen, und ich durch ihn Verdruß haben sollte, mein Entschluß fest, selbst ohne Erwartung der Ankunft des Grafen Helfenstein meinen Abschied zu fordern. Leb wohl!

Drey und dreyßigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

— — hausen den 4ten Julius 1811.

Ich danke Dir, mein liebster Hermann, daß Du die Stelle in Fallowetz annehmen, und dadurch die mannigfaltigen Sorgen, welche mir die Verwaltung dieser wichtigen Besitzung in den schwierigen Verhältnissen mit der neu aufgedrungenen Regierung auferlegte, leicht und beruhigend von meiner Brust lösen willst. Ich muß jetzt nur den Oheim beklagen, der bey Deiner Wahl zu kurz kömmt. Aber ich sehe die Gründe wohl ein, die Dich bestimmten, und mein Vortheil geht zu sehr mit ihnen Hand in Hand, als daß ich einen Versuch machen sollte, sie zu bestreiten. Gott lohne es Dir! Aber ganz ohne Waldemuth und uns zwey alte Junggesellen in unserer Wirthschaft zu sehen, sollst Du doch

nicht loskommen. Der Oheim, der sich des ernsten strengen Hermann noch wohl erinnert, welcher sich oft als zehnjähriger Knabe mit ihm in Disputationen eingelassen, und ihn über geflissentliche Sprachfehler mit hohem Ernst zurechtgewiesen hat, läßt Dich vorladen, auf Deiner Reise von * burg nach Fallowetz unausweichlich bey ihm einzusprechen. Er möchte Deinen Rath über Verschiedenes einhohlen.

Nun wird es mir vielleicht doch auch möglich werden, die Schauer zu überwinden, welche sich mir wie Cherube mit flammenden Schwertern vor das Paradies meiner Kindheit stellen. Ich werde Dich dort finden. O Hermann, Hermann! Ich war dort sehr selig und sehr elend!

Es ist doch seltsam, wie das Schicksal mit uns spielt. Du wirst nicht errathen, wen ich vor einigen Tagen, als die Vermählung der Nichte des Rosensteiner Pfarrers die Honoratioren der Umgegend daselbst versammelte, kennen lernte?

Schon öfter, wenn ich mit meinem Oheim diesen Pfarrer, seinen Jugendfreund und Schulgefährten, besuchte, hörte ich mit großer Achtung seiner Gutsfrau erwähnen. Die ganze Gegend stimmte in ihr Lob ein. Man sprach mit Achtung

und Bedauern von ihr; denn ihre Ehe soll nicht glücklich, und ein sonst schätzbarer Mann ihr um eines schönen aber verführerischen Weibes willen untreu seyn. Mir gingen alle diese Gespräche achtlos über die Seele. Der unzufriedenen Ehen gibt es viele, und die besten Menschen sind nicht immer die Glücklichsten. So dachte ich nicht weiter weder an diese Frau, noch an die Möglichkeit, ihr zu begegnen.

Bey jener Hochzeit nun nahm mich der Oheim, der durchaus dabey nicht fehlen wollte, mit hinüber nach Rosenstein, das nur ein Paar Stunden von Waldemuth entfernt ist. Die Gegend wird immer mahlerischer, wie man sich diesem in Bergen und Wäldern versteckten, höchstlieblichen Sitz romantischer Einsamkeit nähert. Die schöne Natur wirkte zauberisch auf mich, ich fühlte mich heiterer, als seit langer Zeit, und konnte nicht umhin, die sonst unglückliche Besitzerinn des Schlosses, das, von der halben Höhe des Waldgebirges aus einer Schlucht hervorblickend, in seiner antiken Bauart die Seligkeit ruhigen Besitzes und die Achtung fürs Alte beurkundet, ein Bischen zu beneiden. Wir fanden ziemlich viel Gäste, die sich nach der Mittagstafel im Garten zerstreut hatten. Der

Oheim saß mit dem Pfarrer, mit mir, und noch ein Paar Personen in einer Laube, als ein bildschöner Knabe mit anständiger Fröhlichkeit zu uns hereintrat, einen Augenblick stehen blieb, aber dann sich dem Greise mit Unbefangenheit und sichtlicher Achtung näherte, und die Ankunft seiner Mutter verkündete. Sogleich auch folgte ihm eine angenehme Gestalt im einfachen sehr vortheilhaften Anzug, deren Anstand und Sprache eine nicht gewöhnliche Bildung verriethen. Sie grüßte uns artig, den Pfarrer mit kindlicher Achtung. Ein hübsches kleines Mädchen ging an ihrer Seite, und der Pfarrer stellte sie uns als die Baroninn von Fahrnau vor, indem er auch ihr unsere Nahmen nannte. Ich bemerkte bey Nennung des meinigen eine plötzliche Veränderung in ihren Mienen, und sie sah mich mit seltsamen Blicken an. Auch mir schienen diese Züge nicht fremd. Dieß große dunkle Auge unter den seidenen Wimpern, dieser zierliche Wuchs, dieser züchtige Anstand waren mir schon ehedem vorgekommen. Ich sann nach. Jetzt klang auch der Nahme Fahrnau mir auf einmahl wie eine alte Bekanntschaft. Kurz, ich fand bald, daß diese Frau niemand Anderes als das ehemahlige Fräulein Eleonora von Bernheim, meine mir

von unseren Ältern bestimmte Braut, war, und erinnerte mich denn auch, daß der Offizier, von dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit ich manches gehört, und der meine Braut hoffnungslos geliebt hatte, Fahrnau geheißen habe.

Diese Entdeckung diente nicht dazu, mich aufgelegter zum Gespräch zu stimmen. Zwar hatte Leonore mich wenig gekannt, und ihre Neigung für ihren Gemahl war gewiß unendlich stärker gewesen, als die zu mir, an den sie bloß Pflicht und Familienrücksichten banden. Aber dennoch war ich es, der ihre Hand aufgegeben, und das langgeknüpfte Band zerrissen hatte! Alle feindseligen Gerüchte, die damahls über meine Heirath ausgestreut wurden, der Zorn meines Vaters, der Unwillen der Bernheim'schen Familie, die ganze unheimliche Vergangenheit mit ihren trüben Folgen standen auf einmahl vor mir. Leonore nahm sich vortrefflich. Sie schien mich nicht zu kennen, oder wenigstens jenes frühen Verhältnisses nicht zu gedenken, und das Gespräch kam durch sie sogleich wieder in einen leidlichen Gang. Ich aber war sehr still, verstimmt, und froh, als späterhin ein Concert begann, und ich mit meinen Gedanken allein bleiben konnte.

So hat mich also der Zufall nach zehn Jahren wieder mit derjenigen zusammengeführt, die einst die Gefährtinn meines Lebens hätte werden sollen! Sie ist unglücklich durch einen treulosen, von ihr noch stets geliebten Gemahl, mein Herz durch das verworrene Treiben eines leidenschaftlichen Wesens zerrissen! Wer vermag zu sagen, wie es geworden wäre, wenn wir dem Willen unserer Ältern gefolgt hätten? Wer kann ergründen, wie eine lange Reihe von Begebenheiten sich gestaltet hätte, wenn das erste Glied anders gewesen wäre? Wer Gutsagen für zwey Gemüther in ganz verschiedenen Lagen und Verbindungen? Der Mensch ist zwar, wenn er nicht glücklich ist, oder die Schuld seiner Thorheiten trägt, sehr geneigt, zu wähnen, es müßte besser seyn, wenn es nur anders wäre, oder wenn er Einmahl nicht so thöricht gehandelt hätte. Ach, er hätte es noch zehn andere Mahle gethan, und wäre, nur auf andere Weise, dennoch nicht glücklich!

Diese trüben Gedanken beschäftigten mich, bis das Concert im Gange war. Dann überwand die Gewalt der Musik, die, wie Du weißt, so viel über mich vermag, und es blieb nur eine wehmüthige Grundempfindung in meinem Her-

zen, wie die Musik sie an sich selbst zu unterhalten geeignet ist, die aber dießmahl durch die Art und den Ideengang der modernen Composition wenigstens bey mir noch ganz vorzüglich erregt und genährt wurde.

Alles, was seit sechs Jahren in Künsten und Wissenschaften an Vor- oder Rückschritten geschehen ist, ist mir neu. Ich finde in dieser Hinsicht lauter Überraschungen. Aber ich könnte eben nicht sagen, daß sie stets zu den angenehmen gehören. Welchen sonderbaren Character z. B. trägt nicht jetzt die Musik? Unendliche Schwierigkeiten, künstliche Harmonieen, grelle Übergänge, und humoristische Absprünge scheinen die Hauptzüge desselben auszumachen. Bald erhebt sich der Gedanke in kühnen Flügen zu den Sternen, bald sinkt er wieder in gähem Wechsel zu muthwilligen Scherzen herab, klagt nun in verzweiflungsvollen Tönen, und schwärmt gleich darauf in wollüstigen Gefühlen, jetzt unendlich verwickelt in schneidenden Dissonanzen, die sich nur langsam und spät in Wohllaut auflösen, jetzt grell unterbrochen von seltsamen Accorden oder Bewegungen, von denen man nicht begreift, wie sie in diesem Augenblicke im Kopf des Compositors entspringen konnten.

Große wunderbare Geister giengen wohl auf dieser Bahn voraus; denn von den armseligen Nachahmern, die ohne inneren Beruf sich in dieselbe wagen, und uns Verworrenheit statt Tiefe, gesuchte Byzarrerie für Humor geben wollen, spreche ich nicht. Ein düsteres Gefühl, eine unendliche Sehnsucht, Verachtung der Gegenwart, und Streben nach etwas Unerkanntem, Hohem; schienen sie geleitet zu haben. Oft ertönt in ihrer Seele in einzelnen Klängen die Musik der Sphären, aber schnell übertäubt sie die irdische Wirklichkeit mit Prunk und Schwulst. Melancholisch und finster fliehen sie die einfache Freude, die sich in heiteren Melodieen offenbart, und selbst wenn sie einmahl einen frohen Gesang anstimmen, tönt mitten heraus ein Schrey der— Wehmuth, möchte ich sagen, der dem wunden Gemüthe, das vergebens zu scherzen strebt, von einem übermannenden Gefühl seines Unglücks abgepreßt wird.

Wie ganz anders klangen einst Symphonieen und Concerte oder Opernmusik in unsere Seelen, als noch eine lebensfrohe Welt den Klängen freudiger und kräftiger Künstler mit unverbildetem Geschmack und voll Empfänglichkeit für natürliche Schönheiten lauschte! Schmerz und Freude hat-

ten ihr gesondertes Gebieth. Die gemüthlichen Zuhörer nahmen jede dieser Anregungen voll und kräftig auf, sie verlangten nicht nach wunderbar gemischten Eindrücken, und sie bedurften keiner künstlichen Anregungen und überraschender Blitze, um wahr und vollgenügend zu fühlen. So war die Welt, und so die Kunst.

Aber so verschieden auch die jetzige Musik von jener ist, so hat sie doch, wie ich fühle, auch ihren eigenen Reiz, und übt besonders eine seltsame Gewalt über jene Gemüther, auf die das Schicksal, wie auf mich, gewirkt hat. Sie reißt hin, und stimmt mächtig zum Einklang in ihre düsteren ahnungsvollen Harmonieen. Es ist der Geist der Zeit, der aus ihr spricht; es ist der elegische Ton der Weltklage, die, besserer Jahre gedenkend, einem unvermeidlichen oder unvermiedenen Unglück wehrlos, düster, bald knirschend, bald sich in wilden Genüssen übertäubend, entgegen geht.

So erschien mir sowohl die Musik bey dem Pfarrer, als auch mehr andere, die ich hier in der Provinzialstadt, welche ich mir einstweilen zum Wohnsitz erkohr, gehört habe. Man gibt hier alle Wochen Concert im Saale eines öffentlichen Gartens, und führt überhaupt ein sehr geselliges Leben, das für Viele großen Reiz haben könnte.

Mir wird es eher lästig, eben weil man in dem kleinen Raum, wo sich Alles beständig unter den Augen herum geht, auch weit weniger Freyheit hat, sich dem Geräusch zu entziehen.

Das würde mich auch bestimmt haben, in die Hauptstadt zu ziehen, wenn mich nicht auf einer Seite der Gedanke abhielte, daß eine Person dort lebt, der ich auf dieser Erde nicht mehr begegnen will, und ich andererseits nicht zu gern in der Nähe des guten Oheims verweilte, als des einzigen Wesens, das mir noch durch Bande der Natur angehört.

Ich besuche ihn oft. Ich weiß, daß ihn das freut, und mein Herz erquickt sich an dem Gedanken, einem guten Menschen Etwas zu seyn. Lächle nicht, lieber Herrmann, über den Weichmüthigen, der, aus dem Paradies des häuslichen Glückes für immer ausgeschlossen, sich an dem einzigen, ach wie bald verwelkenden Zweige ergötzt, der aus jenen Auen des Friedens und der Freude in die dürre Wüste seines einzelnen Lebens herüberhängt! Leb wohl!

Vier und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 12ten Julius 1811.

Mein Leben fließt sehr einförmig und still dahin, und wenn ich, von Ludwig getrennt und aus seinem Herzen geschlossen, noch irgend ein Glück genießen könnte, so würde es hier in meiner Einsamkeit seyn. Das aufgeregte Gemüth fängt an, sich zu stillen. Ich erkenne wohl die ganze Größe meines Verlusts, aber der Frieden der Natur übt seine stille Gewalt über mich. Ludwig schreibt mir ziemlich fleißig. Seine Briefe sind herzlich, aber sie sind nicht, wie sie einst waren. Sie enthalten meist nur freundliche Erkundigungen nach uns Allen, Aufträge wegen des Gutes, und einige Neuigkeiten, mitunter auch Klagen über seine Lage, und den Verdruß, den man ihm macht. Er ist nicht glücklich, das

ist sicher. Warum er es nicht ist, mag er mit seinem Bewußtseyn ausmachen. Das Mißbehagen, das ihn unaufhörlich begleitet, spricht sich deutlich in jeder Zeile aus. Auch war es voraus zu sehen. Dennoch, dennoch, Klara, greift mein schwaches Herz, das alle Rückfälle und entflohenen Täuschungen noch nicht gelehrt haben, weise zu seyn, jeden solchen trüben Schatten über Ludwigs Gemüthe mit jener ahnenden Hoffnung auf, mit welcher der Landmann bey langer Dürre jedes leichte Wölkchen betrachtet, das am völlig klaren Horizont hinsegelt.

Ich fange an, mich wieder zu beschäftigen, und zwar nicht bloß mit dem, was die Nothwendigkeit von mir heischt. Ich mahle wieder, ich lese, ich unterrichte meine Kinder, und suche so auf jede Art, durch Thätigkeit, Gebeth, und Ergebung mein aufgeregtes Herz zu beschwichtigen.

Am wohlthätigsten wirken aber die Stille, und die Natur auf mich. Ich gehe viel spazieren. Die Saaten reifen jetzt, schon wallen sie golden über die Abhänge herab, das Obst färbt sich nach und nach, die Tannen lassen ihre Nadeln fallen, das Heu liegt duftend auf den Matten, die Jahreszeiten, die Gestirne, die Pflanzen, Alles gehr

seinen stillen Gang. Alles bleibt unverändert und treu. Ja, Clara! Die Natur ist wahrhaft; sie allein hält an dem ewigen Ankergrunde fest, wenn Alles Andere auf den sturmbewegten Wellen des Lebens unstät treibt!

Die Sonne sinkt den Bergen zu, eine magische Beleuchtung erhellt die Thäler, blauer Duft steigt aus den Hütten auf, sichtbarer wallet der Rauch der Feueressen von den Eisenhämmern und Schmieden in die frische Luft empor, ein unendlich stiller Frieden schwebt über der Landschaft, und die Betrachtung dieser Seligkeit, dieser unwandelbaren Sicherheit in den heiligen Gesetzen der Natur, beruhigt auch meine aufgereizte Seele. Blumen und Gräser flüstern freundlich um mich, und das letzte Lüftchen stirbt seufzend in den Zweigen des dunkelnden Waldes. In solchen Momenten erscheinet Ludwigs Bild in allem milden Reiz der Wehmuth vor mir. Meine Thränen fließen, aber sie fließen sanft, und mein Herz schlägt ruhiger.

Ach, dieses theure Bild begleitet mich überall, und ich halte es überall mit Freuden fest! Die beyden Gemählde aus Panthea's Geschichte sind nun in Ohl angefangen. Mich zieht die Arbeit zau-

berisch an, ich versenke mich in diese Tinten, Linien und Formen. Am süßesten ist mir die Beschäftigung mit Abradates Gestalt. O mit welcher Lust sehe ich die theuren Züge vor mir auf der Leinwand entstehen! Jeder Druck, jeder kleine Schatten, jeder Strich, der eine Ähnlichkeit treffend wiedergiebt, erfüllt mein Herz mit einer Freude, die durch die Wehmuth, die sich zu ihr gesellt, noch inniger, und, wenn ich so sagen darf, reiner wird!

Zuweilen versuche ich mich auch an Landschaften. Unsere Berge sind reich an mahlerischen Ansichten. Ich habe schon ziemlich viele Studien, und denke daran, sobald die beyden geschichtlichen Bilder fertig sind, eine Ansicht unseres Schlosses, und der Umgegend von einem Puncte, wo sie sich gar hübsch ausnimmt, nähmlich von dem Hügel hinter dem Pfarrhofe, aufzunehmen, und auszuführen.

Doch eben fällt mir ein, daß ich Dir noch etwas sehr Seltsames zu erzählen habe. Unser Pfarrer feyerte vor ein Paar Wochen die Hochzeit einer seiner Nichten, eines recht lieben Mädchens, das mich manchmahl besucht, und durch seinen einfach guten Sinn angezogen hatte. Ich liebe Feyerlichkeiten nie, und Gesellschaften sind

mir jetzt wohl noch lästiger, als sonst; dennoch mochte ich es weder dem würdigen Greise, noch der holden Braut abschlagen, wenigstens nach Tische, und Abends bey dem Concert, das der redliche Greis, dem Ernst und der Würde des Hauses gemäß, statt eines Balls veranstaltete, zu erscheinen. Wie ich in die Laube trete, finde ich nebst andern bekannten Gästen einen Obersten Hankwitz, der sich vor einiger Zeit in diese Gegend gezogen hat, und seinen Neffen, einen jungen Mann von sehr anständigem Äußerlichen. Der Pfarrer nennet uns einander, und der junge Mann ist eben der Julius Tengenbach, dem meine Ältern mich vor Jahren versprochen hatten, und der auf der Universität das fremde schöne Mädchen heirathete.

Ich kann nicht läugnen, daß ich bey Nennung seines Nahmens von einem unangenehmen Gefühl überrascht wurde; doch überwand ich die flüchtige Aufwallung, und da er eben so betroffen schien, suchte ich durch ein gänzliches Nichtbeachten jenes Verhältnisses dem Gespräch eine natürliche Wendung, und uns Allen die gehörige Haltung zu verschaffen. Herr von Tengenbach und sein Oheim gefallen mir recht wohl. Julius ist sehr verändert. Ich hätte ihn nicht

mehr erkannt. Der blühende Jüngling ist zum sehr gesetzten Manne geworden; aber es sind nicht bloß die Jahre, wie ich wohl berechnen kann, die diese Züge so tief gegraben, und dem matten blauen Auge einen so düsteren Blick gegeben haben. Er scheint viel gelitten zu haben. Trübe Erfahrungen sprechen sich im Ausdruck seines Gesichts und in seinen Urtheilen aus. Doch ist durchaus nichts Bitteres darin; vielmehr scheint das rasche Feuer seiner Jugend sich durch Prüfungen geläutert zu haben, und Kenntnisse mancher Art, die er auf weiten Reisen gesammelt, machen seine Unterhaltung belehrend und angenehm.

Seiner Frau wurde nicht erwähnt. Er scheint Witwer zu seyn, und vielleicht hat der Schmerz über diesen Verlust ihn in die weite Welt getrieben. Wenn das so ist, so sey ihm Alles verziehen, was er einst gegen mich gefehlt, und Gott möge seinem Herzen Frieden geben! Leb wohl!

Fünf und dreyßigster Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Freudenwald den 12ten Julius 1811.

Wo soll ich Worte finden, um Dir die Überraschung, die Seligkeit zu melden, in welche ein Brief, den ich gestern empfing, mich versetzte, ein Brief von dem Freunde meiner Jugend, den ich, seit ich zu fühlen im Stande bin, allein und ausschließend geliebt habe, und von dem ich mich auf ewig getrennt glaubte?

Du weißt, welche Unruhe sich meiner bemächtigt hatte, seit Julius in Deutschland ist, und Herrmanns alte Neigung sich wieder geheimnißvoll zu regen schien. Diese Unruhe währte fort, und die Nachrichten von meiner Mutter vermehrten sie. Herrmann hatte sie oft besucht, sich nach mir erkundigt, und viel von alten Zeiten gesprochen. Denke Dir nun mein Gefühl, als ich vorgestern auf einem recommandirten Brief seine Hand erkannte. Ich war nicht im Stande, ihn sogleich zu

erbrechen. Meine Kniee schwankten, ich zitterte so, daß ich mich setzen mußte. Dennoch tobte eine stille Freude durch mein Gemüth, und eine selige Hoffnung flüsterte mir zu, daß er das durch so lange Zeit beobachtete Stillschweigen nicht brechen würde, wenn er mir nichts Angenehmes zu melden hätte.

Ich ergriff endlich das Papier, und öffnete. Seine Schriftzüge, die Worte: Meine theure Mathilde! zauberten auf einmahl das Paradies meiner Jugend mir vor Augen. Hermanns Bild stand vor mir, ich hörte seine Stimme. Ach Gott! Was enthielt der Brief! Es war der Ausbruch der reinsten Freude und der treuesten Liebe, die durch jahrelange Entfernung nicht geschwächt, und durch das Unglück nur gereinigt worden war. Der edle, unglückliche Julius war von seinen langen Wanderungen endlich in sein Vaterland zurückgekehrt, und sein erster Gedanke ging dahin, das Glück seines Freundes zu gründen. Er ließ sich von Hermann eine Schilderung seiner Lage machen, und trug ihm eine Ober-Amtmannsstelle auf einem seiner Güter auf eine Art an, die den Werth der Gabe dreyfach erhöht. Von mir, von Hermanns häuslichen Aussichten war keine Erwähnung. Es soll nicht scheinen, als wolle er für uns sorgen. Er

bittet bloß den Freund, ihm mit der Annahme dieser Stelle einen wesentlichen Dienst zu leisten. Er war es, der eines Beamten bedurfte, und der von dem Freund diese Gefälligkeit zu empfangen hatte.

Diese Stelle, mit Vortheilen verbunden, wie nimmermehr der Gutsherr, wie nur der Freund sie anbiethen kann, setzt Herrmann in den Stand, auf eine sorgenfreye Zukunft zu denken. Er erkundigte sich leise bey meinen Verwandten, und both mir dann seine Hand, die Theilnahme an einem stillen, aber sehr bequemen Daseyn. Wir sollen in Fallowetz wohnen — ach an dem Orte meiner Geburt, wo ich mit Julius und Herrmann spielte, und wo die Liebe zu diesem, so wie die Natur, sich in mir entfaltete und wuchs!

Ich habe ihm heute geantwortet, einen langen Brief, den Thränen der Freude und der Wehmuth benetzten. Ich habe ihm gezeigt, wie treu und innig ich ihn liebe; aber ich habe ihm nicht verschwiegen, wie meine Jugend so ganz verwelkt, und von dem ehemahls blühenden muntern Mathildchen keine Spur mehr vorhanden ist. Ich will ihn nicht täuschen. Er soll kommen, ehe er sich unwiderruflich bindet; er soll selbst sehen, ob das Mädchen, das er finden wird, und

das Bild, welches aus früherer Zeit in seiner Brust lebt, noch Ein und dasselbe Wesen sind.

Aber wenn er mich dann noch wählt, wenn sein Auge durch den Schleyer dringt, den uns Alter oder Krankheit überwerfen — und wenn es ein Mannsauge kann, so ist es das meines sanften klaren Jugendfreundes — dann, Schwester, bin ich das glücklichste Wesen auf Erden! Alles, was ich gelitten, verschwindet wie ein Nebelduft vor meinen Blicken, und mein ganzes künftiges Leben sey ein langer inniger Dank gegen den allgütigen Vater, der meine Thränen, meinen geduldigen Schmerz, und Hermanns Tugend angesehen, und uns durch die Hand der treuesten Freundschaft ein unaussprechliches Glück bereitet hat.

Dieses Glück würde zwar unter allen Verhältnissen jede andere Bedingung äußeren Wohlstandes bey mir überbothen haben; in der Lage aber, in der ich seit zwey Jahren lebe, und noch mehr unter den gegenwärtigen Umständen, erscheint es mir wie eine wahre Rettung. Rosaliens fortgesetztes Verhältniß zu Fahrnau, die höchste Leidenschaftlichkeit, und der, man möchte sagen, frevelhafte Leichtsinn, mit dem sie den Frieden eines achtungswürdigen Hauses ihren

unbezähmten Wünschen geopfert hat, haben mir den Aufenthalt bey ihr seit Langem peinlich gemacht. Zwar konnte ich nur schweigen, da ich zum Reden und zu Vorstellungen weder aufgefordert, noch berechtigt war; aber meine Mienen, ja mein Nichtreden selbst haben ihr oft genug zeigen können, wie ich von dieser Sache denke.

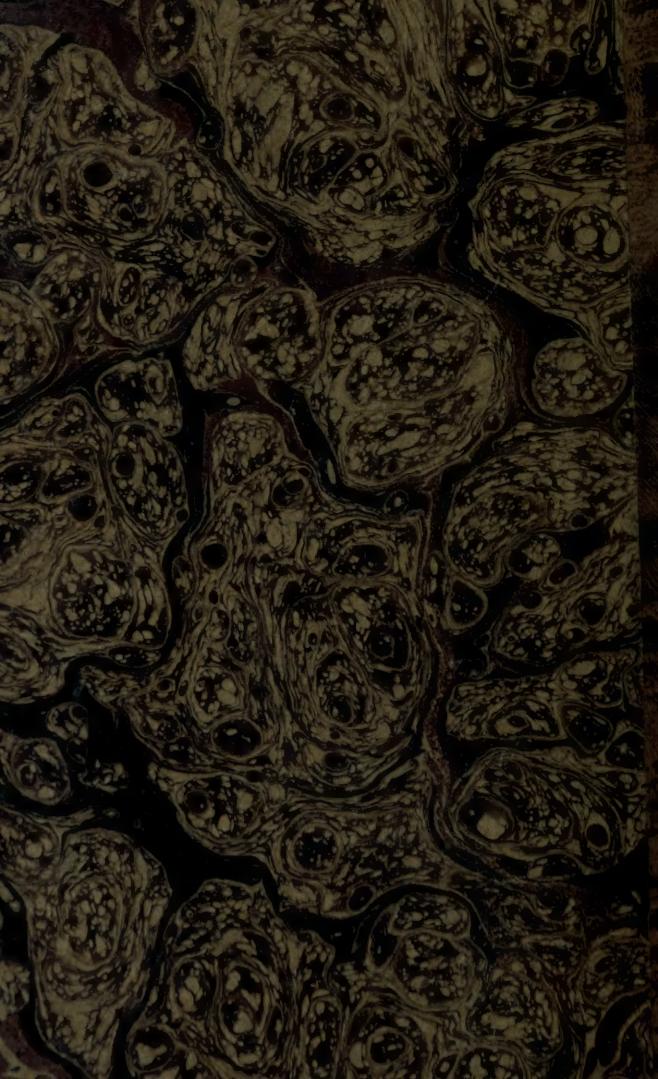
Das mißfällt ihr natürlicher Weise, und die Wirkungen dieses Mißfallens erscheinen dann in einem höchst ungleichen, gespannten Betragen, das bald freundschaftlich, bald kalt, jetzt offen, jetzt zurückhaltend ist. O wie hundertfältig will ich die Stunde segnen, die mich einmahl diesen zahllosen Unannehmlichkeiten entnimmt! Leb wohl!

LIBRARY
MAR 2 2 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2445
P8F7
1818
v.1-2

Pichler, Karoline von
Greiner
Frauenwurde